

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 71

SÜDAMERIKA

Geschichte eines Kontinents

1499–1998



KONQUISTADOREN, FREIHEITSKÄMPFER, GUERILLEROS

Die ersten Europäer / Mythos El Dorado / Widerstand in Chile / Der Staat der Jesuiten / Kaiserreich Brasilien
Simón Bolívar – Befreier und Diktator / Der Kampf des Che Guevara / Argentinien: Die Verschwundenen



Deutschland € 10,90 - Schweiz Sfr 10,90 sfr - Österreich € 11,40
Brasilien € 14,90 - Frankreich € 15,50 - Norwegen NOK 24,- - Portugal € 11,50 - Spanien € 11,50

»Wir werden gern »Kontinent
der Hoffnung« genannt. In Wirklichkeit
ist diese Hoffnung so etwas wie ein
Himmelsversprechen, wie ein Schuldschein,
dessen Einlösung verschoben wird.
Sie wird verschoben auf die nächste
Legislaturperiode, das nächste Jahr,
das nächste Jahrhundert.«

Pablo Neruda (1904–1973), chilenischer Schriftsteller

Liebe Leserin, lieber Leser

Vor dem Jahr 2001 stand das Datum des 11. September in meiner Erinnerung für ein gänzlich anderes Ereignis als die Anschläge in den USA: Am 11. September 1973 hatte Chiles Armee gegen den demokratisch gewählten sozialistischen Präsidenten Salvador Allende gepusht. Tausende Oppositionelle wurden in den Tagen danach verhaftet und in Sportarenen zusammengetrieben. Unter ihnen war der Liedermacher Víctor Jara, populär geworden mit Songs über den Abgrund im Land zwischen den wenigen Reichen und den vielen Armen.

Ein Offizier im Stadion erkannte Jara. Der Sänger wurde zusammengeschlagen und gefoltert, dann brachen ihm seine Peiniger beide Handgelenke und fragten ihn, wie er denn nun Gitarre spielen wolle. Er erhob sich und sang „Venceremos“ – Wir werden siegen –, das Lied von Allendes Partei, so jedenfalls erinnern sich Augenzeugen. Schließlich schossen Soldaten mit Maschinengewehren und töteten ihn mit mehr als 40 Kugeln.

Insgesamt wurden in den Wochen nach dem Staatsstreich mindestens 2000 Menschen ermordet, Zehntausende weitere in Konzentrationslagern interniert.

Der Putsch brannte sich deshalb in mein Gedächtnis, weil Víctor Jaras dramatisches Schicksal nicht schnell bekannt wurde, weil Allende in den Jahren zuvor zu einer Symbolgestalt für den Versuch geworden war, Chiles Gesellschaft friedlich zu verändern – und weil sich in den Endgründen vor und nach dem 11. September 1973 alle Probleme Südamerikas bündelten.

Da war die soziale Ungleichheit. Wie in allen Ländern des Kontinents dominierte eine kleine Elite von Unternehmern und Großgrundbesitzern, deren Vorfahren einst aus Europa gekommen waren. Chiles Bodenschätze kamen vor allem ausländischen Konzernen zugute. Ein großer Teil der Menschen dagegen lebte unterhalb der Armutsgrenze.

Da war der Rassismus. Die Angehörigen der Oberschicht zeigten meist deutlich, dass sie in den *indios*, den Nachfahren der Ureinwohner, nicht viel mehr als Handlanger sahen.

Da waren die linken Aktivisten, die sich in den 1960er Jahren immer weiter radikalisierten und Terrorgruppen gründeten, um politische Veränderungen herbeizuschaffen.

Da war ein Politiker, Salvador Allende, der die Gegensätze in seinem Land ausgleichen wollte, indem er die Mehrheit der Bevölkerung am natürlichen Reichtum Chiles zu bereichern versuchte. Er verstaatlichte US-Firmen, die in dem Land Kupfer abbauten, und enteignete Großgrundbesitzer. Seine Partei setzte Preise für Miete und Grundnahrungsmittel fest, Schulbildung und Gesundheitsversorgung wurden kostenlos angeboten.



GEOEPOCHE-Redakteur Johannes Schneider hat in Ecuador gelebt, die Fachberaterin Dr. Alexandra Giermann ist Expertin für südamerikanische Geschichte.



bieten. All das kostete Geld, das Allende nicht hatte, und so stürzte das Land in eine schwere Wirtschaftskrise, die Inflation erreichte 600 Prozent. Die Folgen waren Chaos, Armut, ökonomischer Stillstand.

Und dann war da die Armee. Es gab fast kein Land in Südamerika, in dem sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Offiziere nicht gegen ihre Regierungen aufgelehnt hatten – eine düstere Tradition, die auf die starke Position der Militärs seit den Befreiungskriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zurückging. Auch in Chile hatten Putschisten schon mehrmals die Macht an sich gerissen.

Im Morgengrauen des 11. September 1973 erlief Allende, dass sich Marine, Heer und Luftwaffe gegen ihn erhoben hatten. Um die Mittagszeit begannen Kämpfe, den Präsidentenpalast zu bombardieren, zwei Stunden später strömten Soldaten das Gebäude. Kurz bevor sie Allende festsetzen konnten, nahm er sich das Leben.

Es begann die Zeit der Diktatur unter dem Putschführer Augusto Pinochet, die Zeit der Verfolgung jeder Opposition, die Zeit von Fieber und Mord, die Zeit des Exils für Hunderttausende Menschen.

Doch heute, gut 40 Jahre nach dem Staatsstreich, steht Chile nicht mehr für die Schattenseiten des Kontinents, sondern für den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aufschwung, den viele der Länder zwischen Karibik und Kap Hoorn genommen haben. Nergenswo sind noch Militärs an der Macht, fast alle Grassrootsbewegungen haben ihre Kämpfe eingestellt, es gibt überall freie Wahlen – kurz: Nie seit dem Beginn der europäischen Eroberung vor mehr als 500 Jahren ging es dem Kontinent so gut wie heute (was hier und da nicht einen Rückfall in politische Unruhen ausschließt).

Chile hat seit mehr als 20 Jahren demokratisch gewählte Präsidenten, es ist mehrmals zu Machtwechseln gekommen, seit 2004 regiert eine Sozialistin, die unter der Militärdiktatur gefoltert wurde. Und auch wenn es nicht gelang, Augusto Pinochet vor seinem Tod noch zu verurteilen, so ist zumindest Víctor Jara rehabilitiert und vielfach geholt worden.

Unter anderem heißt die Sportarena, in der er 1973 ermordet wurde, heute nach ihm.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper

34



EL DORADO Die Legende von einem Land, in dem Gold so gewöhnlich ist wie in ihrer Heimat Eisen, lockt zahllose Europäer nach Südamerika – auch Deutsche.



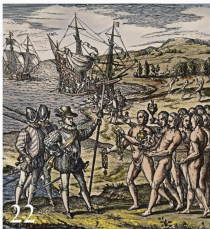
48

WIDERSTAND Mehr als 300 Jahre lang bleiben die Indios vom Volk der Mapuche in Chile unabhängig, weil sie die Spanier mit deren eigenen Kriegstechniken schlagen.



98

UNABHÄNGIGKEIT Simón Bolívar befreit weite Teile des Kontinents von der Herrschaft Spaniens. Und wird dennoch am Ende vielen Südamerikanern verhasst sein.



22

EROBERER Habgier ist sein Motiv, Mord ist sein Mittel. 1499 landet der Spanier Alonso de Ojeda an der Nordküste Südamerikas. Mit seinen Raubzügen in der kurz zuvor von Christoph Kolumbus entdeckten Neuen Welt begründet der erste Konquistador die Unterwerfung eines ganzen Erdteils.



6

INDIOS Von den Europäern werden die Ureinwohner zu Menschen zweiter Klasse erniedrigt. Daran ändert auch die Eigenständigkeit des Erdteils wenig.



126

LITERATUR Wie kein anderer Schriftsteller findet der Kolumbianer Gabriel García Márquez Worte, um die Seele eines ganzen Kontinents zu beschreiben.

INHALT # 71

ANDEN EIN VOLK IM SCHATTEN

Indios haben Südamerika einst besiedelt und große Reiche gegründet. Doch Europäer nehmen ihnen die Freiheit und die Güter ... 6

VENEZUELA, 1499 DER ERSTE KONQUISTADOR

In Spaniens Auftrag erkundet Alonso de Ojeda die Küste des neu entdeckten Kontinents. Vor allem will er Beute machen ... 22

KOLUMBIEN, 1535 DIE LEGENDE VOM GOLDBREICH

Unter den Abenteurern, die sich auf die Suche nach dem Land des Goldes begeben, ist auch ein deutscher Adliger ... 34

CHILE, 1553 TRIUMPH ÜBER DIE EUROPÄER

Nur wenige indigene Völker können sich gegen die spanischen Eroberer behaupten – zu ihnen gehören die Mapuche ... 48

PARAGUAY, 1609 DER STAAT DER JESUITEN

Mitten im Urwald errichten Missionare gemeinsam mit getauften Indios prächtige Bastionen des Glaubens ... 56

KOLUMBIEN, 1635 DAS TOR ZUR NEUEN WELT

Fast alle Waren, die zwischen Spanien und Südamerika gehandelt werden, kommen durch einen Hafen: Cartagena ... 70

BRASIL, 1808 KAISERREICH IN DEN TROPEN

Als feindliche Truppen Lissabon bedrohen, verlegt Portugals Herrscher seinen Hof nach Übersee: nach Rio de Janeiro ... 84

SIMÓN BOLÍVAR, 1783-1830 EL LIBERTADOR

Der Sohn eines Plantagenbesitzers fordert Spanien heraus und besiegt nach langem Kampf die Kolonialmacht ... 98

BOLIVIEN, 1967 DER MANN, DEN SIE »CHE« NANNTEN

Ein argentinischer Arzt will die Revolution nach Südamerika bringen. Und bezahlt dafür mit seinem Leben ... 116

KOLUMBIEN, 1967 HUNDERT JAHRE EINSAMKEIT

Gabriel García Márquez, Südamerikas berühmtester Autor, schafft eine nie da gewesene Mischung aus Märchen und Wirklichkeit ... 126

ARGENTINIEN, 1976 DIE VERSCHWUNDENEN

Überlebende und Täter berichten über den jahrelangen Krieg der argentinischen Generäle gegen das eigene Volk ... 138

PERU, 1980 TOD IN DEN ANDEN

Keine Guerillabewegung des Kontinents ist so mörderisch wie der »Leuchtende Pfad«, der ein maoistisches Regime errichten will ... 154

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN

Impressum/Bildquellen ... 69

Die Welt von GEO

... 178

VORSCHAU

GEOEPOCHERAF ... 180
GEOEPOCHE EDITION DIE KUNST ITALIENS ... 181

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter weniger-epoche.de oder besuchen Sie uns auf Facebook

Der Redaktor ist bewusst, dass der Begriff »Indio« vielschichtig ist und für manche eine negative Konnotation hat. Er wurde von den Europäern unter der ersten Annahme eingeführt, Südamerika sei ein Teil Ozeaniens (das in dieser Zeit oft Indien genannt wird), und gilt lange Zeit als abwertende Fremdbezeichnung. Ein großer Teil der wissenschaftlichen Literatur Indiens verwendet ihn völlig wertfrei. Zudem nennen sich die einheimischen Völker Südamerikas in der jüngeren Vergangenheit vermehrt selbst »Indio«, um ihre eigenständige Kultur und Identität zu betonen. Aus diesen Gründen haben auch wir uns dafür entschieden, den Begriff zu benutzen.

Tafelbild: Ernesto »Che« Guevara, verfilmte Version der Aufnahme von Alberto Korda (1960). Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verlageskonzern auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Königen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Die in den **Durchsätzen** über einen Beitrag platzierten geographischen Angaben beziehen sich in der Regel auf die heute existierenden Staaten. **Redaktionschluss:** 23. Januar 2015

Sie haben Südamerika einst besiedelt und mächtige Reiche gegründet – doch nach der Ankunft der Europäer werden die Indios zu Menschen zweiter Klasse erniedrigt. Sie müssen ihren Göttern abschwören, auf den Gütern der Eroberer schuften und ihnen Tribut entrichten. Und selbst der Triumph in den Unabhängigkeitskriegen des 19. Jahrhunderts bringt den Ureinwohnern weder Freiheit noch Gleichberechtigung

Texte: JOHANNES SCHNEIDER und
JOACHIM TELGENBÜSCHER

Ein Volk



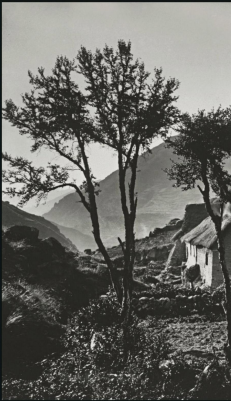
Mit Masken und Musik feiern peruanische Ureinwohner um 1929 ein Fest zu Ehren des Heiligen Kreuzes. Die Aufnahmen auf diesen Seiten sind von Martin Chambi. Als wohl erster Indio erlernt der Peruaner die Kunst der Fotografie – und blickt mit den Augen der Entrechteten auf den sich wandelnden Kontinent

im SCHATTEN



Die Beute der KONQUISTA- DOREN

Einer kleinen Schar ebenso brutaler wie kühner Abenteurer gelingt im 16. Jahrhundert das scheinbar Unmögliche: Im Auftrag der spanischen und portugiesischen Krone unterwerfen sie einen ganzen Kontinent. Doch in den entlegenen Dörfern der Anden und des Amazonas folgt das Leben auch Jahrhunderte später noch seinen uralten Regeln

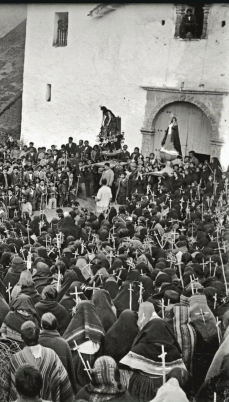




Einfache Hütten mit strohgedeckten Dächern und Indios in traditionellen Ponchos. Das Heimatdorf von Martín Chambi auf 4000 Meter Höhe in den Anden wirkt wie aus der Zeit gefallen (1929)



Mit Kreuzen in den Händen haben sich Hunderte Indios vor der Wallfahrtskirche von Huanca versammelt, um den Segen Christi zu erleben. Denn dort, mitten in den Anden, soll einst der Heiland erschienen sein



Diener eines fremden GOTTES

Im Gefolge der Eroberer kommen schon bald auch Priester nach Südamerika. Sie predigen das Evangelium, verteuflern die alten Götter und bekehren Hunderttausende zum Christentum. Nicht allen Europäern geht es dabei um das Seelenheil der Ureinwohner – oft genug ist die Missionierung nur ein Vorwand für Landnahme und Ausbeutung

Der KAMPF ums Dasein

Auf den fruchtbarsten Böden des Kontinents errichten die Europäer und deren Nachfahren riesige Plantagen. Mit Baumwolle, Zucker und Bananen verdienen die Großgrundbesitzer ein Vermögen. Den Indios des Hochlandes überlassen sie nur karge Äcker. Die Ernte der armen Bauern reicht meist kaum zum Überleben





In der Nähe von Cuzco, der alten Hauptstadt des Inka-Reiches, sitzt eine Bauernfamilie auf einem Berg von Kartoffeln. Die Knolle ist so wichtig, dass sie manche das «wahre Gold der Inkas» nennen. Denn sie trotz der Kälte, der Höhe und schlechten Böden



1535 brandschatzt der Konquistador Francisco Pizarro die Inka-Hauptstadt Cuzco. Auf ihren Ruinen errichten die Spanier eine Metropole nach europäischem Vorbild mit Arkaden, zentralen Platz und barocker Kirche



Auf den Ruinen alter REICHE

Auch nach dem Ende der eigentlichen Eroberung Südamerikas gehen die ungleichen Kämpfe zwischen Europäern und Einheimischen weiter. 1783 etwa schlagen die Kolonialherren einen Aufstand in Peru nieder, töten Zehntausende. Den Anführer der Indios, der sich in Gedanken an den letzten Inka-König Túpac Amaru II. nennt, verteilen sie in der einstigen Kapitale Cuzco

Das ENDE der Fremd- herrschaft

Die Kämpfe, in denen sich die Südamerikaner zu Beginn des 19. Jahrhunderts schließlich die Unabhängigkeit erstritten, sind Revolten der weißen Eliten. Für die Indios in den ländlichen Gebieten ändert sich auch in den neu entstehenden Staaten kaum etwas – Wohlstand und politischer Einfluss bleiben für sie unerreichbar



Auch gut 100 Jahre nach der Unabhängigkeit prägt das Erbe ihrer Ahnen das Leben der Menschen in den ländlichen Gebieten. Sie hoffen, dass eine Kröte



Leben der peruanischen Andenbewohner. So spielt diese Gruppe ein Spiel, das auf eine Legende der Inka zurückgeht. Angeblich warfen eines der Stücke schlucken würde. Denn dann verwandelte sich das Tier in reines Gold – und der Werfer hatte einen Wunsch frei

Das TEMPO einer neuen Zeit

Telegraphen, Fabriken, Kühlschiffe und die erste Eisenbahn, die das Andenmassiv überwindet: Ab etwa 1900 erlebt Südamerika einen Rausch der Modernisierung. Doch bei den Indios löst der wirtschaftliche Aufstieg nicht nur Begeisterung aus – sondern auch Angst um ihre Kultur und Traditionen





Wie ein Eindringling aus einer anderen Zeit wirkt dieser Motorradfahrer, der auf einer staubigen Straße angehalten hat. Es ist Martín Chambi selbst, der sich für die Geschwindigkeit der Moderne begeistert (1934)



45 peruanische Viehtreiber und ein Mann im schwarzen Anzug: Auf diesem Bild scheinen die verschiedenen sozialen Schichten friedlich vereint – tatsächlich ist der Kampf der Entrechteten in Peru später besonders blutig



Das Jahrhundert der REBELLEN

Ab etwa 1930 scheint Südamerika gefangen in einem blutigen Chaos aus Putschen, Aufständen und Militärdiktaturen. Der Zweikampf zwischen linken Guerilleros und rechten Despoten fordert Hunderttausende Opfer. Erst gegen Ende des Jahrhunderts findet der geschundene Kontinent zur Stabilität zurück. ■

Der erste Konquistador

Im Frühling des Jahres 1499 überquert Alonso de Ojeda mit vier Schiffen den Atlantik. Im Auftrag der spanischen Krone soll er jene geheimnisvolle Küste erkunden, die Christoph Kolumbus ein Jahr zuvor gesichtet und auf einer Karte skizziert hat. Vor allem aber will der ehrgeizige Adelige in der Neuen Welt Beute machen. Mit seinen Raubzügen im Norden Südamerikas begründet er die Eroberung eines ganzen Kontinents

Text: BEITRÄGE KLOVER, Illustrationen: MATTHÄUS MERIAN

Frühe Begegnungen zwischen Europäern und Indios blieben noch friedlich. 1492 blieben die Besuche der Azteken spanischen Seefahrern bereitwillig goldene Kostbarkeiten an





Alonso de Ojeda
beginnt seinen Raubzug
an der Nordostküste
Südamerikas

Halgig ist sein Motiv, Mord sein Mittel. Skrupel kennt er nicht, und Mitleid ist ihm fremd. Perlen will er, so groß und ebenmäßig, dass er sie seiner Königin zu Füßen legen kann, daheim in Spanien. Von Gold träumt er, so unermesslich viel, wie man es im alten Europa nie gesehen hat. Und so duldet er keinerlei Widerstand auf dem Weg, der ihn zu all den Reichtrümern führen soll. Nicht von diesen nackten, mit Bogen und Lanzen bewaffneten Gestalten, die gerade vom Strand aus unzählige Pfeile auf seine Mannen niedergehen lassen.

Es ist ein heißer Tagpentaig im August des Jahres 1499. Die Bucht, in der Alonso de Ojeda, der Befehlshaber einer kleinen spanischen Flotte von vier Karavellen, die Landung befohlen hat, wird er später Puerto Flechado nennen, „Hafen der Pfeile“. Tausende Schmellen südwestwärts von seiner kastilischen Heimat liegt sie, an den Gestaden eines unbekannten, mit dichten Wäldern überzogenen Landes, eines riesigen, rätselhaften Kontinents.

Ein Vierteljahr zuvor ist Ojeda bei Cádiz aufgebrochen, im Auftrag des spanischen Königspaares Ferdinand und Isabella. Er soll den Küsten dieses Kontinents weiter folgen, deren Konturen Christoph Kolumbus im Vorjahr erstmals auf einer Karte skizziert hat.

Dem von Kolumbus nach Spanien gesandten Pergament lagen 160 Perlen bei, die der Kapitän in der Gegend an sich genommen hatte. Ojeda soll dieses „Perlenland“ nun genauer erkunden.

Aber er kommt nicht nur als Florier: Er will Beute machen. Alonso de

Ojeda ist der erste Konquistador. Der erste in einer langen Reihe von Männern, die in die Neue Welt ziehen, um diesen Erdteil im Namen ihres Königs zu erobern und dabei selbst reich zu werden.

An der Landungsstelle füllt sich der Strand mit bewaffneten Einheimischen. Schiffe wie die von Ojeda – mehr als 20 Meter lang, mit riesigen Segeln und hohen Aufbauten – haben die Indios noch nie gesehen. Sie bewegen sich in Einbäumen übers Wasser, leben in einfachen Hütten oder unter Bäumen.

Nun beobachten sie, wie 26 Spanier ihre Landungsboote besteigen, die sie mit Abdeckungen gegen die Pfeile abschirmen, und in Richtung Uferaum rudern. Eisen Helme und Brustpanzer schützen die kampferprobten Männer.

Doch die einheimischen Krieger scheinen fest entschlossen zum Widerstand. Vielleicht, weil sie fürchten, dass die hellhäutigen Männer von den Göttern geschickt sind und ihnen großes Unheil bringen. Vielleicht aber auch, weil sie es gewohnt sind, sich gegen feindliche Invasoren zur Wehr zu setzen: Auf den Inseln vor dieser Küste, das haben die Europäer schon zu ihrem Schrecken herausgefunden, leben Karibalen.

Von überallher stürmen Krieger an den Strand. Hunderte stehen den Angreifern entgegen, halten sie mit Speeren und Pfeilen auf Abstand. Ein Spanier fällt, trotz des Schutzpanzers tödlich getroffen, andere werden verletzt.

Schon zudem Ojedas Kämpfer angesichts der schieren Überzahl. Doch ein alter Mann, den sie zur Bewachung ihrer Landungskähne zurückgelassen

haben, ruft laut den Allmächtigen an und stirmt mit dem Schwert in der Hand auf die Einheimischen los. Die anderen folgen seinem Beispiel.

Den scharfen Klingen haben die nackten Krieger im Nahkampf kaum etwas entgegenzusetzen. Mit wuchtigen Hieben schlagen ihnen die Spanier Gliedmaßen ab, spalten Schädel. Die Männer sind wie im Rausch.

Dies ist einer der ersten großen Kämpfe, den die Spanier auf dem neu entdeckten, südamerikanischen Festland ausfechten. Und er ist so brutal und so ungleich wie fast jede der künftig meist gewaltsamen Begegnungen zwischen Einheimischen und Eindringlingen. Neben dem einen Gefallenen haben die Spanier 22 Verwundete zu beklagen, alle anderen überleben. 150 Indios aber bleiben tot auf dem Schlachtfeld zurück.

Dem Fliehenden setzen die Europäer nach, verfolgen sie bis in ihr Dorf, wo Ojeda Leute Feuer legen und 180 Hütten niederbrennen. Kurz darauf verschleppen die Spanier die ersten Indios auf ihre Schiffe, als Sklaven oder schlacht als Trophäen ihres Triumphs.

So beginnt die gewaltsame Eroberung Südamerikas – als Teil eines Raubzuges von welthistorischer Dimension.

Denn voller Eifer und Gier strebt Europa in diesen Jahren in die Ferne. Mit dem Segen des Papstes, der die Missionierung der Neuen Welt als Ziel ausgeben hat, erheben vor allem die Großmächte Spanien und Portugal Ansprüche auf große Teile der Erde, weite Regionen der Westen, die es vielfach erst noch zu erkunden gilt. Nur nach und



Die ersten Europäer, die Südamerika erkundeten, sind überwältigt von den wild wachsenden Pflanzen, den bunt gefiederten Vögeln, handtellergroßen Spinnen und meterlangen Schlangen. In ihren Reiseberichten überzeugen sie ihre Erfahrungs häufig zu Geschichten über Riesen, Monster, Drachen

nach werden sich für die Europäer die Konturen von Landmassen abzeichnen, wird das Bewusstsein um einen neuen Doppelkontinent entstehen, wird auch das gewaltige Gebilde Südamerika in den Köpfen und auf den Karten erscheinen.

Es ist ein Wettlauf um geographisches Wissen, viel mehr aber um Handelsposten, Reichtümer, Land. Könige tragen ihn aus, Kaufleute und Kapitäne. Fast immer sind es private Expeditionen von Wagenritten, die mit einer Lizenz oder Order ihrer Herrscher losgehen.

Wohlhabende Kaufleute finanzieren diese ersten Fahrten, in der Hoffnung auf reiche Profite. Und je mehr Schätze die Kapitäne der Schiffe aus der Neuen Welt nach Hause bringen – Gold und Silber, Edelhöfner und Gewürze und von Beginn an auch Sklaven –, desto größer wird die Gier. Und die Gewalt.

So ist Ojeda's Landung am Hafen der Pfeile (westlich des heutigen Cara-

ca) zugleich der Anfang des europäischen Vorrückungsfeldzugs auf südamerikanischen Boden. Ein Menetekel für die kommenden Jahrzehnte, in denen Millionen den Spaniern (und den von ihnen eingeschleppten Krankheiten) zum Opfer fallen werden.

Nur wenige Jahre nachdem Christoph Kolumbus den Weg in eine neue, unbekannte Welt eröffnet hat, hinterlassen die Entdecker Amerikas bereits eine Spur von Blut und Verderben.

Im Jahr 1492 ist der aus Genua stammende Kapitän mit drei Schiffen gen Westen aufgebrochen, den Seeweg nach Asien zu suchen. Sein Ziel: eine neue Handelsroute zu den Reichtümern des Fernen Ostens zu finden, zu den Gewürzen, zum Gold. Er folgte dabei Theorien von Gelehrten, die bereits seit Jahrhunderten den Globus von drei Landmassen

bestimmt sahen: Asien, Afrika und Europa. Zwischen dem Westufer Europas und den östlichen Gestaden Asiens vermuteten sie einen gewaltigen Ozean und vor Asiens Küsten ein Inselmeer.

Im Oktober 1492 sichtete Kolumbus nach 33 Tagen auf der offenen See und etwa 6000 Kilometern Reise tatsächlich Land: eine Insel in der Karibik (die von den Einheimischen „Guana-hani“ genannt wurde und heute zu den Bahamas gehört). Der Seefahrer war allerdings überzeugt, Eilande vor dem Ostsaum Asiens erreicht zu haben.

Nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1493 beistete sich die Kunde seiner Entdeckung schnell über ganz Europa aus. Kolumbus wurde als Held gefeiert. Das spanische Königspaar machte ihn zum Vizekönig und Herrn der Neuen Welt, zumindest auf dem Papier.

Und es erlaubte eine zweite, weit größere Expedition. Im September 1493



Ojedas Begleiter Amerigo Vesputi berichtet in Briefen von der Freundschaft der Indianer – und von ihrer Bereitschaft, Gold, Edelsteine und Perlen fast ohne Gegenleistung zu verschenken

bricht Kolumbus erneut auf, diesmal mit 17 Schiffen. An Bord sind mindestens 1200 Männer, die auf einer weiteren von dem Gelehrten entdeckten, „Hispaniola“ genannten Insel eine Kolonie errichten sollen. Zum Kapitän einer seiner Karavellen hat Kolumbus einen wohl gerade erst 25-jährigen Aristokraten aus Cuesca gemacht: Alonso de Ojeda.

Der junge Mann ist ein Günstling der Königin – und Kolumbus will sich mit dieser Wahl vermutlich ihrer Huld verschern. Ojeda entstammt einer Adelsfamilie, schon sein Vater hat für Isabella gekämpft. Zum Dank ruhen sie den Sohn in ihre Obhut; danach diene er einem mächtigen Herzog als Knappe.

Angänglich eroberte Ojeda, eher klein und bager, aber offenbar gut aussehend und gewandt, die Aufmerksamkeit der Königin mit einer Murrebe: Auf einem Balken, der aus einem Turm ragte,

soll er Kunststücke vollführt haben – 60 Meter über den Straßen von Sevilla.

Später nahm er an den Kämpfen der Krone gegen die muslimischen Mauren teil, galt schon damals als furchtlos und verwegen, manchen auch als grausam und grausend.

Auf der Fahrt mit Kolumbus zeigt Ojeda vor allem: Rücksichtslosigkeit, Brutalität und Habgucht. Bei zwei militärischen Expeditionen ins Innere von Hispaniola lässt er Einheimische, die sich seinem Trupp in den Weg stellen, niedermachen. Alles Gold, das er findet, wird geraubt. Einem Gefangenen schneidet er die Ohren ab. Frauen werden vergewaltigt. Einen Kariken, den stolzen Häuptling eines der Indianerstämme, lässt er wie eine Trophäe in Ketten ins Fort der Spanier führen.

Historiker wegen Ojeda wegen dieser Taten später den ersten Konquistador

der Neuen Welt nennen, des Pioniers der gewaltsamen Eroberung.

Fünf Jahre später rüstet der Haudegen, wieder zurück im Mutterland, zu einem eigenen Abenteuer. Kolumbus hat zwar vom spanischen Königspaar die Zusage erhalten, dass niemand ohne seine Erlaubnis in die Neue Welt segeln dürfe. Doch als er dem Hof 1498 von seiner dritten Reise per Schiff die Kunde übermitteln, er habe weiter südlich (in der Region des heutigen Venezuela) Festland gesichtet, brechen die Monarchen ihr Versprechen.

Die Perlen, die Kolumbus bei Einheimischen eingetauscht und nach Spanien geschickt hat, sowie die Aussicht auf neue Reichtümer – kaum durch einen Abenteuerer allein zu erschließen – lassen Isabella und Ferdinand ihre Strategie ändern. Außerdem sind die Herrscher unzufrieden mit dem Entdecker, über dessen Führungstil auf Hispaniola nach Europa zurückgekehrte Kaufleute klagen.

Kolumbus habe das Festland selber nicht betreten, somit nicht in Besitz genommen und daher auch kein exklusives Anrecht, so die spitzfindige Argumentation der königlichen Juristen.

Isabella und Ferdinand entsenden sofort weitere Expeditionen. Eine davon soll Ojeda leiten. Ihn schätzen sie als „verlässlich“, wie sie Bischof Juan Rodríguez de Fonseca schreiben, ihren Sonderbeauftragten für die neuen Entdeckungen. Das helfe auch: Sie halten ihn für rigoros genug, die Interessen der Krone durchzusetzen.

Fonseca lässt den Adligen den Brief und die Karte von Kolumbus studieren. Und er gibt ihm genaue Instruktionen: Ojeda darf, ja er soll sogar das sagenumwobene „Perlenland“ ansteuern, die anderen Gebiete indes, die Kolumbus reklamiert hat, bleiben

Ojeda kommt mit einem klaren Ziel: Beute machen

ihm versperrt. Aber die Terra incognita ist ja offenbar riesig – und die Hoffnungen sind es ebenfalls.



Am Morgen des 18. Mai 1499 sticht Alonso de Ojeda mit drei Karavellen in See. Zwei der Schiffe kommandiert ein Mann, der später der Neuen Welt ihren Namen verschaffen wird: Amerigo Vesputci; er hat die Finanzierung der beiden Segler organisiert. Doch da Ojeda im königlichen Auftrag unterwegs ist, hat er nur den Oberbefehl.

Kaufleute finanzieren das Abenteuer; Ojeda und Vesputci hätten nicht die nötigen Mittel. Zwar ist Geldverleih mit Zinsgewinn in Spanien offiziell verboten. Aber den Finanziers steht ein Lohn zu für das Risiko, das sie eingehen – denn sollten die Schiffe mit leeren Laderräumen oder gar nicht zurückkommen, ist auch ihr Investment verloren. So können sie sich eine Gewinnmarge sichern, die de facto ein verkappter Zins ist.

Überhaupt ist das ganze Unternehmen vertraglich präzise geregelt. Die königliche Lizenz für die Expedition ist an eine Art Ertragssteuer geknüpft, *quinto* genannt: Ein Fünftel aller Einkünfte etwa aus „Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Perlen, Edelsteinen, Gewürzen oder Arzneien“, wie die Vereinbarung zwischen der Expedition und der Krone festhält, stehen den Königen zu.

Das gilt auch für Sklaven, allerdings nur für „Schwarze und Mulatten“. Indianer fehlen in der Aufzählung, wohl weil Königin Isabella sie missionieren und zu christlichen Untertanen machen will – so wie es der Papst verlangt hatte, als er Spanien die Gebiete übertrug. Doch Ojeda hat keineswegs vor, sich an dieses Gebot seiner Herrscherin zu halten.

Somit hat Bischof Fonseca in der Vereinbarung an alles gedacht, was Ojeda aus der Fremde als Beute mitbringen könnte: Schlangen und alle anderen Tiere werden im Vertrag aufgeführt – und auch „Menschen“. Man weiß ja nie.

Spaniens Beauftragter für die Neue Welt traut Ojeda sicher einiges zu, freie Hand lässt er ihm aber nicht. Zur Überwachung postiert die Krone auf jedem Schiff einen königlichen Bachillanten. Der Mann soll alle Waren dokumentieren, die an Bord kommen, und die Wertsachen in einer Schatztruhe wertschließen, die sich nur mit zwei Schlüsseln öffnen lässt: Einen trägt der Kapitän an Gürtel, den anderen behält der Beamte.

Ojeda hat die Mannschaft seiner Karazelle, rund 30 Mann, offensichtlich nach eigenen Bilde ausgewählt. Es ist eine verwegene Truppe. Skrupel kennen die Männer ebenso wenig wie ihr Kommandeur. Noch in der Nacht vor ihrem Aufbruch stellen sie im Hafen von Cádiz eine Bergantine, ein großes Beiboot, das die Karavellen im Schlepptau hinter sich herziehen.

Vor der marokkanischen Küste akquirieren sie eine weitere Karazelle. Die Mannschaft jagt sie von Bord, der Besitzer darf auf die Expedition mitfahren. Auf Lanzarote rauben sie Tauewerk, Seile und Anker und was ihnen sonst noch fehlt für die nun folgende Überfahrt.

Von La Gomera aus nimmt das kleine Geschwader zunächst westlichen Kurs, dann segelt es Richtung Aquatón. Mit dieser Route folgt Ojeda dem Beispiel von Kolumbus. Den Seekunden ist schon vor Jahren aufgefallen, wie günstig die Luftströme weiter im Süden für die Fahrt Richtung Westen – und damit die Atlantikpassage – sind: Dies war die Entdeckung der Passatewinde.

Auch wenn Ojeda nur harte Gesellen an Bord hat: Es ist für alle eine Reise ins Ungewisse – in einer Zeit, da viele jenseits der bekannten Welt grässliche Drachen und andere Ungeheuer vermuten, Dämonen und Geister fürchten. Viele glauben auch, dass die tropischen Breiten, auf die sie jetzt zusteuern, der Hitze wegen unbewohnbar sind.

Dieses letzte Gerücht zumindest wird bald widerlegt. Nach nur 24 Tagen tauchen grüne, dicht bewaldete Gestade am Horizont auf: die Nordküste Südamerikas, vermutlich auf der Höhe des heutigen Französisch-Guayana.

Ojeda hält sich dort nicht lange auf. Ihn drängt es zum Perlenland, von dem Kolumbus berichtet hat. Wenn dessen Berechnungen zutreffen, muss es weiter



Auf seiner Reise entlang der Nordküste trifft Ojeda auf unterschiedlichste Völker: friedliebende Bauern, aggressive Krieger und auch Kannibalen, in deren Dörfern die Spanier abgenagte menschliche Knochen und Schädel entdecken.

ins Nordwesten liegen. Die Expedition teilt sich nun auf: Aus Gründen, die nicht überliefert sind, folgt Vespucci mit seinen Schiffen dem Küstenverlauf südostwärts und erkundet wohl die Amazonas-Mündung.

Da sie Angst haben, mit ihren Karavellen in Urtiefen zu geraten, arriern seine Männer ein paar Kilometer vor dem Küstensaum und rudern mit ihren Beibooten zum Strand, wo bereits Einheimische zusammenlaufen, sichtlich aufgeregt, neugierig. Allein der Anblick anderer Menschen nach Wochen der Einsamkeit auf hoher See erregt die Bezauberung, wie Vespucci später notiert.

Eine vorsichtige, tastende, noch überaus friedliche Begegnung mit einer neuen Welt beginnt.

Wohl aus Scheu oder Angst vor den Fremden laufen die Einheimischen davon, sobald die bärtigen Männer anlanden, und lassen sich auch nicht von Gesten des guten Willens – die Spanier deponieren kleine Geschenke wie etwa Spiegel am Strand – von den unflüchtigen Hügeln herunterlocken. Vor Einbruch der Dunkelheit ziehen sich die Entdecker auf ihre Schiffe zurück.

Auf welche Gestade sie hier gestiegen sind, ist sicherlich keinem der Europäer an diesem Abend klar. Schon gar nicht wissen sie, dass sie gerade ihre Fäße auf den südamerikanischen Kontinent gesetzt haben, die viertgrößte Landmasse der Welt, mit 17,8 Millionen Quadratkilometern weitaus größer als Europa.

Sie können nicht ahnen, dass sich hinter den grünen Küstenhügeln ein gigantischer Urwald erstreckt, die ungeheuren Wälder Amazoniens, bis hin zur Bergkette der Anden, neben deren höchsten Gipfeln sich die Alpen wie Vorgelbirge ausnehmen würden.

Vielleicht zehn, vielleicht 60 Millionen Menschen leben zu dieser Zeit auf dem südamerikanischen Erdteil, in einfachen Stammesgesellschaften etwa an den Küsten und in den Wäldern, aber auch in Hochkulturen wie jener der Inka in den westlichen Hügeln der Anden, die gerade den Zenit ihrer Entwicklung erreicht. Es wird noch Jahrzehnte dauern, ehe den Europäern die Dimensionen und Beschaffenheiten Südamerikas auch nur annähernd bekannt werden.

Rasch indes sind die Männer um Vespucci davon überzeugt, einen Kontinent erreicht zu haben, denn Süßwasser in solchen Mengen, wie es die Flüsse an dieser Küste ins Meer spülen, kann nicht von einer Insel kommen.

Sie wenden das Land vermutlich für die Südspitze Asiens halten, weil sie nur drei Kontinente kennen. Vespucci jedenfalls ist davon überzeugt, dass sie den Fernen Osten gefunden haben.

Kurz darauf unternehmen die Spanier weitere Landungsversuche – und diesmal gelingt die Kontaktaufnahme. Rasen und Bälle, Spiegel und Kerzen, die die Europäer mitgebracht haben, faszinieren die Einheimischen, die in relativ großen, sesshaften Gruppen leben, sich von Jagd und Fischfang ernähren, aber auch Mariok und Mais anbauen.

Staunen herrscht auf beiden Seiten. Irritiert stellen die Spanier fest, dass die Menschen völlig nackt leben. Sie lernen, wie bequem es sich in den Netzen schläft, die die Indianer zwischen Bäume spannen, und dass es den Männern eine Ehe ist, den Europäern ihre Frauen und Töchter für die Nacht zu überlassen.

Vor allem aber reizen die Besucher rasch, dass all das, was in Europa die Welt bedeuten, Gold, Juwelen, Perlen, dass all die Reichtümer, die sie hier finden wollen, diesen Menschen kaum etwas gelten. Das, was sie haben, tauschen die Einheimischen bereitwillig ein oder verschenken – es segelt.



Ojeda lenkt darauf seine beiden Karavellen mit vollen Segeln nach Nordwesten, Richtung Perlenland.

Den Juli über folgt er der Küste. Längs der Orinoco-Mündung links liegt, erreicht, nach mehr als 1000 Kilometern, die vorgelagerte Insel Trinidad. Die



ganze Reise über zeichnet sein Kartograph Juan de la Cosa den Verlauf der Küsten auf.

Innerer näher kommen sie nun der Region, in der sie das Perlenland vermuten. Und je dichter sie sich dem geradezu mythischen Schatzort nähern, desto größer wird ihre Ungeduld. Innerer wieder gehen sie an Land, auf der Suche nach Kostbarkeiten. Schwarz bewaffnete Expeditionskorps von 20 bis 50 Mann setzen von den Schiffen an die Küste über. Leimen die Bewohner Widerstand, antworten die Spanier mit Gewalt.

Nur: Große Schätze sind es nicht, auf die Ojedas Leute bei diesen ersten Begegnungen stoßen. Ende Juli haben sie die von Kolumbus beschriebene Region schon passiert – und noch immer nichts Nennenswertes außer einigen Perlen gefunden.

Wo blödsinnig die Reichtümer, von denen der Entdecker so geschwärmt hat? (Später wird klar, dass Kolumbus in seinen Schilderungen oft übertrieben hat,



Viele Einheimische verirrt, wie die Europäer kämpften. Anders als die Indio-Krieger, die ihre Gegner verletzten, gefangen nahmen und ihrem Herrscher als Beute präsentieren, wollen die weißen Anführer meist nur eines: den Gegner so schnell wie möglich töten.

Die Begegnungen mit den Fremden machen die Spanier oft fassungslos. Die Kariben sind Kannibalen, wie sie schockierend feststellen, als sie in Insektenklüften abgenagte menschliche Knochen und Schädel entdecken.

Und auf dem später Curaçao genannten Eiland begegnen sie Menschen, die in ihren Schilderungen riesenhaft sind: Selbst die Frauen überragen die spanischen Männer angeblich um 30 Zentimeter (die Spanier sind im Durchschnitt wohl etwa 1,65 Meter groß).

Angesichts der beeindruckenden Körpermaße der Inselbewohner und ihrer meisserscharf geschliffenen Holzschlagger lassen Ojeda Gefolgsleute von den Plänen ab, zwei der Frauen für ihren König zu entführen, und ziehen sich rasch zu den Landungsbooten zurück – nicht ohne zu registrieren, wie viele Brasilholz-Bäume (nach denen eine große Region des Kontinents dereinst benannt werden wird) auf der Insel wachsen.

Deren rotes Holz ist in Europa als Färbemittel begehrt, und inzwischen entfremdet die Gier der Spanier alles, was nur irgendwie als Beute infrage kommt. Der Kartograph La Cosa trägt Curaçao unter dem Namen „Insel des Brasil und der Giganten“ auf seinen Karten ein.

Wenig später entdecken die Seelente merkwürdige Holzhäuser, die wie auf Stielen im Wasser stehen. Die Baute erinnern sie an eine Metropole ihres eigenen Kontinents. Und so nennen sie den Ort „Klein-Venedig“: Venecuela. Der Name wird bleiben, schließlich für ein ganzes Land.

Ojeda ruht hier die in Europa als Luxusbaum beliebte Baumwolle, die in der Gegend wild wächst und in den Pfahlbauten in großen Mengen lagert, ebenso rotes Färbholz, wie es die Spanier schon auf Curaçao gesehen haben. Einheimische, die sich wehren, werden gestört.

Wahre Schätze aber findet der Konquistador auch hier nicht. Wo ist das Gold? Wo sind die Perlen? Elf große Perlen hat Amerigo Vespucci von einem Landgang mitgebracht, als er allein unterwegs war – sicher zum Neid Ojedas. Der sanfte Schimmer der Perlen löst ihn unersättlich weiter.

Am Maracaibo-See aber, einem großen Brackwasser im Nordwesten

um seine Expeditionen vor Spaniens Herrschern zu rechtfertigen.)

Die euphorische Entdeckungslust der ersten Tage ist längst verfliegen. Stundenlang nimmt die Enttäuschung zu.

Ojeda dringt weiter, nach Westen. Landgang folgt auf Landgang. Misserfolg reiht sich an Misserfolg.

Bis die Unzufriedenheit und die unbefriedigte Gier der Spanier sich Anfang August in einem Gewaltausbruch entlädt: bei der Schlacht am „Hafen der Pickel“. Es ist, als wollten die Europäer ein Exempel setzen, dass Widerstand zwecklos ist und sie die neuen Herren der Küsten sind.

Gewalt bestimmt nun meist die Begegnungen der Spanier mit den Einheimischen. Sobald sie fortan Schiffe von Weibern – auch von anderen Expeditionen – sehen, fliehen sie oft in Wälder oder umliegende Bergregionen.

Und kommt es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung, folgt nicht

schen ein Mosaik: „Oft ist es passiert, dass 16 von uns gegen 2000 von ihnen gekämpft haben“, berichtet später Vespucci, dessen Schiffe inzwischen umgekehrt und wieder zu Ojeda gestoen sind. Obwohl er vermutlich übertrieb, so sind seine Schilderungen doch unmissverständlich: „Am Ende haben wir sie vernichtend geschlagen und viele massakriert und ihre Häuser geplündert.“

Nach einer Zwangspause, um die Verwundeten zu pflegen, treibt Ojeda die Expedition erneut voran. Weiter geht es nach Westen. Immer weiter.

Unterschiedlichste Völker treffen die Spanier auf ihrer Fahrt entlang der Küste: beispielsweise die eher friedliebenden, bürgerlichen Arawak sowie die Kariben, ein aggressives Eroberervolk, sowie die Caquetio, größtenteils sesshafte Bauern, die Mond- und Sonnengöttern opfern.



Den stählernen Waffen und Rüstungen der Europäer haben die Indios kaum etwas entgegenzusetzen. Auch die Schlachtrosser jagen ihnen Angst ein, denn sie halten Pferd und Reiter für ein einziges Wesen. So kommt es zu rassistischen, höchst ungleichen Auseinandersetzungen, bei denen die Spanier kaum Männer verlieren, die Einheimischen dagegen Hunderte.

des heutigen Venezuela, ist dann Schluss. Vermutlich entführen die Spanier noch ein paar junge Mädchen (oder tauschen sie ein gegen Ketten, Spiegel oder ähnlichen, für die Europäer wertlosen Tausch – so genau lässt sich das nicht mehr klären). Für sich erwirbt Ojeda ein Mädchen, wohl die Tochter eines Häuptlings. Er wird sie zurück nach Cadix mitnehmen und Isabella taufen lassen.

Doch man kann Ojeda nicht länger in den südamerikanischen Gewässern bleiben: Schiffsböhrwürmer haben in-

zwischen die Karantellen beschädigt; die Rumpfe ziehen so stark Wasser, dass die Besatzung es kaum noch aus den Schiffsbüchsen pumpen kann.

Ironischerweise findet Ojeda am Maracaibo-See noch ein paar grüne Steine, wahrscheinlich Smaragde. Nicht viele, aber genug, um die Blegende nach mehr zu nähren. Und genug, um seinen Wunsch zu wecken, schon bald in die Region zurückzukehren.

Vom Cabo de la Vela im heutigen Kolumbien nimmt Ojeda Kurs auf His-

paniola. Dort will er die Planken reparieren – vielleicht hofft er auch auf die Hilfe von Männern aus der Kolonie, die Kolumbus als Gouverneur dort ernichtet hat und die zum spanischen Hauptstützpunkt in der Neuen Welt geworden ist.

Als er jedoch fünf Tage später, am 5. September, an der Südküste von Hispaniola landet, gibt es nur Unfrieden. In der Gegend wachsen wertvolle Farbhölzer, so wie auf Curaçao. Kolumbus verdächtigt seinen einstigen Untergebenen, unerlaubte Bäume schlagen zu wollen – ob zu Recht, ist unbekannt –, und schickt drei Karavellen zu Ojedas Landeplatz, um das zu unterbinden.

Ojeda schürt daraufhin Stimmung gegen den Gouverneur, verbreitet unter spanischen Siedlern das Gerücht, Kolumbus stehe kurz vor der Abkissung – segelt aber weiter, nachdem er seine Schiffe notdürftig ausgebessert hat. Noch Wochen kreuzt er wie ein Pirat durch die Karibik, macht Jagd auf Indianer, die er als Sklaven verkaufen will.

Wohl im März formiert sich Ojedas kleine Flotte in Hispaniola für den Rückweg. Im Juni 1500 trifft er in Cádiz ein. Die erste Raubfahrt eines Europäers nach Südamerika ist zu Ende.



Von den 235 gefangenen Indianern, die er in der Neuen Welt noch an Bord hatte, haben 35 die Passage im feuchten, stinkenden Schiffsbauch nicht überlebt. Ihre Leichen wurden einfach über Bord geworfen. Die anderen verstreigern die Entdecker nun als Sklaven.

Als die Königin erfährt, dass ihrem Willen zuwider gehandelt worden ist, lässt sie weiteren Menschenraub noch einmal ausdrücklich verbieten. Doch bald werden die spanischen Herrscher Ausnahmen von diesem Verbot zulassen –

Wo nur sind die Schätze, von denen Kolumbus sprach?

wohl weil die Aktionen eine wichtige Einnahmequelle für ihre Entdecker-Kapitäne sind. Indianer, die von den Eroberern als „rebellisch“ eingestuft werden, dürfen nun in aller Öffentlichkeit als Sklaven verkauft werden.

Auch Ojeda kann nur dank dieser Aktionserlöse einige Kosten der Expedition begleichen. Denn seine übrige Ausrüstung ist mager: Ein paar Perlen hat er mitgebracht, das gestohlene Farbholz aus Venezuela sowie einige Edelsteine – Amethyste, vielleicht Rubine. Die Entdeckung der wenigen grünen Smaragde lässt die Krone geheim halten und erklärt die Gegend am Maracaibo-See, wo Ojeda sie gefunden hat, zur verbotenen Zone.

So knapp bei Kasse ist der Korruptador nur, dass er sich vom Schatzamt des Hofes einen Teil des königlichen gewinn stunden lassen muss: 23.797 Maravedis muss er König und Königin noch zahlen. Eine notarielle Vereinbarung vom 22. Oktober 1500 bestätigt die Schuld. Eine stattliche Summe: Ein lebendes Schwein kostet etwa 400 Maravedis.

Ob er hofft, so die finanziellen Probleme am besten zu lösen, oder ob ihn die angestrebte Erbschaftslust treibt: Auf jeden Fall will Ojeda so schnell wie möglich zurück an die von ihm entdeckten Gesteine. Am Hof spielt auch er das Spiel der Übertreibung und berichtet nicht nur von den Smaragden, sondern erwähnt ausgedehnte Perlengründe, fantasziert von Goldminen.

Die königlichen Hoheiten sind derart beeindruckt von den Schilderungen ihres Günstlings, dass sie ihm noch im Juli 1500 eine zweite Expedition in die gleiche Gegend genehmigen, diesmal mit zehn Schiffen (am Ende werden es, wohl aus Geldgründen, nur vier).

Und sie ernennen Ojeda zum Gouverneur von Coquibacoa, der Smaragd-Küste am Maracaibo-See. Damit ist er auf dem Papier Spaniens erster ranghoher Regierungsbeamter für diesen Teil Südamerikas. Sollten Einkünfte in der Region erzielt werden, dürfte Ojeda die

Halfte behalten – bis zu einer Summe von 300.000 Maravedis im Jahr.

März 1502, Venezuela. Wieder die gleiche Küste, wieder die gleiche wilde Hoffnung auf Reichtrüme. Und diesmal will Ojeda den Erfolg erzwingen. So sehr glaubt er daran, nun die ersehnten Schätze zu finden, dass er gleich fünf Silber- und Goldschmiede mit auf die Reise genommen hat. Und er setzt auf Erfahrung: Viele der rund 150 Männer an Bord sind alte Fahrerleute, die bereits in der Neuen Welt waren.

Nabe dem Golf von Venezuela, von dem ein Zufluss zum Maracaibo-See führt, lässt Ojeda ein Fort errichten, das er Santa Cruz nennt, Heiliges Kreuz. Es ist die erste spanische Befestigung auf südamerikanischem Boden: eine Wehranlage mit Mauern aus Lehm und einem Vorpostenlager, geschützt von drei Kanonen.

Umgeben ist die Festung von unempfindlichem Urwald. Die Bäume bieten feindseligen Einheimischen idealen Schutz – eine denkbar ungeeignete Lage für einen Stützpunkt, wie die Innuamen bald merken. Ständig regnet es, ständig greifen Indianer an, die Vorräte werden knapp, viele Männer leiden an Fieber. Dennoch regiert Ojeda das schlarvinige Lager mit harter Hand. Einem Soldaten lässt er als Strafe die Zehen amputieren, einem anderen einen Nagel in den Fuß treiben.

Und trotz aller Mühen und Strapazen finden die Spanier in der Umgebung nichts, was die Goldschmiede haurbeim könnten: Das Edelmetall, von dem Ojeda am Hof geschwärmelt hatte – gibt es nicht. Die Stimmung kippt.

Ojedas Partner bei der Expedition, zwei wohlhabende Kaufleute aus Sevilla, die auf den Schiffen mit in die Neue Welt gekommen sind, beginnen um ihre Geldanlage zu fürchten. Nach mehreren Wochen in der grünen Hölle locken die beiden Ojeda unter einem Vorwand aus dem Fort auf eines ihrer Schiffe und setzen den überraschten Kommandanten

dort mit Hilfe unzufriedener Besatzungsglieder kurzweilend fest.

Ojeda versucht zu fliehen, scheitert jedoch: Der Gästling der Königin wird in Eisen gelegt. Was für eine Schmach.

Blauen weniger Wochen geben Ojedas Partner das Fort auf. Nur ein Vierteljahr hat Spaniens erste Siedlung in Südamerika bestanden. Ende August flüchten sich die Männer nach Hispaniola, mit Ojeda als ihrem Gefangenen.

Dort wird der Mann, der Madrids erster Gouverneur in Südamerika werden wollte, mit Billigung des königlichen Statthalters, eines Nachfolgers des inzwischen abgewiesenen Kolumbus, verurteilt: unter anderem wegen Grausamkeit gegenüber seinen Untergebenen.

Zum Berufsungsverfahren innerhalb wird er zurück in die Heimat verfrachtet, wo sich die Lage zu seinen Gunsten wendet. Das Hofgericht spricht ihn frei.

Und auch wenn es in der Rückschau kaum glaublich erscheint – 1505 will Ojeda abernach zurück. Die Neue Welt, die Küste Südamerikas, der Traum vom Glück: All das ist längst wie eine Obsession für ihn. Doch auch diese dritte Reise bleibt erfolglos.

Und so bricht er 1509 zu seiner vierten Expedition auf. Die nun wird endlich seine letzte sein. Erneut soll er eine spanische Kolonie errichten. Königin Johanna, die Tochter der inzwischen verstorbenen Isabella, ernannt ihn vor der Abreise zum Gouverneur von Urabá, einer Region an der karibischen Nordwestküste Kolumbiens, die sein alter Partner, der Kartograph Juan de la Cosa, wenige Jahre zuvor erkundet hat.

Doch die Reise endet ebenfalls im Desaster: Wieder plündert Ojeda eine indianische Siedlung, und wieder unterschätzt er den Widerstand. Durante seiner Untergebenen kommen bei Kämpfen um, unter ihnen der Kartograph La Cosa. Trotzdem gründet Ojeda noch einmal ein Fort, San Sebastián, und kann es doch nicht halten. Er selbst überlebt einen Giftpfeil angeblich nur, weil er sich die Wunde mit einem glühenden Eisen ausbrennen lässt.

Am Ende überlässt der gescheiterte Gouverneur die restlichen Männer im Fort ihrem Schicksal und setzt sich mit dem Versprechen, Hilfe zu holen, nach Hispaniola. Von dort wird er nie mehr ins Mutterland zurückkehren.

Über Ojedas letzte Jahre ist kaum etwas bekannt. Vorübergehend wird er eingekerkert, angeklagt wegen angeblicher „Verbrechen, begangen in seiner Provinz und anderswo“. Verurteilt aber wird er wahrscheinlich nie.

Das innerlich weiß man: Er stirbt um 1515 auf Hispaniola, als armer Mann. Dem Vernehmen nach in der braunen Kiste eines Franziskanermönchs.



Fast ein Dutzend Expeditionen schickt Spaniens Krone zu Beginn des 16. Jahrhunderts an die Küsten Südamerikas, immer in der Hoffnung auf Beste und brauchbares geografisches Wissen.

Kolumbus bleibt zwar bis zu seinem Tod 1506 davon überzeugt, den Seeweg nach Asien gefunden zu haben, doch bei seinen gebildeten Zeitgenossen, vor allem bei den Kartographen, kommt bald Zweifel auf. Allmählich setzt sich eine neue Weltsicht durch: Die Gelehrten glauben nun, dass Kolumbus auf die Küste eines in Europa zuvor unbekannten Zwischenkontinents gestoßen ist.

Amerigo Vesputci, Ojedas früherer Begleiter, erkundet auf einer weiteren Reise diese Landmasse genauer: Er segelt die Ostküste Südamerikas ab, wohl bis zum Río de la Plata und darüber hinaus. Weil er die Entdeckungen in der Neuen Welt in vier Briefen beschreibt, die – auf Latein gedruckt – weithin gelesen werden, benennt der berühmte deutsche Kartograph Martin Waldseemüller 1507 auf einer Weltkarte das neu entdeckte Land nach Vesputcis Vornamen „Amerika“.

Vesputci selbst reist danach nicht mehr in den nach ihm benannten Kontinent. Er stirbt 1512 in Sevilla.

Noch einige Jahre wird es dauern, bis der vollständige Umriss Südamerikas

DIE REISE DES ALONSO DE OJEDA



Als sie im Juni 1499 die Nordostküste Südamerikas erreichen, trennen sich Alonso de Ojeda und Amerigo Vesputci: Vesputci segelt zunächst südwärts, halt den nach Westen reisenden Ojeda später ein. Westlich vom heutigen Caracas töten ihre Männer im «Hafen der Pfeiler» Hunderte Indios



Offiziell sollen die Ureinwohner missioniert, nicht verkleidet oder gar ermordet werden. Doch weit weg von Europa scheren sich die Konquistadoren nicht um die Anweisungen von Papst und Krone

einigermaßen bekannt ist. Entscheidend bleibt der Anteil von Alonso de Ojeda, der neben Vespucci die ersten sicheren Konturen ermittelte, indem er die tropische Nordküste abfuhr.

Und Ojeda war es auch, der als Erster begann, in den Kontinent einzudringen, um die dortigen Völker, wenn auch nur ansatzweise, zu unterwerfen.

In den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten führen die Europäer diese Invasion mit Macht weiter. Von allen Himmelsrichtungen drängen immer neue Konquistadoren ins Innere Südamerikas vor. Sie erobern den Westen des Kontinents, ziehen im Südosten von der Mündung des Río de la Plata bis ins heutige Paraguay, queren auf dem Amazonas fast die gesamte Landmasse. Und immer wieder töten und versklaven sie auf ihren Feldzügen Indios.

Und auch nachdem die Ankömmlinge Mitte des 16. Jahrhunderts ihre großen Eroberungstüme durch den Kontinent weitgehend abgeschlossen haben, kommt es noch zu Massakern an den Ureinwohnern, geben die ungleichen Kämpfe mit den Einheimischen weiter.

Zehntausende sterben beispielsweise, als die Europäer um 1780 einen Aufstand der Andenbewohner in Peru niederschlagen. Und noch 1878 zieht die

argentinische Armee gegen die Indianer in der Pampa und in Patagonien, weil sie die Gebiete für Ackerbau und Viehzucht nutzen will. Die Soldaten töten, vertreiben und deportieren Zehntausende, entvölkern ganze Landschaften.

Begonnen haben diese Gräueltat, hat die gewaltsame Unterwerfung der Ureinwohner mit Alonso de Ojeda.

Und es ist wohl kein Zufall, dass Francisco Pizarro, einer der berühmtesten Konquistadoren, direkt mit Ojeda und seinen Expeditionen verbunden ist.

Pizarro, unehelicher Sohn eines spanischen Adligen, ist zu Beginn des Jahrhunderts mit Kolumbus nach Hispaniola gekommen. 1509 begleitet er Ojeda auf dessen letzter Reise in das heutige kolumbianische Küstenland. Er dient in der Truppe als Soldat.

Als Ojeda sich aus San Sebastián absetzt, ist es Pizarro, dem der Anführer das Kommando über die verbliebenen Männer im Fort überlässt. Nach Ojedas Flucht harret Pizarro, wie befohlen, 90 Tage aus. Wenig später geben die Spanier den Stützpunkt ganz auf, doch Pizarro bleibt in der Region. Er wird um 1529 Bürgermeister in der spanischen Kolonie im nahen Panama – und folgt schließlich den Gerüchten über ein sagenhaftes Goldland im Süden.

Von 1532 an erobert er mit nur 170 Mann das Reich der Inkas in Peru, seine Soldaten plündern unsaubere Mengen an goldenen Kostbarkeiten. Trotz gegenteiliger Versprechen lässt er den Inka-König Atahualpa erdrosseln.

Pizarro gleicht – wie jeder andere spätere Konquistador – dem Pionier Alonso de Ojeda: Skrupel kennt er nicht, Mitleid ist ihm fremd. Mord ist sein Mittel und Häufig sein Motiv.

Aber doch gelingt Pizarro, was Ojeda nie erreichte: Er findet die sagenhaften Schätze des Kontinents. ●

Kepner Klöner, Jg. 1980, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ und war lange Korrespondent in den USA. Der Koffertreiber Matthias Marian d. Ä. debütierte im 17. Jahrhundert unter anderem frühe Reiseführer.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Urs Bitterli, „Die Entdeckung Amerikas“, C. H. Beck; gut geschriebenes Überblickswerk über die Selbstzuspaltung des Kontinents. Clements R. Markham (Hg.), „The Letters of Amerigo Vespucci and Other Documents Illustrative of his Career“, online unter www.vicenzo.org.uk/books/35824; zwischen Dichtung und Wahrheit. Dennoch ein großes Dokument der Erdeckungsgeschichte.



Für die Ureinwohner Südamerikas besitzt Gold vor allem rituellen Wert. Wie diese Totenmasken, die das Anfühen des Verschiedenen unsterblich machen soll, haben fast alle Geschmeide eine symbolische Bedeutung. Die Indios verarbeiten zumeist deshalb Gold, weil es glänzt wie die Leben spendende, von ihnen als göttlich verehrte Sonne

Die LEGENDE vom REICH des GOLDES

—— Von CHRISTINA SCHNEIDER

Am Anfang steht nur ein Gerücht:
Irgendwo in der Neuen Welt soll es ein
Land geben, in dem Gold so gewöhn-
lich ist wie in Europa Holz oder Eisen.
1533 erbeutet der Konquistador Francisco
Pizarro bei den Inka tatsächlich un-
ermessliche Schätze. Daraufhin machen
sich Hunderte Glücksritter auf,
um »El Dorado« zu finden – darunter
auch mehrere Deutsche

D

Der Häuptling, den die Bewohner dieses Dorfes am Fuß der Anden Walkiry nennen, sagt, er habe das reiche Land selber gesehen. Die Menschen dort huldigten ihren Göttern in großen Häusern, sie äßen von Gold- und Silbergeschätz. Das Gebiet sei flach und saftig, Herden von Schafen zögen über die bestellten Ländereien. Nur zwei Monate weit müsse man über die Berge reisen, um es auf einer Hochebene zu erreichen.

Georg Hohernmuth von Speyer und sein Tross, knapp 200 ausgewählte Deutsche und Spanier, sitzen auf dem Boden und hören dem Indio gebannt zu, dessen Rede einer der Europäer übersetzt.

Endlich die erste Kunde von Gold auf ihrer Reise! Sie sind sicher: Der Häuptling spricht von jenem Goldreich, das vor ihnen schon andere Konquistadoren vergebens gesucht haben und das sie hier irgendwo zu finden hoffen.

Frühjahr 1536. Kein Europäer ist bislang so tief in Südamerikas nordwestliche Wildnis vorgedrungen wie Hohernmuth mit seinen Männern, die zu diesem Zeitpunkt nahe dem Flussdelta des Río Cravo Sur in heutigen Kolumbien lagern.

Seit fast einem Jahr schon ziehen sie durch Steppen und Urwälder, über Berge und durch Sümpfe, auf der Suche nach Gold. Doch bislang haben elfliche ihrer Weggefährten nur den Tod gefunden. Die anderen sind vom Hunger erschöpft, Malariaerücken und die Nigua-Flöh haben ihnen Fieber und brandige Geschwüre eingebracht.

Nun aber geben ihnen die Berichte des Häuptlings Walkiry endlich Hoffnung: Werden auch sie mit Schätzen beladen nach Europa zurückkehren – so wie Francisco Pizarro und Hernán Cortés, die Entdecker der beiden Goldkulturen der Inka und Azteken, von denen man in der Heimat spricht?

Als Gouverneur der Provinz Venezuela, zu der die Region um den Río Cravo Sur gehört,

soll Hohernmuth für die Augsburger Kaufmannskompanie der Welser ein drittes Goldreich in Amerika finden. Die Welser führen eines der mächtigsten deutschen Handelsunternehmen, haben Beziehungen bis nach Asien. Nun wollen sie auch an den Geschäften mit dem neu entdeckten Kontinent teilhaben.

Der deutsche Adelige Philipp von Hutten begleitet Hohernmuth. In Briefen an Freunde und Verwandte, die er nach seiner Rückkehr absendet, wird der fränkische Ritter die Stationen der Reise festhalten – und so Zeugnis ablegen von der verwirklichten Goldsuche der beiden deutschen Konquistadoren.

Noch siedeln nur wenige Spanier an der Nordküste Südamerikas, betreiben etwas Handel, unter anderem mit Tropenholz. Um die Region voranzubringen, hat der spanische König Karl I. die Provinz Venezuela 1528 den Welsern übergeben (siehe Karte Seite 47), als Gegenleistung für großzügige Kredite. Seither blüht der Chef der Kompanie mit wachsender Ungeduld auf die Kolonie, die bislang nur Geld kostet, während die Spanier Schiffsladungen voller Gold, Perlen und Senaragden aus der Neuen Welt abtransportieren.

Die Kaufleute aus Augsburg, die vor allem mit Bergwerken und durch den Gewürz- und Tuchhandel reich geworden sind, betreiben seit den 1520er Jahren eine Niederlassung auf der Karibikinsel Hispaniola. Von dort verschiffen sie Zucker, Farbhölzer und Perlen nach Europa, bringen umgekehrt Seife und Wein, Werkzeuge und Waffen in die Neue Welt. Die Übernahme Venezuelas soll ihr Südamerikageschäft krönen. Der Vertrag mit König Karl sichert ihnen Steuervergünstigungen und Handelsmonopole zu.

Im Gegenzug haben sie sich verpflichtet, die Provinz in eine prosperierende Kolonie Spaniens zu verwandeln, mit Siedlungen und Bergwerken. Sie sollen 600 Pioniere in Venezuela ansiedeln, ihnen Land und indiantische Zwangsarbeiter zuteilen, zudem Frieden mit den Ureinwohnern schaffen und sie christianisieren.

Aber den Kaufleuten geht es in Wirklichkeit nur um schnellen Profit. Ein militärischer Handstreich erscheint ihnen lohnenswerter als der jahrelange Aufbau von Siedlungen, Verwaltungen, Bergwerken – zumal ihnen Beamte der spanischen Krone erzählt haben, wer sich ins Landesinnere von Venezuela begeben könne, könne das Goldreich gar nicht verfehlen. Nahe dem Äquator, versprechen Geographen, finde man das meiste Gold, denn dort sei die Kraft der Sonne am stärksten.

Hinweise darauf, dass es ein solches Goldland tatsächlich geben könnte, haben die Welser auch aus eigener Hand. Ambrosius Dalfinger, der



**PHILIPP
VON HUTTEN**
1505–1546

Fant acht Jahre lang durchsteift der deutsche Ritter auf der Suche nach Gold die südamerikanische Wildnis



Die Quimbaya, deren Handwerker diesen Brustschmuck fertigen, leben in der gleichen Region wie die Maloca – jenes Volk, das seine Hauptdinge mit Goldstaub pudert und so die Legende vom El Dorado (»Der Verguldeten«) begründet



Brustschmuck wie diese Jaguar-Figur tragen Schamanen wohl bei rituellen Tänzen. Nach dem Glauben der Ureinwohner verwandeln sich die Priester bei der Zeremonie in eines der Raubtiere

erste von ihnen nach Venezuela gesandte Gouverneur, hat 1538 auf einer Expedition ins Landesinnere von Einheimischen Verhaftungsversuche erfahren: Wenn er den Rio Magdalena bis zu dem er vorgedrungen war, flussaufwärts reise, werde er dort auf mehr Gold stoßen, als seine Männer transportieren könnten.

Dallinger musste mit seinen erschöpften Gefolgsleuten zwar umkehren, ehe sie den Hinweis nachgeben konnten, aber er plante, schon bald erneut aufzubrechen. Doch auf dem Rückweg nach Coro, der größten Siedlung Venezuelas, geriet er in einen Hinterhalt und wurde vom Giftpeil eines Indios getötet.

Auch andere Europäer haben von einem Goldreich gehört. Stets führen die Hinweise in die gleiche Region: das Hochland in den Bergen des späteren Kolumbiens. Dort soll es einen in Gold gebüllten Hauptflüg geben, den die Spanier *el indio dorado* nennen, „den goldenen Indianer“.

Es ist die Geburt eines Mythos, der Abenteuerer auf Jahrhunderte betäufeln wird. Und Georg Hohermuth soll sich für die Weber auf die Suche nach dem Goldreich machen.

In Jahr 1534 schickten die Augsburger Kaufleute den 27-jährigen Deutschen als Dallingers Nachfolger nach Venezuela. Hohermuth hat in Heidelberg Theologie studiert, ehe er sich der Wirtschaft zuwandte. Wie alle Amtsträger der Welser hat er vermutlich eine Ausbildung in ihren Faktorien durchlaufen, ihre Geschäftsstrukturen und Handelsverbindungen kennengelernt – hohe Posten besetzten die Augsburger nur mit Männern, denen sie vertrauen.

Ende 1534 rekrutiert Hohermuth in Sevilla rund 480 Männer. Es ist eine eindrucksvolle Parade, die zum Hafen zieht. Die Anführer reiten auf Kriegsgrossen zu den Schiffen; sie tragen lange Schilde und mächtige Degen, manche haben Morgensterne dabei. Ihre Helme sind mit Federn geschmückt, die Stiefel aus feinstem Leder reichen bis zu den Schenkeln.

Hinter ihnen marschieren Lanzenträger, Jagdhandführer, Armschmied, Schuhmacher, Schmiede, Steinmetze und Schneider. Das Korps ist schwer bewaffnet, denn auch die Handwerker sind mit Waffen ausgerüstet – geplant ist ein Eroberungsfeldzug. „Wir glauben alle an das Glück und an großen Reichtum: Denn wie alle hier wissen, dass das Land im Inneren voller Gold ist“, schreibt ein Expeditionsteilnehmer in einem Brief. Doch als sie nach achtschüssiger Überfahrt in Coro anlegen, bietet sich ihnen ein erbärmlicher Anblick. Die rund 300 meist spanischen Pioniere dort leben in armseligen Strohhütten. Alle Sied-



AMERIGO VESPUCCI

um 1494–1512

Als einer der ersten Europäer erkundet der Florentiner Südamerika – das 1507 nach ihm benannt wird



NÚÑEZ DE BALBOA

1475–1519

1513 erreicht er über die Landenge von Panama den Pazifik – und räumt das «Südmeer» für Spanien in Besitz

ler leiden Hunger. Maisbrot ist oft das einzige Nahrungsmittel.

Zwar hat der frühere Gouverneur Dallinger den Ort mit Kirche, Wohnhäusern und Galgen ausgestattet – so wie es der Vertrag mit den Spaniern vorsieht. Aber er hat den Siedlern kein Land zugewiesen und auch nicht versucht, die Einheimischen zu christianisieren.

Stattdessen ließ er die Dörfer der Indios im Unland überfallen und niederbrennen. Tausende Ureinwohner hat er auf diese Weise gefangen und nach Hispaniola als Sklaven verschifft, um so möglichst rasch Geld zu verdienen.

Die Region um Coro ist seither verlassen. Die Europäer haben niemanden mehr, mit dem sie Tauschhandel betreiben könnten, um sich mit Nahrung zu versorgen. Alle Kleidung und Nahrungsmittel müssen sie von den Welsern zu überhöhten Preisen kaufen, was die Siedler in Schulden gestürzt hat.

Sie sind dadurch zu Gefangenen der Kolonie geworden: Denn ehe sie ihre Schulden bei der Kompanie nicht bezahlt haben, müssen sie in Venezuela bleiben. Mithilfe legen keine Versorgungsschiffe der Welser mehr an, denn es lohnt sich nicht für die Kaufleute – die Pioniere können die Waren ohnehin nicht bezahlen. Unter den Kolonisten wächst der Unmut über die deutschen Herren.

Unter ihrem neuen Gouverneur Hohermuth wird sich daran nichts ändern. Denn auch der will schnell reich werden und bricht schon am 13. Mai 1535, drei Monate nach seiner Ankunft, mit 300 Fußsoldaten und 90 Reitern auf.

Die restlichen gut 60 Männer bleiben in Coro zurück. Mit ihnen soll Hohermuths Stellvertreter Nikolaus Federmann eine weitere Siedlung errichten und dann ebenfalls nach dem Goldreich suchen.

Hohermuths Expedition muss ein Erfolg werden. Denn er hat sich hoch verschuldet. Wie jeder Führer einer Welserexpedition musste er sich auf einen riskanten Handel mit den Augsburger Kaufleuten einlassen: Er hat die Kosten für das Unternehmen selbst zu tragen und darf im Gegenzug einen Anteil der Beute behalten.

6400 Pesos Kredit hat er bei den Welsern aufgenommen (so viel wie 80 Pferde kosten). Sollte er kein Gold finden, wäre er ruiniert.

Den anderen Männern geht es ähnlich. Sie mussten sich Waffen, Ausrüstungsgegenstände, die Reiter unter ihnen auch das Pferd kaufen – und sich dafür Gold bei den Deutschen leisten.

Hohermuth hat den erfahrenen spanischen Pfälzler Esteban Martín an seiner Seite, der an früheren Expeditionen teilgenommen und sogar

eine Weile unter Indios gelebt hat. Er versteht ihre Sprache und kennt ihre Kampftechniken.

Er ist es auch, der den Verlauf der Route vorschlägt. Sie sollen nicht Dillingsen Weg durch das von Bergketten umgebene Maracaibo-Tiefenland folgen, sondern sich den Bergen in Kolumbien über die Steppenlandschaft südlich von Coro nähern. Das flache Land erscheint Martin zugänglich.

Diese Graswüste erstreckt sich über 500 000 Quadratkilometer im heutigen Venezuela und Kolumbien und mündet im Westen an die Anden.

Die Region am Fuß der Höhenzüge ist von Flüssen durchzogen; hier liegen dicht bewaldete Sumpfbereiche, die in der Regenzeit nahezu vollständig überfluten. Auf den Bergen rechterhand wird die Landschaft mit zunehmender Höhe karger, auf den schneebedeckten Gipfeln herrscht Dauerfrost.

Esteban Martin aber glaubt, dass sie gar nicht in jene eisigen Höhen vordringen müssen. Er hat von Indios gehört, die Anden senken sich weiter im Süden ab. Rückt man bis dorthin vor, bräuche man die mehrere Tausend Meter hohen Gipfel gar nicht zu überwinden.

Hohernmuth hat mehrere Hauptleute, die ihn unterstützen. Sie werden etwa bei Krankengruppen als Befehlshaber zurückgelassen oder als Führer von Kundschaftertrupps ausgesandt. Zu diesen Männern gehört auch Philipp von Hutten.

Der 29-jährige Ritter aus Deutschland, 1505 auf Schloss Birkenfeld nahe Bamberg zur Welt gekommen, diente in der Jugend einem Grafen in Bolland mit engen Beziehungen zum Habsburgerkaiser Karl V. als Page.

Später reiste Hutten viele Jahre im Tross des Herrschers durch Europa. Möglicherweise gehörte er zur Rittergarde des Kaisers, denkbar auch, dass er als Nachrichtenübermittler zwischen europäischen Fürstentümern unterwegs war.

Er hat in Spanien wahrscheinlich Hernando Pizarro getroffen, der gemeinsam mit seinem Bruder die Inka unterworfen hat. Kurz darauf beschloss er, in die Neue Welt zu ziehen.

Als Ritter von niederem Adel kann Hutten in Europa keine glanzvolle Laufbahn erwarten. Vermutlich locken ihn Ruhm und Reichtum eines Eroberungsfeldzugs. Womöglich hofft er auch, dass er in Amerika steigende Beute macht, um eine Frau aus reicher Familie zu heiraten.

Auch für ihn hängt viel vom Gelingen der Expedition ab: Ebenso wie Hohernmuth hat sich der fränkische Ritter verschuldet, um an dem Vorstoß in die Anden teilzunehmen zu können. Erfolg-

losigkeit, Schulden gar kränken das ritterliche Ehrengelb. Käme er mittellos zurück, fürchtete er, wären Spott und Gerüchte unerrögl.

Gleich am Beginn ihrer Entdeckungstour gehen Hohernmuth und seine Konquistadoren zunächst auf die Jagd nach Trägerskavlen. Wochelang durchkämmen die Soldaten das Gebiet um Coro mit Hunden, um Indios einzufangen. Sobald die festgesetzt sind, schneiden ihnen die Weißen Eisenringe um den Hals und ketten sie aneinander. Sind die Sklaven zu schwach zum Weiterziehen, werden sie getötet. Ein Welsersoffizier, erzählt man sich, habe krankes oder erschöpften Trägers einfach den Kopf abgeschlagen, um den Eiserring nicht aufbrechen zu müssen.

Von den bewaldeten Hängen an der Küste aus erreichen sie schon bald die Steppenlandschaft. Doch immer wieder müssen sie auch Dschungelinseln durchqueren, die in dieser Ebene liegen. Dort kämpfen sie sich durch mannshohe Büsche und Sträucher, in denen giftige, nie zuvor beschriebene Insekten und handtellergroße Spinnen leben. Von den Wipfeln riesiger Bäume heulen Affen, kreischen bunt gefiederte Vögel, wie es sie in Europa nie zu sehen gab.

Die Männer schlafen in Hängematten, Wind und Regen ausgesetzt. Tapirer wohnen sie entweder unter der Schwüle, die ihre metallenen Helme und Kettenhemden unten lässt. Oder sie schleppen sich durch die schattenlose Ebene.

Die Strapazen und der Hunger machen viele krank; schon im November 1535, nach sechs Monaten, sind 80 Männer zu schwach zum Laufen, haben hohes Fieber. Manche werden wie Säcke auf die Pferde gebunden, viele sterben. Wenig später lässt Hohernmuth alle Kranken in einem Dorf mit friedfertigen Indios zurück und marschiert mit 150 Fußsoldaten und 49 Reitern weiter.

Anderswo werden sie dagegen mit Pfeilen angegriffen. Hohernmuth reagiert mit aller Brutalität. So lässt er aus Vergeltung für einen getöteten Gefolgsmann 30 Ureinwohner vor den Augen ihrer Familien von Händen zerreissen oder befehligt nach einem Überfall auf das Lager, 100 Indios in einem Haus zu verbrennen.

Immer weiter dringen sie ins unerforschte Zentrum des Kontinents vor. Erleben, wie ein Jaguar nachts ins Lager einbricht und einen Indio fortzerrt. Sie ziehen durch Sümpfe, in denen Kaimane im Schlamm lauern. Bahnen sich ihren Weg durch den Dschungel mit Händen und Beinen, immer durstig und hungrig.

Bis sie im April 1536 am Fuß der Anden jenseits des Äquators namens Walkyri begegnen, der behauptet, selber schon das Goldland in den Bergen gesehen zu haben.



FRANCISCO PIZARRO

um 1475–1541

Kein Konquistador wird so reich wie der ehemalige Schweinehirt – von den Inka erbeutet er tonnenweise Gold



DIEGO DE ALMAGRO

um 1475–1538

Als sich der Konquistador nach dem Sieg über die Inka gegen Pizarro wendet, lässt der ihn mit der Garrote erwürgen

Hohermuth beschließt, nicht wie geplant zu rasten, sondern sofort weiterzuziehen. Den Häuptling nimmt er als Führer mit.

Weiter also. Immer noch haben die Männer die steilen Hänge der Anden zu ihrer Rechten – mal mehr, mal weniger nah. Nicht passierbare Flüsse oder Sumpfgebiete treiben sie zwar oft kilometerweit gen Westen in die Steppenlandschaft oder zwingen sie, in die andere Richtung einige Hundert Hohermeter die Anden hinaufzusteigen. Ihr eigentlicher Weg aber führt sie nach Süden – stets in der Hoffnung, dass ihre ausgedehnten Kundschafter endlich einen Pass ins Hochland finden.

Vor allem in den steilen Felshängen des Vorgebietes ist ein Vorankommen mit den Pferden fast unmöglich. Und der Häuptling Walkiry findet den Durchgang in die Hochebene nicht.

Schließlich aber treffen sie auf Indios, die von einem reichen Volk berichten, das an der Quelle des Flusses Meta wohne – allerdings östlich der Berge.

Hohermuth horcht auf. Vom „Haus am Meta“ hat er bereits andere Konquistadoren sprechen hören. Soll er die Suche nach dem Pass ins Gebirge aufgeben? Vielleicht ist ihr Treffen mit den Indios ein Zeichen für Gomes Willen, dass sie auf dieser Seite der Anden bleiben sollen.

Er beschließt, weiter nach Süden zu ziehen und den Meta zu suchen.

Doch schon wenige Tage später, am 16. April 1536, kommt der Trupp an einem Fluss zum Stehen. Die Regenzeit hat eingesetzt. Ununterbrochen ergießt sich Wasser aus dem Himmel; das Gewässer ist zu einem heissen, reißenden Strom angeschwollen. Hohermuth ordnet an, ein großes Floß zu bauen.

Als die Truppe das Gefährt nach 30 Tagen zu Wasser lässt, wird es sofort gegen einen Felsen geschleudert und zerbricht, mehrere Männer ertrinken. Auch Häuptling Walkiry, ihr Führer, ist plötzlich verschwunden. Ist er ertrunken – oder vor den Weißen zurück in sein Dorf geflohen?

Erst am 1. December 1536 gelingt den mittlerweile noch 184 Männern die Überquerung des Flusses. Nach 14 Tagesmühen erreichen sie den Meta. Und tatsächlich finden sie in einem nahe gelegenen Dorf einiges Blattgold – dünne Goldfolie, von hohem Reinheitsgrad, außerdem feines Silber. Aber es stammt nicht von dort.

Die Edelmetalle, erklären die Einwohner, hätten sie bei Indios von der anderen Seite des Gebirges gegen ihre Waren eingetauscht. Eine bittere Enttäuschung.



Indio-Häuptlinge tragen nicht nur Schwanzstücke wie diesen Ohrring. Sie trinken auch aus goldenen Bechern, essen von goldenen Löffeln, versorgen ihre Fischer mit goldenen Angelhaken

Erneut lässt Hohermuth seinen Pfadfinder Esteban Martin nach einem Übergang suchen, der nicht 60 Fußsoldaten mit. Ein Fehler. Denn nun sind im Lager zu wenig Männer, um die Einheimischen vor Angriffen abzuschrecken.

An einem Morgen im Januar 1537, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, erwacht Philipp von Hürten durch lautes Kriegsgeläute. Kurz darauf stürmen mehrere Dutzend Indianer das Lager, töten die wenigen aufgestellten Wachen, beschließen die anderen Weißen mit Pfeilen, werfen Speiße und Schlingen. Zu ihrem Schutz tragen sie numische Schilde aus Hirschhäuten.

Die Überfallenen stürzen aus ihren Hängematten zu ihren Degen – denn die meisten ihrer Schusswaffen sind wegen der hohen Luftfeuchtigkeit längst unbrauchbar geworden. Aber auch gegen die scharfen Klängen der Spanier haben die Angreifer kaum eine Chance. Erliche Indianer werden erschossen. Andere klettern sich in der Dunkelheit hinter Büschen versteckt und fliehen. Bis auf die Wachen überleben alle Europäer den Angriff, allerdings sind erliche verletzt.

Trotz der Verluste versucht Hohermuth weiter, einen Pass in die Berge zu finden. Es ist, als ahnte der Gouverneur, dass er sich in der Nähe einer bisher unentdeckten Hochkultur befindet.

Und tatsächlich: Einige Tagesreisen westlich leben auf einer Hochebene die Muisca, die zum Volk der Chibcha gehören. Die Indianer exportieren Salz, das sie in großen Bergwerken abbauen, ins Tiefland und zu weit entfernten Stämmen. Von dort führen sie Waren ein, darunter Baumrinde, die sie zu Stoffen weben und weiterverkaufen.

Dank ihres Handel mit anderen Kulturen – darunter wohl auch die Inka – besitzen die Muisca viel Gold, das sie zu kunstvollen Figuren verarbeiten. Ihre Häuptlingspaläste sind mit Blechen des Metalls ausgekleidet.

Und noch immer erzählen sie von einer alten Zeremonie: Bis vor etwa 60 Jahren, als die Chibcha das Land und auch die Muisca unterwarfen, sei deren Anführer alljährlich mit einer klebrigen Masse eingerieben und dann mit Goldstaub bestreut worden. Mit einem Floß sei der Vergoldete dann auf das Wasser einer Lagune hinausgeführt, um sich den glänzenden Staub abzuwaschen und zu Ehren der Götter weiteres Gold und Schmuck ins See zu versenken.

Es ist jene Legende, von der auch Ambrosius Dalfinger gehört hat und der spanische Soldaten den Namen „El Dorado“ gegeben haben. Das reiche Land in den Bergen gibt es also wirklich. Und Hohermuth ist mit seiner Truppe nicht weit

davon entfernt. Warum aber findet der Pfadfinder Martin keinen Pass dorthin? Die Spur der Handelsrouten – Salz, Baumrinde – könnte ihn den Weg in dieses Land weisen.

Forscht der Spanier nur halbherrig nach einem Gebirgsübergang? Möglich, dass er die mühsame und gefährliche Suche im Gessell und Dauerfrost der Andengipfel sogar für überflüssig hält. Denn Martin ist noch immer davon überzeugt, man könne die Anden weiter im Süden viel einfacher überqueren, da sie dort flacher seien.

So zieht der Tross weiter, gen Süden. Um Gott gütig zu stimmen in all dem Elend, beschließt Hohermuth, mit seiner abgerissenen Schar unter Kapoldhäuten, Palmen und Lianen, begleitet vom Gebrüll der Affen, eine Prozession zu Ehren der Jungfrau Maria abzuhalten und eine vollständige Messe zu singen.

Zudem lässt er mitten im Dschungel eine lange Tafel errichten. An ihr halten die mehr als 100 Konquistadoren ein Bankett ab. Andächtig glockt der Deutsche, fortan an keinen Sonn- oder Feiertag mehr zu marschieren.

Aber Gott sendet keine hoffnungsreichen Zeichen. Vor Hunger, klagt Philipp von Hürten in seinem Tagebuch, könnten sie bald kaum noch laufen. Wo immer sie die Vorräte der Ureinwohner plündern wollen, werden sie mit Pfeilen und Speeren vertrieben. Und sie erhalten eine weitere niederschmetternde Nachricht: Weiter südlich, versichern ihnen Indianer, senke sich die Bergkette keineswegs ab. Zum reichen Land müssten sie nach Westen ziehen, in die Berge.

Anfang April 1537 lagern die Europäer am Ufer des Rio Papamene (heute Caguan) im tropischen Regenwald. Die dort lebenden Indianer erzählen Aufregendes: Der Vater eines ihrer Häuptlinge habe eine große Menge Goldes aus dem Hochland in den Bergen geholt. Auf dem Heimweg aber sei er von Choque-Kriegern umgebracht worden, grausamen Menschenfressern, die mit keinem Stamm in Frieden leben könnten.

Erzählungen anderer Einheimischer handeln von einem geheimnisvollen Volk nahe dem Gebirge: Dort lebten Frauen ganz ohne Männer. Sie besitzen viel Gold und Silber. Hürten vergleicht sie in seinen Aufzeichnungen mit den Amazonen der griechischen Sage. Auch ein Stamm von Unsterblichen lebe ganz in der Nähe, räumen die Indianer. Unsterbliche Torheiten, urteilt Hürten. Aber wer weiß?

Hier am Papamene erhalten die Europäer zum ersten Mal eine genaue Wegbeschreibung zum Goldland in den Bergen. Um dorthin zu gelangen, müssten sie einige Tagesreisen den Fluss



SEBASTIÁN DE BENALCÁZAR

um 1480–1551
1539 erreicht er in Kolumbien das Reich der Muisca, nach dem Inka die zweitgrößte Goldkultur



Die individuell gefertigten Totenmasken binden
die Indios den Verstorbenen so fest an den Kopf, dass sich
das fein gewalzte Gold um das Gesicht biegt



Der üppige Kopfschmuck zeigt, dass diese knapp zwölf Zentimeter große Figur ein machtvolleres Stammesmitglied darstellen soll – möglicherweise einen Schamanen.

entlangziehen bis in das Gebiet der Choque, erzählen die Einheimischen, anschließend acht Tage durch dem Territorium bis zu einem Strom wandern, der aus den Anden heraustritt. Drei Tagessmische flussaufwärts in Richtung Westen steuerten dann die „reichen Leute“.

Hobermuth ist sich nun sicher: Sie sind endlich auf dem richtigen Weg. „Nie hat ein Gouverneur eine genauere Beschreibung gehabt“, schreibt Philipp von Hutten.

Abermals bricht die Expedition auf. Doch schon am ersten Tag fliehen zwei Indio-Jungen, die als Dolmetscher und Führer dienen sollten. „Wir hätten wiederum wenden müssen und andere Zungen und Führer nehmen oder am Papumense überwintern“, notiert Hutten.

Doch Hobermuth treibt die Männer an – die bevorstehende Regenzeit drängt. Aber nach acht Tagen kommen sie im Frühjahr 1537 am Ufer des rotbraunen, mächtig angeschwollenen Rio Caquetá erneut zum Stehen.

Sie sind nun etwa 1200 Kilometer Luftlinie von ihrem Ausgangsort Coro entfernt. Die Regenzeit hat wieder voll eingesetzt, im dichten Unterholz ist der Weg nicht passierbar. Die Männer sind verzweifelt. Es fehlt an Fleisch und Fisch, die Schlachtrosse sterben an der Pferdepest.

„Hier blieb kein Ungeziefer ungeschoren“, wird Hutten später notieren. Die Hungernden fangen Schlangen, Kröten, Mäuse, Wurm, essen die Kadaver eines verendeten Pferdes und eines Hundes. Auch der deutsche Ritter kauft einem Einheimischen einen Hahn für 100 Pesos ab, um ihn zu essen. Manche kochen gar die Indioschilde aus Hirschhaut.

Und es kommt zum Äußersten: Einige der Europäer töten mehrere Indio-Jungen – um sie zu verspeisen. „So wurde ein Christ gefangen, der ein Viertel von einem jungen Kind mit etlichen Keimern gekocht hat“, wird sich Hutten später mit Gezeiten erinnern.

Hobermuth sendet Esteban Martín mit 40 Mann flussaufwärts, um eine Stelle zum Übersetzen zu finden. Erneut ein Fehler. Denn da sie keine Pferde mitnehmen – bei deren ungewohnten Anblick die Ureinwohner meist voller Panik fliehen –, verlieren die Europäer ein Überraschungsmoment gegenüber den indianischen Krieger und damit einen strategischen Vorteil.

Die Dörfer der Choque im dichten, feuchten Wald sind ummauert und mit Fallgruben geschützt. Einen solchen Weiler erreicht Martín, nachdem er mehrere Tage im Dauerregen einer Indio-Spur gefolgt ist. Seine Männer sind müde, aber Martín

befiehlt, die Siedlung mit den etwa 30 Häuten zu überfallen.

Doch die Indios sind in der Überzahl. Sie tragen zudem Schilde, die eine messerscharfe Seite haben, mit der sich die Kehle des Feindes aufschlitzen oder gar der Kopf abschlagen lässt.

Als Martín flieht, wird er von mehreren Speerentfesseln verwundet. Auch etliche andere Weiße werden verletzt. Sie können sich zurück in Hohemuths Lager retten, doch dort stirbt Martín, in den Augen vieler Männer der eigentliche Anführer der Expedition, an seinen Verletzungen.

Damit ist für die Soldaten der Tiefpunkt erreicht. Sie beschwören Hohemuth, endlich umzukehren. Der Deutsche aber reagiert mit einer pathetischen Ansprache: Er wundert sich ob ihrer kleinen Herzen; wollten sie jetzt wirklich aufgeben, wo doch Gold und Reichtümer fast in ihrer Reichweite lägen? Und wo doch 20 Spanier mehr anrichten könnten als 10.000 Männer aus irgend-einem anderen Land?

Offenbar glaubt er weiterhin, mit seiner dezimierten Truppe ein ganzes Indio-Reich erobern zu können. Dabei anstreben ihm nur noch 40 gesunde Männer, die übrigen gar 70 sind krank oder verletzt. Alles Gerät aus Eisen, Nägel, Hufeisen ist verrostet, die Gewehre sind verrottet oder wurden irgendwo zurückgelassen.

Anders als sein Vorgesetzter weiß Philipp von Hutten, dass sie keine Chance mehr haben: „Wären die Indianer gekommen, sie hätten uns vernichtet“, wird er später in einem seiner Briefe schreiben.

Und auch die anderen Soldaten haben genug. Nicht einmal die Aussicht auf das nahe Goldreich kann sie noch locken. Den halbverhungerten Europäern geht es nur mehr ums Überleben.

Auf eigene Faust beginnen die Exoten, einen Rückweg nach Coro zu suchen. Der Gouverneur muss sich dem Willen seiner Männer fügen – und die Expedition abbrechen. Am 10. August 1537 beginnt der Rückmarsch.

Mehr als neun Monate später, am 27. Mai 1538, erreicht Hohemuth mit seiner Truppe Coro: Von den anfangs 400 Männern haben nur 160 überlebt (darunter sind 49 jenseitige Können, die Hohemuth bereits Ende 1535 zurückgelassen hatte). Eine traurige Truppe, „nicht viel besser gekleidet als die Indier“, manche sogar nackt, notiert Hutten. Es sei verwunderlich, „dass es menschliche Körper so lange Zeit ertragen haben mögen“.

In Coro hat niemand mit ihrer Rückkehr gerechnet. Das Eigentum der Expeditionseinfach-

mer haben die Siedler längst unter sich aufgeteilt und verkauft, auch die Habseligkeiten Hutten. Zurück erhält er davon nichts, von den hungrigen Einwohnern ist kaum etwas zu holen.

„Wir meinten, hier in Coro nach unserer langen und arbeitsamen Reise wieder auszurufen und uns zu erholen“, schreibt Hutten. „Doch wir fanden das ganze Land verödet, sodass wir hier mit mehr Mühe als auf dem Zug lebten.“

Der Hauptort der Weherkademie besteht nur aus ein paar verstreuten Häusern. Einige Dutzend Europäer leben noch hier, sie mahen und züchten Hülsen, um zu überleben. Die übrigen Siedler sind von Hohemuth Stellvertreter Nikolaus Federmann in den von ihm gegründeten Ort an Cabo de la Vela umgesiedelt worden.

Aber Hohemuth geht es ohnehin allein darum, eine erneute Expedition vorzubereiten. Nur wenige Tagesreisen sei er vom sagenhaften Goldland entfernt gewesen, erklärt der Gouverneur. Auch Hutten klagt, sie hätten wegen der Strapazen zum besten Zeitpunkt ankehren müssen.

So bald wie möglich wollen beide erneut aufbrechen; es gelingt ihnen sogar, die Weher in Augsburg davon zu überzeugen, eine weitere Expedition großzügig mit Soldaten auszurüsten.

Da plötzl Ende 1539 eine schockierende Nachricht in die Reisevorbereitungen: Andere Konquistadoren haben das Goldreich auf dem Hochland der Anden tatsächlich entdeckt.

Und erobert.

Der Spanier Gonzalo Jiménez de Quesada hat bereits im Frühjahr 1537 – während Hohemuth nach einem Pust im Gebirge suchte – den südlichen Teil des Muiscas-Reichs unterworfen. Dessen Krieger sind beim Anblick der ihnen unbekannten Pflanze in Panik davongelaufen.

Zwei Jahre später haben zwei weitere Konquistadoren fast zeitgleich das reiche Land erreicht: der Spanier Sebastián de Benalcázar sowie – ausgerechnet – Nikolaus Federmann.

Auf ihrem Rückweg kamen Hohemuth und seine Männer den ihnen Spanen folgenden Federmann knapp verpasst. Jiménez de Quesada hat bereits rund eine Tonne Gold und etwa 1800 Skizzen erbeutet. Und mit Hilfe Federmanns hat er die Region der Muisca endgültig unter europäische Kontrolle gebracht.

An Pizarros Schätze reicht die Ausbeute zwar nicht heran – der hat bis dahin bereits rund zehn Tonnen Gold aus dem peruanischen Inka-Reich nach Europa gebracht. Aber die Hauptmänner aus Quesadas Truppe erhalten innerlich genügend Beute, um fortan ein Leben ohne Sorgen führen zu können. Quesada gibt dem Muiscas-



HERNÁN
CORTÉS

1485–1547

Schon 1521 unterwirft er die Azteken – und eringt so den ersten bedeutenden Sieg der Europäer in der Neuen Welt



Masken nehmen die Indio-Fürsten ihre Kleinkind mit ins Grab – und so lässt sich jede Herrschergeneration wieder eigene Schmuckstücke anfertigen, beginnt die Arbeit der indianischen Goldschmiede von Neuem

Reich den Namen „Neu-Granada“. Die neue Kolonie fällt an die spanische Krone.

Hobermath und Hutten wissen nun: Die Wegbeschreibung der Indios am Fuß der Anden war richtig. Sie sind keinem Hingespinn gefolgt. Hätten sie einen Pass über das Gebirge gefunden, wären sie die ersten Europäer im Reich des El Dorado gewesen.

Juli 1541. Überall in der Neuen Welt erzählen sich die Spürer vom Goldreich Neu-Granada, und so strömen Kolonisten aus allen Himmelsrichtungen dorthin, in der Hoffnung auf etwas Wohlstand.

Auch Philipp von Hutten glaubt, sich noch Anteile an den Reichtümern sichern zu können – doch er wird ohne seinen ergsten Gefährten reisen müssen: Georg Hobermath ist im Juni 1540 an einem Fieberanfall gestorben.

Mit mehreren Hundert Soldaten und rund 320 Pferden, erneut großzügig von den Ausbergern vorfinanziert, will Hutten zum einstigen Reich der Maïsa vorstoßen. Doch noch ehe er aufbricht, unterzagt ein Vertreter der spanischen Kolonialbehörde dem Welterführer, Neu-Granada zu betreten. Die Krone hat kein Interesse daran, die Deutschen an den Reichtümern der neuen Provinz teilhaben zu lassen.

Die Nachricht lässt etliche Soldaten Hutten nach Neu-Granada desertieren; die Ritter aber will noch immer nicht aufgeben.

Eine Rückkehr nach Deutschland ohne Gold oder Silber ist für ihn undenkbar. Hutten nicht die Indios vom Río Papamene von Frauen berichtet, die viel Gold und Silber besäßen? Verbirgt sich in den Wäldern am Fuß der Anden womöglich ein weiches Goldreich? Am 1. August 1541 bricht die Expedition unter seinem Kommando auf.

Die Provinz Venezuela ist zu dieser Zeit führungslos. Spätestens seit der Nachricht, dass ihnen Spaniens König Karl jeden Zugriff auf Neu-Granada verwehrt, haben die Welser nicht mehr in das Übersiegegebiet investiert und senden nach Hobermaths Tod auch keinen weiteren Gouverneur.

Sie wollen nur das Gold, das ihren Hutten in Aussicht gestellt hat – das koloniale Abenteuer in Südamerika ist für die Augsburgers dagegen vorbei. Einige Jahre später enteicht König Karl ihnen die Statthalterchaft über Venezuela, die Provinz fällt an die spanische Krone zurück.

Zu jenem Zeitpunkt ist auch Philipp von Hutten dem Fluch des Goldes zum Opfer gefallen. Wenigleich man es sich nicht vorstellen vermag: Die zweite Expedition nach El Dorado wird noch anstrengender als die erste. Mehr als

dreißig Jahre irren die Männer durch die Wälder auf der – vergeblichen – Suche nach Gold. Anfang 1545 macht sich Hutten enttäuscht auf den Rückweg nach Coro.

Doch in der Zwischenzeit ist der spanische Abenteurer Juan de Carvajal mit rund 300 Söldnerjägern aus einer Nachbarprovinz nach Venezuela eingedrungen und hat sich gegenüber den Kolonisten mithilfe gefälschter Papiere als neuer Gouverneur ausgegeben.

Als er im Frühjahr 1546 über einen mit der Vorhut zurückgekehrten Mann aus Hutten's Truppe erfährt, dass der Deutsche auf dem Heimweg ist, muss Carvajal handeln, denn er will Hutten's Rückkehr verhindern, um seine Machtposition zu erhalten.

Mit 60 Männern überfällt er das Lager des Ritters – und lässt ihm mit einer stumpfen Machete den Kopf abhacken. Da einigen Männern aus Hutten's Tross die Flucht gelingt, kann Carvajal das Verbrechen nicht geheim halten.

Dem falschen Gouverneur wird bald darauf von einem Untersuchungsrichter der spanischen Krone der Prozess gemacht; er wird gehängt und geviertelt, sein Leichnam öffentlich zur Schau gestellt.

Und das ist das Ende des Weber-Abenteuers in der Neuen Welt.

Die Gier der Europäer nach den Reichtümern Amerikas aber ist damit nicht gestillt. Nur geht es schon bald nicht mehr hauptsächlich um Gold, sondern um ein anderes Edelmetall: 1545 entdecken die Spanier im Hochland des heutigen Boliviens einen 4800 Meter hohen Berg, durchzogen von Silberadern. Dutzende Tonnen pro Jahr holen indische Zwangsarbeiter fortan aus den Stollen, die schon bald Hunderte Meter in den Berg hineinragen. Und Potosí, die Siedlung an seinem Fuße, wächst bis 1650 mit 160.000 Einwohnern zur größten Stadt Südamerikas heran.

Im Vergleich dazu bleibt der Goldabbau zunächst bescheiden. Die Europäer schürfen es fast

DIE SUCHE DER DEUTSCHEN



Von der Hauptstadt ihrer Kolonie aus starten von Hutten und der Kaufmann Georg Hohehemuth von Speyer 1535 die Suche nach El Dorado. Monat um Monat kämpfen sie sich mit rund 400 Söldnern durch eine Landschaft aus Urwäldern, Steppe und Berghängen. Erst nach mehr als zwei Jahren, als kaum noch die Hälfte ihre Männer am Leben ist, geben die Deutschen den Befehl zum Rückmarsch

ausschließlich in den nördlichen Anden, an Flüssen und in einigen wenigen Minen – bis sie ab 1695 im Osten Brasiliens auf zahlreiche ergiebige Adern stoßen. Zudem finden sie in der Region bald auch so viele Diamantvorkommen, dass Brasilien zum weltweit größten Exporteur der Edelsteine aufsteigt.

Doch auch nach der Unabhängigkeit vieler Staaten Südamerikas von den Kolonialmächten Spanien und Portugal zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind es nicht die Einheimischen, die von der Ausbeutung der Bodenschätze profitieren. Nun verdienen ausländische Investoren am Abbau von Erzen wie Blei, Zinn, Zink und Kupfer.

Und selbst als viele Länder Südamerikas ihre Minen im 20. Jahrhundert verstaatlichen und sich die Arbeiter in Gewerkschaften organisieren, bleibt den Einheimischen oft nur ein Hungerlohn.

So den Tausenden Mineros, die auf der Suche nach Erzen noch heute Stollen in den Silberberg bei Potosí sprengen, ständig davon bedroht, dass der ausgeblühte Fels irgendwann zusammenbricht.

Für sie gilt, was der uruguayische Schriftsteller Eduardo Galeano einst mit folgenden Worten beschrieben hat: „Wir Lateinamerikaner sind arm, weil der Boden, auf dem wir gehen, reich ist.“

Christina Schneider, Jg. 1975, schwandte bei ihren Redereien zwischen Bewunderung für das Durchhaltewertigen der Konquistadoren – und Entsetzen über deren Brutalität gegenüber den Ureinwohnern.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Eberhard Schmitt, „Das Gold der Neuen Welt: Die Papiere des Weber-Konquistadors und Generalgouverneurs von Venezuela Philipp von Hutten (1534–1541)“, eingeprägtes Zeugnis des klinkischen Ritters; Jörg Denzer, „Die Konquista der Augsburgen Weber-Gesellschaft in Südamerika (1520–1536)“. Umfassend beschreibt der Autor die Suche der Weber nach dem Goldreich.



Pedro de Valdivia, Gouverneur der Provinz Chile, dringt um 1550 weiter nach Süden vor als jeder Europäer vor ihm. Doch dann trifft er auf einen unerwartet starken Gegner

DER TRIUMPH DER MAPUCHE

Nur wenige indigene Völker Südamerikas können sich dauerhaft gegen die europäischen Eindringlinge behaupten. Zu ihnen gehören die Mapuche in Chile. Mehr als 300 Jahre bleiben sie unabhängig – weil sie die Kriegstechnik der Spanier kopieren

— von HAUK FRIEDRICH



Urpflötzlich schloß sich die Falle. Die 40 spanischen Reiter, die gerade auf einer Anhöhe neben den verfallenen Überresten eines vorrömischen Forts hielten, hörten aus dem nahe gelegenen Wald Hornsignale, dann Geheul aus vielen Kehlen. Mehrere Hundert bewaffnete Indios kamen hinter den Bäumen hervor. Die Männer sind groß gewachsen und muskulös. Es sind Krieger vom Volk der Mapache, die hier in Zentralchile schon seit Jahren Widerstand leisten.

Die Indios haben Federbüschel auf dem Kopf, schützen sich mit Helmen aus Rindsleder sowie mit Schilden und Brustpanzern aus Seehaundfell, auf die Stammeszeichen gemalt sind. Sie tragen Lannen, Keulen und Bögen.

Die Spanier sind überumpelt. Nach der Nachricht, dass Indios das Fort auf einer Anhöhe namens Tucapel angegriffen, die Besatzung vertrieben und die Gebäude angezündet hatten, waren sie davon ausgegangen, einen kleinen Aufbruch niederschlagen zu müssen, worfür die 40 Männer ganz sicher ausgerüstet hätten. Nun aber sehen sie sich einer erdrückenden Übermacht gegenüber.

Noch könnte Pedro de Valdivia, ihr Anführer, den Rückzug in das große Fort Arauco befehlen, das rund 50 Kilometer entfernt an der Pazifikküste liegt. Doch aufzusitzen und vor den Indios zu flüchten kommt für den Gouverneur der spanischen Kolonie Chile nicht infrage. Er vertraut auf seine Kavallerie.

Zwar kennt er die Mapache als zähe Gegner. Doch schon häufig haben die Spanier die Ureinwohner besiegt, indem sie auf ihren Schlachtrossen im Galopp durch deren Reihen geprescht sind. Aus

Angst vor den großen Tieren haben die Indios oft die Flucht ergriffen.

An diesem Tag aber, dem 25. Dezember 1551, führt der junge Häuptling Lautaro die Indios an – ein Krieger, der genau weiß, wie die scheinbar übermächtigen Europäer zu schlagen sind.

Sieben Jahre zuvor haben ihn die Spanier bei einer Expedition in das Gebiet der Mapache gefangen genommen und in ihre Hauptstadt Santiago gebracht. Sie zwangen den damals etwa 15-Jährigen, als Strafbursche für Gouverneur Valdivia zu arbeiten, setzten ihn später als Kundschafter auf ihren Kriegszügen ein, wohl weil Valdivia Vertrauen zu dem jungen Mann gefasst hatte.

Nach fünf Jahren konnte Lautaro schließlich fliehen; er kehrte zu seinem Volk zurück und stieg sehr schnell zum *caqui* auf, zum gewählten Anführer in Kriegszügen. Die Mapache entschieden sich für ihn, weil er Kenntnisse über die Strategie, die Waffen und das militärische Vorgehen der Feinde hat – und weil er tapfer kämpft.

Seinen Kriegen hat er seither eingeschrieben, was die Zeit bei den Spaniern ihn gelehrt hat: Die Konquistadoren sind keine Götter oder Dämonen, keine übermenschlichen Wesen. Auch ihre Pferde

sind sterblich. Mit Keulen und Lanzen lassen sich die Tiere verletzen und sogar töten. Dann sind auch die Reiter verwundbar und können besiegt werden.

Um Valdivia und dessen Soldaten anzulocken, hat Lautaro den Überfall auf das Fort Tucapel angeordnet. Nun will sich der 20-Jährige an seinen Entführern rächen. Er befiehlt den Angriff.

Eis paar Hundert Meter von ihm entfernt ritt Valdivia seinen Männern zu, ihr Gepäck abzulegen. Der Gouverneur ist 56 und humpelt seit einem Reinschlag. Doch auf seinem Pferd ist er immer noch ein gefährlicher Gegner.

Seine Soldaten tragen stählernen Helme mit hochgebogenen Krenpen, ihre Brust und die Oberschenkel sind mit Stahlplatten geschützt. Sie legen ihre langen Lannen an und galoppieren los.

Die gepanzerten Pferde beschen in die Front der Mapache ein; ihre Reiter schlagen mit Schwertern auf die Einheimischen ein, stechen mit ihrem Lanzen zu (Schusswaffen setzen sie offenbar nicht ein – Valdivia ist nur mit leichtem Gepäck aufgebrochen, um schnell reiten zu können; die unhandlichen Arkubusen hätten seine Männer behindert).

Beim ersten Angriff fallen viele Indios tödlich getroffen zu Boden. Aber es rücken immer neue Kämpfer nach. Mit ihren langen Keulen, die sie beidhändig schwingen, durchen sie auf die Rüstungen der Pferde und Reiter ein. Die kräftigen Schläge lassen Tier und Mensch stracheln. Viele Pferde scheuen.

Aus den hinteren Reihen beschließen Indio-Krieger die Spanier mit Pfeilen, deren Spitzen aus Feuerstein oder Knochen Widerhaken haben und nur schwer aus Wunden herausziehen sind.

Längst hat Valdivia alle Kämpfer ins Gefecht geschickt und selber zum Schwert gegriffen. Dunkel vor ihm fallen drei seiner Männer; alle Soldaten sind verletzt. Nun läßt er ein Trompetensignal blasen, sammelt seine erschöpften Reiter um sich. Fragt sie, was sie tun sollen: weiterkämpfen oder sich zurückziehen?

Sie seien bereit, erneut in die Schlacht zu ziehen – und zu sterben, antwortet schließlich ein Offizier; so

KOLUMBIEN



Indios der Hochebene von Bogotà. Gegen die Kälte der Anden tragen sie wollene Ponchos



Die Kopfjäger vom Volk der Mundurukú verzieren ihre Körper mit aufwendigen Mustern



Die Indianer im Amazonasgebiet leben noch wie in der Steinzeit, jagen mit Blasrohr, Pfeil und Bogen



Bis etwa 1800 können die Aymoré das Vordringen der Europäer in ihr Gebiet verhindern



Mit scharf geschliffenen Holzschlägen kämpfen die Kariben Nordbrasilens gegen die Konquistadoren



Die langen Pfeile der Pataxó-Krieger tragen verschiedene Spitzen, je nachdem, was sie jagen wollen



Viele Ureinwohner des subtropischen Brasilien gehen nackt – bis Missionare sie in Kleider stecken

jedenfalls wird es ein spanischer Chronist später berichten.

Valdivia zögert kurz. Dann gibt er den Befehl zum Angriff.

Gut 18 Jahre zuvor ist Pedro de Valdivia nach Südamerika gekommen. Der Abkömmling einer spanischen Adelsfamilie hat von den Reichtümern gehört, die

Konquistadoren im Reich der Inka an sich reißen haben. Schon in Europa hat Valdivia viele Schlachten geschlagen, für Kaiser Karl V. in Flandern gekämpft. Nun will er dort Beute machen, wo die Möglichkeiten für gute Soldaten unendlich scheinen: in der Neuen Welt.

Über Venezuela gelangt er nach Peru, schließt sich dort Francisco Pizarro an, der die Inka besiegt hat und nun als

Gouverneur herrscht. Von Peru aus brechen in diesen Jahren Expeditionen nach Ecuador, Kolumbien und nach Chile auf. Erfahrene Soldaten wie Valdivia kann Pizarro da gut gebrauchen – zumal der Neuankommeling ihm im Kampf gegen einen spanischen Rivalen hilft.

Als Dank ernannt ihn Pizarro zum Gouverneur der zu Peru gehörenden Provinz Chile. Ein zweifelhaftes Geschenk.

Denn die Region südlich von Peru, in der zwischen den schneebedeckten Anden und dem Pazifik Gebirge, Hochplateaus, Täler und trockene Wüsten liegen, gilt als unfruchtbar und arm an Bodenschätzen, manche Bewohner sind extrem feindselig. Einige Jahre zuvor ist ein erster Feldzug dorthin gescheitert.

Doch Valdivia schreckt das nicht. Er wirbt Soldaten an, investiert sein Vermögen, um Waffen und Pferde zu kaufen, verschuldet sich gar. Da der Krone das Kapital fehlt, um die Eroberung Südamerikas zu finanzieren, erlaubt sie Soldaten wie Valdivia, neue Gebiete zu besetzen. Im Gegenzug erwartet der König, an der Beute beteiligt zu werden.

Die Konquistadoren sind also Unternehmer, die selber Risiken eingehen müssen, dafür aber große Gewinne einstreichen können. Auch Valdivia lockt die Chance, ein eigenes Reich aufzubauen und reich zu werden. In Chile will er sich als Eroberer beweisen.

Anfang 1540 zieht er mit 150 Spaniern und 1000 einheimischen Lastenträgern in Richtung Süden. Elf Monate lang durchquert der Trupp karges Land. Vor allem der Weg durch die menschenleere Atacama-Wüste bringt Valdivias Männer an ihre Grenzen: Tagsüber schreiten sie in der Hitze, nachts frieren sie; zudem leiden sie an Durst und Hunger.

Über 1000 Kilometer erstreckt sich das öde Land. Viele Gefolgskleute zweifeln schon, 400 Träger sind bereits gestorben, als der erschöpfte und ausgehangene Trupp schließlich das Mapocho-Tal in Zentralchile erreicht. Kein Europäer ist bislang so weit in den Süden des Kontinents vorgestoßen.

Hier ist der Boden fruchtbar, viele Pflanzen gedeihen. Der Winter dauert nur vier Monate, bringt keinen Schnee und nur wenig Regen. „Der Sommer ist so mild und es wehen so laue Lüfte, dass man sich den ganzen Tag in der Sonne bewegen kann, ohne dass es unangenehm wird“, schwärmt Valdivia. Die Region sei voller Wiesen und Felder, es gebe ausreichend Bauholz und Futter für das Vieh. Hier habe Gott, so notiert er erleichtert, das Land „absichtlich so geschaffen, dass alles vorhanden ist“.



Aymara im Andenhochland. Um 1450 werden sie von Inka unterworfen, 100 Jahre später von Spaniern.



Im 16. Jahrhundert wandern die Guarano von Otton ein und lassen sich am Fuß der Anden nieder.



Manche Stämme im Tiefland können sich lange gegen die Missionsversuche der Mönchsorden wehren.



Wolle von Lamas und Alpakas schützt Indios der Hochlandregion Chiriguano vor Wind und Wetter.

Am 12. Februar 1541 gründet er im Tal die Siedlung Santiago, benannt nach dem Apostel Jakob (Iago), dem Schutzpatron Spaniens. Eilig setzt er einen Stadtrat ein, der aus Freunden besteht, und lässt sich zum Gouverneur wählen. Ein Sonderbevollmächtigter des Königs erkennt die Wahl später an.

Valdivias Provinz reicht von Santiago aus rund 800 Kilometer nach Nor-

den, bis an die Grenze Perus, und etwa 900 Kilometer in den Süden. In Santiago lässt der neue Gouverneur eine kleine Kirche errichten, dazu Wohnhäuser aus Holz und Stroh. Das Land im Umkreis der Siedlung verteilt er an seine Gefolgskleute. So erhält einer der Männer ein Gebiet samt 1500 Indios vom Volk der Picunche zugewiesen. Die Ureinwohner wehren sich zunächst nicht.

Denn die Picache sind friedfertige Bauern. Sie hoffen wohl, dass die Eindringlinge sich bald wieder zurückziehen werden, so wie die erste Mission.

Valdivia aber behandelt sie wie Sklaven, nötigt sie mit Gewalt zur Arbeit auf jenen Feldern, die kurz zuvor noch ihren gehörten. Und als seine Männer von gefangenen Indianern durch Folter erfahren, wo in der Region Gold zu finden ist, zwingt er die Picache massenhaft zum Schürfen des Edelmetalls.

Selbst die Picache müssen bald einsichen, dass mit den Fremden kein Zusammenleben möglich ist. Im September 1541 greifen sie Santiago an. Es ist ein ungleicher Kampf, indische Bauern gegen kampferprobte, gepanzerte Reiter. Hunderte Indios sterben.

Dennoch gelingt es einigen Picache, die mit Stroh gedeckten Holzhäuser der Siedlung anzuzünden. Sie brennt vollständig nieder.

Valdivia lässt Santiago sofort wieder aufbauen, und diesmal ordnet er an, eine Mauer aus 200.000 Lehmziegeln um die Stadt zu ziehen. Alle Einwohner müssen helfen. 140 Spanier stehen unter Valdivias Kommando, der neue Siedler und Soldaten aus dem Norden erwartet. Erst als nach zwei Jahren 70 Soldaten und zwei Versorgungsschiffe aus Peru eintreffen, entspannt sich die Lage.

„Von da an wagen sich die Indianer nicht mehr näher als vier Meilen an diese Stadt heran“, schreibt Valdivia wenig später stolz an Kaiser Karl V. 200 Spanier leben jetzt in Santiago.

Er herrscht nun unangefochten vom Norden bis zum Zentrum Chiles, die Picache sind endgültig unterjocht, werden den Bewohnern Santiagos als Arbeitskräfte nagezählt. Doch Valdivia will mehr, er träumt von größeren, dicht besiedelten sowie blühenden Ländereien und mehr Reichümern weiter im Süden.

Er ahnt nicht, dass er dort auf einen Gegner treffen wird, wie er den Spaniern in Südamerika noch nicht begegnet ist.

Denn in jener Region leben die Mapuche, die „Menschen der Erde“. Sie haben sich schon den Inka widersetzt, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts große Teile der

Andenregionen erobert hatten. Die Mapuche, so wird Valdivia bald notieren, seien stark wie Stiere.

M

Mit einem kleinen Trupp stößt er im Februar 1546 auf deren Territorium vor. Die Soldaten sind gut bewaffnet und halten ihre Lanzen stets in der Hand.

Mehr als 40 Kilometer kommen die Eindringlinge voran, dann stoßen sie auf kampfbereite Krieger. Angeblich 8000 Indios bereiten den Angreifern „eine heiße Nacht“, wie Valdivia später dem spanischen Hof berichtet.

An den beiden darauffolgenden Tagen gehen die Kämpfe weiter. Die Soldaten töten einen Anführer der Indianer und 200 Krieger. Nachdem einige seiner Männer verwundet werden, erkennt Valdivia, dass er eine größere Truppe braucht, um die Mapache zu besiegen.

Er befiehlt den Rückzug. Aber er beschließt wiederkommen. Zudem ist es ihm gelungen, einen jungen Indio namens Lautaro gefangen zu nehmen.

Fortan muss Lautaro in Santiago als Knecht in den Ställen arbeiten. Er kümmert sich um die Pferde, bemerkt bald, wie ihnen die Hütze in Chile nussert und wie schnell auch die scheinbar gottgleichen Weisen müde werden. Er lernt auf ihnen zu reiten. Innerhalb weniger Jahre steigt er zu Valdivias Stallknecht auf, der ihn bald auf Erkundungstouren mitnimmt.

Vermutlich ist Lautaro auch dabei, als Valdivia im Januar 1550 erneut in das Gebiet der Mapache vorrückt. Mittlerweile hat der Konquistador weitere Verstärkung aus Peru erhalten, befehligt nun mehr als 200 Soldaten, die meisten davon Reiter. Als sich ihm die Indios entgegenstellen, lässt Valdivia seine Kavallerie angreifen.

Unter dem Ansturm der gepanzerten Reiter weichen selbst die Mapache zurück. Es ist nicht nur die schwere Wucht der Pferde, die sie beeindruckt. Vielmehr fürchten sie, es mit unsterblichen Wesen zu tun zu haben, denn sie kennen kein größeres Tier als das Lama.

Unter den flüchtenden Kriegern richten die Spanier ein Massaker an. „Eine Meile weit töteten wir, bevor wir uns zurückzogen“, notiert Valdivia. Mindestens 300 Gefangenen lässt er eine Hand und die Nase abschneiden – als

Warnung für alle Indios, keinen Krieg gegen ihn zu führen. Seine Männer errichten mehrere Siedlungen und Forts auf dem neuen Gebiet, drängen die Mapache in weiseren Offenheiten noch mehr zurück.

1551 unterhalten die Spanier neun befestigte Stützpunkte in der Region. Aus Europa kommen stetig neue Einwanderer, siedeln in Chile und bebauen das fruchtbare Land. Valdivia schickt mehrfach Verträge nach Peru, um Siedler anzuziehen. Er glaubt, den Willen der Mapache gebrochen zu haben.

Als er im Dezember 1553 erfährt, dass Indios Fort Tucapel angegriffen haben, mag ihn der erneute Widerstand überraschen. Kaum aber wird Valdivia in diesem Moment an jenen jungen Mapache denken, der eine seine Ställe ausmistete.

Es bleibt unklar, wann und wie Lautaro aus der Gefangenschaft fliehen konnte; die Quellen verraten

PARAGUAY



Mit brennender Fackel in den Händen versucht dieser Payaguá-Mann, einen Hurikan zu bändigen.

CHILE

dass nichts. Fest steht nur, dass ihn die Mapuche nach seiner Rückkehr bald zum Häuptling gewählt haben. Gut möglich, dass sein Wissen um die Geheimnisse der Europäer dem beitrug, dass die Krieger in ihm einen geeigneten Anführer sahen.

Lautaro weiß, wie wichtig die Feste für Valdivia sind. Sie sichern die Verbindung zwischen den Städten, in ihnen lagern Vorräte und Waffen. Auf eine Attacke gegen eine der Festungen, so wird er wohl mutmaßen, muss Valdivia mit einer Gegenoffensive reagieren.

Im Dezember 1555 greift er Tucapel an und schlägt die nur sechs dort stationierten Soldaten in die Flucht. Vom nächsten Fort aus schicken die Spanier einen Boten zu ihrem Gouverneur, der sich in der nahen Stadt Concepción befindet.

Mit 40 seiner besten Männer bricht Lautaro von dort auf. Durch Späher erfährt Lautaro, dass sein ehemaliger Herr persönlich die Truppe anführt.

Als die spanischen Reiter am 25. Dezember 1555 Tucapel erreichen, stoßen sie auf die raschende Reitere des Forns. Dann die Hornsignale, Kampfschreie, die angründenden Mapuche, die Verluste. Und dann doch die erneute Attacke der Männer um Valdivia.

Mit dem Mut der Verzweiflung stellen sich die Spanier den Einzelkämpfern. Genogene Schwerer, genügende Lanzen, Pfeile, Blut, Schmerzensschreie, zu Boden geschlagene Pferde. Doch bald muss Valdivia erkennen, dass er an diesem Tag nicht siegen wird. Viele seiner Soldaten liegen tot oder verletzt am Boden.

Der Gouverneur will nur noch sein Leben retten. Gemeinsam mit dem Feldkaplan und einem indianischen Diener kopiert er davon.

Doch Hunderte Krieger verfolgen die Flüchtenden – und treiben sie auf ein Moor zu. Dort bleibt das Pferd des Geflüchten stehen. Valdivia versucht ihm zu helfen, versagt. Dann haben die Mapuche sie erreicht. Sie zermalmen Valdivia und den Priester aus ihren Sätteln. Reißten



Die Mapuche beherrschen die fruchtbaren Westhänge der Anden. Schon die Inka scheitern an ihnen

ihnen die Rüstung und die Kleidung vom Körper. Fesseln ihre Hände, treiben sie mit Lanzenstößen und Schlägen zu einem Platz an einer Quelle, beraten, was geschehen soll. Gerade können sie nicht.

Den indianischen Diener töten sie als Ersten. Der Kaplan beginnt laut zu beten, erteilt Valdivia die Absolution und bittet Gott um einen würdigen, schnellen

Tod. Noch bevor er sein Gebet beendet hat, töten ihn die Mapuche.

Ihr Hass auf den Anführer der Spanier aber ist zu groß, um ihn ohne Leiden sterben zu lassen.

Spanische Chronisten, die die eher spärlichen Informationen zum Tod des Gouverneurs wahrscheinlich mit viel Fantasie anreichern, behaupten später, die Indianer hätten Fleisch aus Valdivias noch lebendem Körper geschnitten, es auf dem Feuer gebraten und vor seinen Augen verpeist.

Schließlich erschlägt einer von Lautaros Männern den Gefangenen mit einer Keule. Den Kopf des Toten trennen die Krieger ab und stecken ihn auf einen Speer.

Alle Spanier kommen ums Leben, keiner kann sich retten. Die Nachricht verbreitet sich rasch in Chile. Noch nie haben Indianer einen spanischen Gouverneur getötet.

Und die Siedler fragen sich, wie 40 gut ausgerüstete und betriebsfähige Soldaten von Indianern vernichtet werden konnten.

Für die Einzelkämpfer hingegen wirkt der Triumph über die Besatzer wie ein Farnal zum Widerstand. Schon bald schließen sich weitere Stämme dem Kampf gegen die Konquistadoren an.

Auch viele Indianer, die sich den Spaniern bereits unterworfen haben, für sie in Bergwerken und auf Feldern schafften, begehren man auf. Männer der Picunche fliehen zu Lautaro immer größer wachsender Armeen. Sie nehmen ihre Werkzeuge aus Stahl und Eisen mit, die sie von den Spaniern erhalten hatten, um das Metall zu Lanzenspitzen umzurüsten.

1554 rückt ein großer Trupp Spanier aus, um die Revolte der Mapuche niederzuschlagen.

Aber auch diese Soldaten sind Lautaros Kämpfern unterlegen. Trotz ihrer Büchsen und Musketen können sie die Ureinwohner nicht besiegen, 90 Spanier sterben.

Die Übrigen müssen fliehen und viele Feuerwaffen zurücklassen. Sechs Bronzekanonen samt Munition fallen in die Hände der Mapuche, die rasch lernen, mit der Artillerie – und auch mit den leichteren

FEUERLAND



Die Ureinwohner an der Südspitze des Kontinents werden erst im 19. Jahrhundert unterworfen

Feuerwaffen – umzugehen. „Ihre Entschlossenheit ist so groß, wie man sie bei keinem anderen Volk in dieser Gegend gesehen hat“, notiert ein Offizier.

Die spanischen Städler auf dem Territorium der Mapuche geraten nun in Panik. Sie flüchten in den Norden Chiles. Doch Lautaro Feldzug ist noch nicht beendet.

Unter seinem Kommando haben die Mapuche nicht nur die Angst vor den Pferden verloren, sondern beginnen, die erbeuteten Tiere sogar selber zu züchten. Sie lernen Reiten, und schon bald machen die Krieger die einst von ihnen am stärksten gefürchtete Waffe der Fremden zu ihrer eigenen.

Sie nutzen leichte Sättel, reiten mit wenig Gepäck und legen in kurzer Zeit große Strecken zurück. Keine Stadt in Chile ist nun vor ihnen sicher.

Lautaro breitet zweimal das von Valdivia gegründete Concepción nieder und führt seine Krieger ab Oktober 1555 tief in die spanisch beherrschten Gebiete. Er zerstört im Jahr darauf eine weitere Festung, siegt in mehreren Schlachten, steht bald nur noch wenige Kilometer vor Santiago.

Hier muss Lautaro aber einsehen, dass die spanischen Truppen seiner Armee überlegen sind. Denn in der Hauptstadt hat der dortige Festungskommandant eilig alle verfügbaren Soldaten zusammengerufen, um die Mapuche endgültig zu besiegen.

Die Einheimischen ziehen sich vorübergehend zurück, nehmen aber 1557 den Kampf gegen die Konquistadoren mit kleineren Überfällen wieder auf.

Fortan suchen die Spanier vor allem nach einer Gelegenheit, um Lautaro zu töten, ihren Erzfeind. Sie erfahren durch den Verrat eines Mapuche, wo der Kriegerhäuptling ein Lager aufgeschlagen hat.

Am 29. April 1557 überraschen sie Lautaro und erschlagen ihn nach heftigem Kampf. Der Leiche trennen die Soldaten den Kopf ab. Bei einer Parade tragen sie die grautige Trophäe durch die Straßen Santiagos. Die Einwohner der Stadt feiern, dass ihr schlimmster Gegner in Südamerika besiegt ist.



Nach 100 Jahren Krieg schlossen Spanier und Mapuche 1641 Frieden. Die Europäer erkennen die Unabhängigkeit der Indianer Nation südlich des Bio-Bio-Flusses an – einmalig in der Geschichte Südamerikas

Und die spanischen Offiziere hoffen, dass mit dem Tod des Kriegerhäuptlings der Widerstand der Mapuche endlich gebrochen ist.

D

Doch Lautaros Volk kämpft weiter. Obwohl die Europäer, ausgerüstet mit immer besseren Feuerwaffen, mehrfach kleinere Einheiten der Indianer besiegen, können sie die Einheimischen nicht endgültig unterwerfen.

Die Mapuche eignen sich neue Waffentechniken an, etwa den Gebrauch der Wurfgeschosse. Sie kopieren die Kriegstaktik der Spanier, entwickeln einen Schutz gegen die Feuerwaffen. So nutzen sie beispielsweise bewegliche Bollwerke, um ihre Krieger vor den feindlichen Geschützen abzusichern.

In zahllosen Kämpfen töten sie zwischen 1613 und 1621 rund 400 Soldaten. Der Konflikt ist brutal. Chiles Ureinwohner führen ihre Gefangenen, die Spanier verbrennen Aufständische bei lebendigem Leib.

Fast 100 Jahre dauert der Kampf an, dann werden beide Seiten schließlich kriegsmüde. 1641 einigen sie sich auf einen Friedensvertrag. Dem Gouverneur

Maqués de Baides gelingt es, die Anführer der Ureinwohner zu einer gemeinsamen großen Verhandlungsrunde zu versammeln. Sie vereinbaren ein Abkommen. Die Konquistadoren erkennen die Unabhängigkeit der Mapuche in ihrer Region südlich des Bio-Bio-Flusses an und ziehen ihre Truppen von dort ab.

Der Friedensvertrag mit den Nachfahren Lautaros ist einzigartig, keinem anderen indigenen Volk gestatten die Spanier vergleichbare Freiheiten. Die Bewohner der Azteken und der Inka müssen nun vor einem weitaus kleineren Volk kapitulieren; zu verlastet erscheint ihnen der Kampf gegen die Reiterkrieger der Mapuche.

Est 1883 verlieren die Ureinwohner ihre Autonomie, als die – seit 1818 von Spanien unabhängige – Regierung Chiles die Eigenständigkeit der Mapuche nicht mehr akzeptiert und ihre Armee schickt.

In den Jahrzehnten zuvor ist es immer wieder zu Konflikten zwischen europäischen Siedlern und den Einheimischen gekommen, weil die Regierung das Land der Mapuche an weiße Bauern verteilen wollte. Gegen die Übermacht der modern ausgerüsteten Soldaten können die Ureinwohner auf Dauer nichts ausrichten.

So endet ihr Freiheitskampf schließlich doch mit einer Niederlage, 330 Jahre nach der Schlacht bei Tucapel.

Lautaro aber wird bis heute von vielen Chilenen als Nationalheld verehrt, weil er einen Konquistador besiegte.

Und den Eindringlingen aus Europa ihre Grenzen aufzeigte. ■

Heiko Friederichs, Jg. 1980, ist Journalist in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Ricardo E. Latcham, „Die Kriegskunst der Azteken“, Janssen-Verlag; lesenswerte Studie über den Kampf der Mapuche. Von Bitterli, „Die Eroberung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt“, C. H. Beck; gelungene Darstellung der Eroberung und Erforschung Südamerikas.





DER STAAT DER JESUITEN

Schon die ersten Konquistadoren werden von Missionaren begleitet. 1609 beginnen Jesuiten im Auftrag der spanischen Krone, die Indios der Ordensprovinz Paraguay in abgeschirmten Dörfern zu gläubigen Untertanen zu erziehen. Mitten im Urwald entstehen prächtige Bastionen des Glaubens

Text: RALF BERTHORST, Illustrationen: FLORIAN BAUCKE

Indios reiten eine Parade in der Missionstation San Javier de Macabibes. Alle Illustrationen dieses Beitrags hat der Missionar Florian Baucke (1719-1780) angefertigt

W

Weihnachten 1636: Die Apokalypse offenbart sich am Jesu Geburtstag. Brandgeruch liegt in der Luft und der Gestank von Verwesung. Der Anblick, der sich dem Jesuitenpater Antonio Ruiz de Montoya bietet, trifft ihn im Tiefsten, raubt ihm die Fassung. Erst kurz zuvor hat ihn die Nachricht alarmiert: Die Sklavensüger waren wieder da!

Nun steht er mit anderen Paden in der Siedlung Jesta-Maria im Regenwald des heutigen Brasilien und betrachtet ein endzeitliches Schreckensbild: Menschen, Kinder, Männer und Frauen, „die bei lebendigem Leib geröstet wurden“.

„Niemand vernagt sich je vorzustellen, was ich kaum in Worte fassen kann“, notiert Montoya. Der 51-Jährige ist Vorsteher einer christlichen Kolonie von Indios, zu der die Missionsstation gehört.

Von den wenigen Überlebenden erfahren die Geistlichen, was geschehen ist: Einige Wochen zuvor, am 3. Dezember, haben 140 Weiße zusammen mit indianischen Hilfstrouppen von etwa 1500 Mann die Mission überfallen.

Die Indios von Jesta-Maria haben sich gerade in der Kirche zur Morgenmesse versammelt. Ohne Warnung eröffnen die mit Musketen bewaffneten Angreifer das Feuer – auch auf die vier Jesuiten, die sich mit den Indios im Gebäude verschanzen.

Eine Zeit lang wehren sich die Ureinwohner mit Pfeil und Bogen, doch ihre Geschosse konnten die Ledernen, mit Baumwolle gepolsterten Brustpanzer der Weißen kaum durchschlagen. Dann setzen die Angreifer das Gotteshaus in Brand, schlagen mit Schwertern, Säbeln und Macheten auf all jene ein, die den Flammen zu entkommen suchten, nahmen Gefangene und fesselten sie mit Halsketten, Ketten und Seilen.

Bevor sie abziehen, legen die Sklavensüger Feuer an die gesamte Siedlung. Alte und Säuglinge, Kranke und Schwache sollten in dem Inferno umkommen, damit die Verschleppten die Hoffnung verloren, je zu ihren Familien und in ihr altes Leben zurückkehren zu können. Die Ordensbrüder, drei von ihnen durch Kugeln verwundet, ließen sie gehen.

Dann zogen die Männer ab: wohl mit mehreren Tausend Indios als Beute.

So erschüttert Montoya ist – ihm sind Dramen wie dieses wohl bekannt. Seit rund zwei Jahrhunderten überfallen Sklavensüger die Missionsstationen der Jesuiten: jene Musterkolonien, die die Kleriker im Osten des spanischen Vizekönigreichs Peru aufgebaut haben.

In Massen verschleppen die Menschenhändler die in den Missionen erbeuteten Ureinwohner zu der 650 Kilometer entfernten, von den Portugiesen

kontrollierten Stadt São Paulo, um sie dort auf Sklavereimärkten zu verkaufen. Wer den wochenlangen Fußmarsch nach Nordosten übersteht, muss später auf Zuckerplantagen oder Landgütern arbeiten oder in den Stadthäusern von Rio de Janeiro dienen.

Schon mehrfach haben die Jesuiten den Gouverneur der Provinz Paraguay und sogar den Vizekönig im peruanischen Lima, den Herrn über nahezu alle spanischen Besitzungen in Südamerika, um Hilfe und Schutz für ihre Zöglinge gebeten. Erhielt aber wurden sie nie.

Nun, nach dem Massaker in Jesta-Maria, entschließen sich die Ordensmänner zu einem letzten, verzweifelten Schritt: Antonio Ruiz de Montoya soll nach Madrid reisen und Spaniens Herrscher Philipp IV. eine Erlaubnis einbringen: Mit seiner Billigung wollen die Jesuiten die Ureinwohner bewaffnen, mit Musketen und Pistolen.

Die Männer Gottes wollen eine Armee der Indios aufstellen.

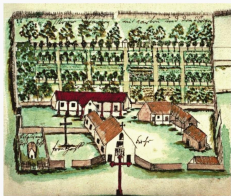
Rund ein Jahrhundert zuvor sind spanische Konquistadoren erstmals in das Gebiet des heutigen Paraguay vorgedrungen, angezogen von Gerüchten über Gold- und Silbervorkommen. Von einer Flussmündung aus, die die Spanier hoffnungsvoll Rio de la Plata („Silberfluss“) taufen, eigentlich eine große Bucht, haben sie sich ab 1528 immer tiefer in den Kontinent vorgewagt.

Die Indios, die am Rio de la Plata und seinen zahlreichen Zuflüssen lebten, nannten sie *guaraní*, nach deren Wort für „Krieger“. Die Einheimischen wehrten sich gegen die Invasoren, doch die waren ihnen mit ihren Gewehren, Kanonen und Armbrüsten weit überlegen.

1537 gründeten die Weißen 900 Kilometer von der Küste entfernt Asunción, die erste dauerhafte spanische Sied-



In den Jesuitenmissionen haben die Indios von Beginn an einen Sonderstatus: Sie unterstehen direkt dem spanischen König, nicht den – oft korrupten – Kolonialbeamten



Die Siedlungen sind kein uneigenrätiges Projekt der Krone. Die befestigten Dörfer sollen Spaniens Ansprüche im Grenzland zum portugiesischen Brasilien sichern

lang im Inneren Südamerikas. Doch der Ort war für die Kolonialmacht kaum mehr als ein Vorposten im Nirgendwo, nur wenige Einwanderer aus Europa kamen in die neue Kolonie.

Der Boden der späteren Provinz Paraguay erwies sich zwar als überaus fruchtbar, doch im Erdreich lagen keine Silberadern verborgen. Um dem Land Gewinn abpressen, musste es mühsam bearbeitet werden. Und so zwangen die spanischen Siedler die Guaraní bald zum landwirtschaftlichen Fronddienst.

Zwar empfand der König in Madrid alle Indios als Untertanen, die nicht versklavt werden durften (ausgenommen die Kariben, die als Kannibalen galten, sowie Kriegsgefangene und Menschen, die bereits anderen Stämmen als Sklaven gedient hatten). Ein Gesetz von 1512 regelte überdies den Umgang mit

den Einheimischen, die mit Respekt zu behandeln seien. Doch der Monarch unternahm zunächst keine Anstrengungen, diese Vorgaben durchzusetzen.

Kaum zwei Jahre nach der Gründung von Asunción kam es fast zu einem Aufstand der Guaraní. Doch der Plan wurde aufgedeckt, zehn Häuptlinge wurden zur Abschreckung hingerichtet.

Um die Indios zu befrieden und den Arbeitsdienst zu regulieren, führte der spanische Gouverneur Domingo Martínez de Irala 1556 eine bereits in weiten Teilen des Kolonialreichs vorherrschende Form der Leibeigenschaft ein.

Alle männlichen Ureinwohner im Alter zwischen 18 und 50 Jahren wurden einer Tributzpflicht ausgesetzt. Waren die Indios nicht in der Lage, diese Kopfsteuer zu zahlen, mussten sie die durch einen Arbeitsdienst erbringen.

Die Krone konnte diese Tributzpflicht auf spanische Siedler übertragen – als eine Art Belohnung für Dienste bei der Eroberung –, die dann über die Abgaben oder Arbeitskraft einer bestimmten Zahl von Indios verfügen durften. Umgekehrt verpflichteten sich die Siedler, für die ihnen anvertrauten Unterge-

benen zu sorgen und sie in christlichen Glauben zu unterweisen.

Das zumindest war die Theorie.

Sehr rasch aber artete das System in Sklaverei aus. Die Siedler ignorierten einfach die Vorgaben zur Behandlung der Indios. Und korrupte Kolonialbeamte duldeten die Ausbeutung.

Die Indios mussten vielfach das ganze Jahr über unter härtesten Bedingungen auf Baumwollfeldern der Spanier, auf denen Viehweiden und Weingärten arbeiten. So erging es auch den 20.000 Guaraní, deren Tributzpflicht der Gouverneur in Asunción an die rund 320 spanischen Siedler vergab.

Gegen die Eigenmächtigkeit der Kolonialbeamten und die Interessen der Siedler vermochten selbst Edikte aus Madrid nichts auszurichten. Eine Schiffsreise vom Mutterland in die Kolonie konnte mehr als 100 Tage dauern – zu fern war der spanische Hof, als dass dessen Macht tatsächlich wirken konnte.

Nachdem der König 1542 ein umfassendes Verbot der Sklaverei erlassen hatte und zudem festlegte, dass der Erpressung von Tributzleistungen fortan nicht mehr übertragbar und vererbbar sei, hatten die Siedler in Peru sogar revoltiert und den spanischen Vizekönig ermordet.

Madrid teilte daraufhin eingelesen und einen Teil des Gesetzes annulliert – zwar blieb die Sklaverei die Jahre verboten, doch eine Einschränkung der Leibeigenschaft war gegen die Interessen der Siedler offenbar nicht durchzusetzen.

Zudem war auch dem König sehr wohl bewusst, dass die Kolonie nur dann die Kassen des Mutterlandes füllen konnte, wenn die Indios als Arbeitskräfte angereizt wurden.

Niemand vermag heute genau zu sagen, wie viele Opfer der Zwangsfronddienst kostete. Tausende Ureinwohner starben an Erschöpfung und Ausbeutung oder weil sie gegen Mäxern, Pocken und andere von den Europäern eingeschleppte Krankheiten nicht immun waren. Die Ausbeutung der Indios drohte die Kolonie zu entvölkern – und damit für Spanien wertlos zu machen.

Um einen solchen demografischen Kollaps abzuwenden, änderte die Krone

auf Drängen von Klerikern ihr Vorgehen in der Neuen Welt: Zwar ging sie auch fortan nicht direkt gegen die Ausbeutung der Indios vor, doch statt sich durch gewaltsame Expeditionen weitere Gebiete in Südamerika anzueignen, propagierte sie ab etwa 1550 eine rein „geistliche Eroberung“ des Kontinents.

1575 schließlich verbot sie die kriegerische Unterwerfung der Indios (es sei denn, sie erhoben sich in Aufständen) und ordnete an, dass sie fortan allein durch die Verkündigung des Evangeliums zu gewinnen seien.

Denn mit der Bekehrung der Einheimischen hatten die Spanier ihre Anwesenheit in Amerika einst überhaupt erst gerechtfertigt: Als Papst Alexander VI. im Vertrag von Tordesillas 1494 einen Teil der Neuen Welt großzügig Spanien zusprach, war damit die Verpflichtung verbunden gewesen, alle Men-

schen dort zu guten Christenmenschen zu erziehen.

Natürlich war auch das ein Akt europäischer Hybris und vor allem ein Vorwand zur Landnahme und Ausbeutung des fremden Kontinents.

Doch die frommen Könige Spaniens nahmen den Auftrag zur Bekehrung der Heiden durchaus ernst. Missionare, vor allem Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, hatten daher schon die ersten Konquistadoren begleitet.

Dem Missionsbefehl von 1575 folgten nun auch Jesuiten. Der Orden der „Societas Iesu“ war noch jung, erst einige Jahrzehnte zuvor hatte er sich als eine Art Speerspitze der katholischen Kirche gegründet. Seine Anhänger gelobten, dem römischen Papst treu zu dienen. Und sie suchten nicht die Abgeschiedenheit eines Klosters, sondern wollten weltweit die Ausbreitung des Glaubens

befördern. Rasch expandierte der Orden und gründete Niederlassungen in Europa, Indien, Äthiopien und Brasilien.

1588 begannen die ersten Jesuiten von Asunción aus auch mit dem Bekehrungswerk im heutigen Paraguay. Sie wanderten von Dorf zu Dorf, warben eifrig für ihren Glauben, taufte Tausende Ureinwohner in den Wäldern. Doch die Missionierung war meist nicht von Dauer: Die Indios gaben die uralte Religion rasch wieder auf, wenn die Jesuiten verschwunden waren.

Einige Jahre später, 1607, wies Spaniens König der „Societas Iesu“ dann einen ausgedehnten Landstrich am Rio

Be zur Ankunft der Europäer leben die Guarani-Indios als halbnomadische Jäger und Sammler. Sozialität ist ihnen ebenso fremd wie das Gebot, Kleidung zu tragen.



die la Plata und dessen Zuflüssen als Missionsgebiet zu. Die Geistlichen gründeten hier ihre Ordensprovinz "Paraguay" (die zunächst neben Paraguay auch Teile der heutigen Staaten Brasilien, Argentinien, Uruguay, Bolivien, Chile und Peru umfasste). Verwaltet wurde das Land aber weiterhin von spanischen Beamten und unterstand dem Vizekönig in Lima.

Obwohl sich am Kolonialregime nichts grundsätzlich änderte, bewahrte die "geistliche Eroberung" die Indios lediglich vor neuen Kriegszügen der Europäer – sie entledigte sie aber keineswegs der Tributpflicht und schützte

sie auch nicht vor den Zwangsdiensten, weder in der Ordensprovinz Paraguay noch im übrigen spanischen Kolonialimperium in Südamerika.

Und da sich die Siedler weiterhin kaum um die Regelungen der Frondienste kümmerten, erreichten erneut Berichte über Verklagungen Madrid.

Abermals reagierte die Krone und entsand 1605 einen königlichen Inspektor in die Provinzen am Río de la Plata. Nach seiner Visite erließ der Beamte eine Reihe von Verfügungen, darunter das Verbot, Tribute in Form von Arbeitsdiensten einzufordern.

Wiederum vergebens: Viele spanische Siedler ignorierten wie zuvor die Anordnungen und erreichten später sogar deren Abkürzung.

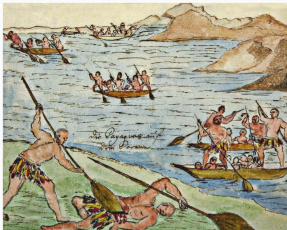
Aber der Beamte fand eine andere Möglichkeit, die Indios dem Zugriff der Siedler zu entziehen: Er machte sich

einen Grenzkonflikt Spaniens mit der konkurrierenden Kolonialmacht Portugal im benachbarten Brasilien zunutze.

Bereits 1512 hatte der spanische König angeordnet, die weit verstreut lebenden Einheimischen der Kolonie in Siedlungen zusammenzufassen, um sie leichter missionieren zu können. Ab 1580 hatten Franziskaner die Indios aus der La-Plata-Region in Gemeinschaften angesiedelt. Allerdings waren sie dort nicht vor Zwangsdiensten sicher.

Den Jesuiten, die nun ebenfalls die Einrichtung von Missionsiedlungen für die Gananen planten, macht der Inspektor Madrid daher ein Angebot: Wenn sie die Indios ins Grenzland zu Portugal ansiedeln und das Gebiet damit für die spanische Krone in Besitz nehmen würden, könnte er für sie einen rechtlichen

Längst nicht alle Indios heißen die Männer Gottes willkommen. Die kriegerischen Payaguá am Río Paraguay entziehen sich erfolgreich allen Missionsversuchen



Sonderstatus erwirken. Die Guaraní in den neuen Missionen wären nicht mehr dem Gouverneur, sondern direkt dem König unterstellt. Außer Priestern und Indios dürfe niemand in diesen „Reduktionen“ wohnen, in denen die Ureinwohner zu einem christlichen und zivilisierten Leben zusammengeführt (lat. *reducere*) werden sollten.

Wichtiger noch: Gefangene Indios seien für zehn Jahre von der Tributpflicht befreit. Danach müssten sie allerdings die Kopfsteuer erwirtschaften, die sie dem König schulden, und seien nicht davor geschützt, zu Arbeiten in den Siedlungen der Spanier eingezwungen zu werden.

Für die Kolonialmacht hätten die jesuitischen Erklärungen gleich mehrfachen Nutzen: Sie würden die Arbeitsfähigkeit der Indios sichern, Aufstände verhindern – sowie politische Ziele erfüllen, da sie im Grenzland zu Brasilien wie ein Sicherheitspuffer für die spanischen Städte weiter südlich wirken würden.

Noch bevor der Inspektor 1611 in einem Dekret den Sonderstatus der Indios in den Reduktionen festschreibt, begannen die Jesuiten mit dem Aufbau.

Die neue Bekehrungsoffensive trifft das Volk der Guaraní in einer Zeit der Schwäche und der Verzweiflung. Die Indios sind erschöpft von ihrem mehr als ein halbes Jahrhundert währenden Widerstand gegen die spanische Fremdherrschaft.

Die jesuitischen Ordensmänner in ihren schwarzen Roben erscheinen ihnen nun offenbar als das geringere Übel: als zumindest friedliche Abgesandte aus der Welt der übermächtigen Europäer. Sie erhoffen sich von ihnen Schutz vor den spanischen Siedlern.

Manche Häuptlinge der Guaraní konnten sogar nach Assunción und bitten die Jesuiten, in ihren Dörfern Missionen zu gründen. Es ist eine Art

Die Jesuiten bringen die **INDIOS** in Gefahr

Kapitulation der Ureinwohner vor dem Gott der Fremden – und die Aufgabe ihres traditionellen Lebensstils.

Über Jahrhunderte haben die Guaraní als Halbnomaden in den subtropischen Wäldern gelebt. Die Männer gingen auf die Jagd und fischten in den Flüssen. Die Frauen pflanzten auf Ackern Mais, Mais und Süßkartoffeln an. Gruppen von etwa 200 Menschen bewohnten kleine Hüttenhöfe, jeweils angeführt von einem Häuptling.

Besondere Autorität und Ansehen genossen in den indianischen Gemeinschaften auch die Schamanen: Vermittler, die eine Verbindung zur übernatürlichen

Welt der Götter halten. Die Guaraní glauben, dass die gesamte Natur von guten und bösen Geistern besetzt ist. Sie verehren Tupá als Gott des Donners, Blitzes und Regens. Sie hoffen auf eine Art Paradies und fürchten zugleich eine Zerstörung der Welt durch ein großes Feuer oder eine Flut.

Die Jesuiten wissen zunächst kaum etwas über die Indios. Die Padres sind oft hochgebildete Männer, durchdrungen von der Idee ihrer Überlegenheit.

Sie glauben, dass die Guaraní keinen Gott kennen, keine echte Religion besitzen. Sie halten sie für Kannibalen (ob die Guaraní wirklich Menschenfleisch verzehren, ist ungewiss; Forscher halten für möglich, dass sie ihren Ruf als Kannibalen nutzen, um Feinde einzuschüchtern), für armstündige und etwas träge Heidenkinder, die ihrer Unterweisung und Führung bedürften.

Dennoch gehen die Jesuiten sehr behutsam vor: Zu zweit oder zu dritt machen sie sich auf den Weg in die Wälder, kommen ohne Waffen in die Dörfer, teilen ihr Morale mit dem Leben der Indios.

Sie essen mit ihnen Maiskorn-Wurzel, Bananen und Süßkartoffeln und manchmal ein Stück ungesalzenes Wildfleisch. Sie schlafen in den umhagelackten, aus Holzpfeilen, Bambusrohr und

Lehm errichteten Hütten der Waldbewohner. Sie beobachten, versuchen die fremde Kultur zu verstehen, erlernen die Sprache der Guaraní und erwerben so ihr Vertrauen.

Um sie für den neuen Glauben zu gewinnen, übertragen die Jesuiten ihre christliche Botschaft auf die Mythoswelt der Indios. So erklären sie, der weise Samé, von dem die Guaraní glauben, er habe die erste Ackerbau und Moral gelehrt, sei der Apostel Thomas gewesen.

Und sie bringen Geschenke: Spiegel, Nadeln, Kämmen, Scheren, Glasperlen sowie Angelhaken aus Eisen, die bei den Indios begehrt sind. Denn



Angeleitet durch Ordensleute, bestellen Indios Felder, Dreschen Getreide, legen Speicher an. So können sie ihren Lebensunterhalt erwirtschaften – doch Herren ihrer selbst sind sie nicht

metallene Haken hielten länger als knöcherne, Messer aus Stahl schnitten besser als Steinכלים. „Zeige diesen Heiden ein Messer, einen Spiegel, ein gläsernes Küßlein, eine Nadel, eine Angel oder einen anderen Kinderstaud, so kannst du dieselben führen, wohin es dir beliebt wird“, schreibt einer der Missionare in einem Bericht.

Ist der Häuptling erst einmal für die Sache gewonnen, ist alles entschieden. Dann müssen die Padres den Anführer nur noch davon überzeugen, seine Gemeinschaft an einen neuen Ort zu verpflanzen, in eine der entstehenden Reduktionen.

Meist sammeln die Jesuiten mehrere Dörfer an einem Siedlungsplatz. Als Ort für die Missionen wählten sie fast immer eine Anhöhe über einem Fluss, sodass die Behausungen bei Angriffen leichter verteidigt werden können und zugleich ausreichend mit Wasser versorgt sind. Bis zu 6000 Menschen leben bald in manchen Reduktionen – so können wenige Ordensmänner viele Indios dauerhaft kontrollieren. Denn sie halten sich mehr als ein paar Dutzend Jesuiten in Paraguay auf.

Gemeinsam mit den Padres bauen die Guaraní ihre neue Heimat auf: Sie roden den Urwald, errichten Hütten und eine Helfertkapelle, legen Äcker an. Dann beginnen die Geistlichen mit der religiösen Unterweisung.

Jeden Tag unterrichten sie die Indios in der christlichen Lehre, suchen sie mit Weibstrach, festlich aufbereiteten Messen und dem Wohlklang von Kirchenliedern zu überwältigen. Und bereiten sie nach und nach auf den entscheidenden Schritt vor, die Taufe.

Für die Guaraní beginnt in den Reduktionen ein gänzlich neues Leben: Systematisch löschen die Jesuiten die alten Kulte aus. Sie brandmarken die Schamanen als Zauberer und Ketzer, verbannen sie aus den Siedlungen.

Standessen zwingen sie den Indios eine rigide christliche Moral auf. So sollen die Halbnomaden, bei denen es



Ungewillt machen die Padres die Guaraní zum Ziel von Sklavensjägern. Immer wieder überfallen die Menschenhändler die Missionstationen und entführen die Indios

üblich ist, in der Wärme nackt zu gehen, ihre Blöße nur mit einem Hemd oder Kleid aus Baumwolle bedecken.

Die Guaraní-Häuptlinge lebten bislang polygam, für sie war es eine Frage des Ansehens, mehrere Frauen zu haben. Nun sollen sie sich mit nur einer Gefährtin begnügen. Die Jesuiten verheiraten zudem bereits Halbwüchsige, um sie vor Versuchungen zu schützen.

Mit besonderem Eifer missioniert ein Mann aus Lima, der sich 1606 dem Jesuitenorden angeschlossen hat: Antonio Ruiz de Montoya. Sohn eines Spaniers und einer Elfenbeinischen aus Peru. Montoya hat zwar an der Seite spanischer Konquistadoren in Chile gefochten und ist dabei mehrfach verwundet worden.

Nun bekehrt er rastlos in den Wäldern: Später werden Hauselken schätzen,

dass er 10 000 Kilometer zu Fuß zurückgelegt und 100 000 Indios getauft hat.

Montoya kennt dabei wenig Skrupel, lässt etwa Schamanenheiliggrüter niederbrennen. Zugleich aber interessiert ihn offenbar die Lebenswelt der Guaraní. Er verfässt eine Grammatik und ein Wörterbuch ihrer Sprache. Und nach und nach gründet er elf Reduktionen im Osten der Ordensprovinz Paraguay.

Vor den Siedlern sind die Guaraní in den Missionen nun einigermaßen sicher. Dennoch liefern die Jesuiten sie – ungewollt – einer viel größeren Gefahr aus. Denn die Reduktionen liegen im Grenzgebiet zu Brasilien, in einer Region, die häufig Sklavensjäger durchstreifen (siehe Karte Seite 66). Und das wird jetzt zum Problem.

Denn als Portugiesen und Spanier 1494 den Besitz der Neuen Welt im Vertrag von Tordesillas unter sich aufteilten, definierten sie eine Demarkationslinie, welche die spanische von der portugiesischen Einflussosphäre trennte, auch in der Region des späten Brasilien. Wo aber genau die Grenze in dem noch weitgehend unerschlossenen Land tatsächlich verlief, blieb unstritten.

Diese Unklarheit machen sich nun Sklavensjäger aus der brasilianischen Kolonialstadt São Paulo zunutze: Sie behaupten, das Reduktionsgebiet gehöre zu Portugal und damit zu ihrem Jagdgebiet.

São Paulo ist zu dieser Zeit ein wichtiger Umschlagplatz des Menschenhandels. Tausende Sklaven aus Afrika werden hier an Siedler verkauft, um in Bergwerken, auf Zuckerröhrlplantagen, Tabak- oder Kakaoäckern zu arbeiten.

Portugals Könige behandeln den Menschenhandel nachgiebiger als Spanien, ein Gesetz von 1570 verbietet zwar die Versklavung von Indios, lässt aber genügend Ausnahmen zu, um die Diktative de facto wirkungslos zu machen.

Als die mit Spanien und Portugal verbündeten Niederlande und deren Westindische Handelskompanie zur Eroberung der riesigen Provinz Pernam-

boco im Norden Brasiliens ansetzen und dabei die Importe aus Afrika behindern, meißt Ende der 1620er Jahre die Nachfrage nach indianischen Sklaven.

Die Ansiedlung Tausender Indios in den Reduktionen macht die Missionen zu einem Ziel für die Menschenhändler – sie müssen nun nicht mehr die Wilder nach Sklaven durchstreifen.

Fortan ziehen sie zu Raubzügen aus und attackieren die Missionen im Grenzgebiet. Sie kidnappen Indios, brennen Häuser nieder, verwüsten Siedlungen.

Die Jesuiten können ihre Zöglinge nicht ausreichend schützen, und Madrid weigert sich, die Indios mit Gewehren zu bewaffnen, aus Sorge, sie könnten sich später damit gegen die Besitzer erheben. Zugleich wagen es die Kolonialbeamten in Südamerika nicht, gegen die einflussreichen Sklavenjäger vorzugehen.

So bleibt den Ordensmännern nur die Flucht: 1631 lässt Montoya die Reduktionen im Grenzgebiet zu Brasilien nach Süden verlegen. Tausende Einzelne sterben auf dem Marsch an Hunger, an Typhus und anderen Krankheiten.

Doch die Raubzüge erreichen bald auch die neuen Missionen. Die Sklavenjäger nehmen die längeren Wege zu ihrer Beute auf sich. Und nach dem besonders brutalen Überfall auf die Siedlung Jesús-Maria im Dezember 1636 ist die Gefolde der Jesuiten endgültig erschöpft.

Im Frühjahr 1638 beginnt Antonio Ruiz de Montoya seine Reise an den spanischen Hof. Im September trifft er in Madrid ein. Nach den zahlreichen Beschwerdenbriefen aus der Kolonie ist dort bereits ein spanisch-portugiesisches Sondergremium eingesetzt worden, das über die vielen Überfälle im Grenzgebiet beraten soll. Montoya kennt zwei Mitglieder des Komitees – und erhält tatsächlich eine Audienz bei König Philipp IV.

In seiner einfachen Robe tritt der Jesuitenpater inmitten der Pracht der Residenz vor den Monarchen, der auch die portugiesische Krone trägt. (1580 ist der letzte Herrscher in Lissabon ohne Nachkommen gestorben, und Spanien, dessen König einen dynastisch legitimen Anspruch auf die Krone hatte, übernahm den verworrenen Thron.)

Seit Jahren führt Philipp IV. Krieg gegen Frankreich; der Monarch ist auf die Einnahmen aus seinen Kolonien angewiesen, auf die Abgaben der Stiefel, das Silber aus den Minen – und das ist Montoyas Chance. Er behauptet, die portugiesischen Sklavenjäger seien nicht allein an Beute interessiert, sondern wollten sich gegen den König erheben und die Gebiete in Südamerika an sich reißen.

„Mein Verlangen nach Hilfe ließ mich unzählige Meilen reisen“, erklärt der Pater. „Jetzt erscheine ich hier, zu Füßen Eurer Majestät, um Rettung zu erflehen gegen die Rebellen aus São Paulo, denen es nach den Minen von Peru gelüftet. Sie planen, Eurer Majestät das wertvollste Juwel der Krone zu stehlen!“

Er überreicht dem König mehrere vorbereitete Memoranden. Und Philipp leitet die Dokumente mit einer Note an den Sonderrat weiter: „Studiert diese Dinge, die der Missionar mir berichtet, sie sind von solchem Gewicht, dass ich persönlich das Bedürfnis verspüre, zu helfen. Ergreift die erforderlichen Maßnahmen mit aller Vorsicht.“

Am 16. September 1639 ergehen tatsächlich mehrere königliche Dekrete, darunter die Anweisung, die führenden Sklavenjäger aus São Paulo zu verhaften.

Acht Monate später erlaubt der Hof sogar grundsätzlich, dass die Guaraní künftig Feuerwaffen tragen dürfen (die letzte Entscheidung soll der spanische Vizekönig in Lima treffen). Montoya scheint am Ziel.

Kurz darauf aber machen politische Verwerfungen den Erfolg wieder zunichte: Noch während sich Montoya in



Madrid aufhört, zerbricht die Union zwischen Portugal und Spanien, ein Rebell erobert den Thron in Lissabon. Die beiden Nachbarn führen plötzlich Krieg gegeneinander.

Zudem beschwören Feinde der Jesuiten an Philipps Hof das Gespenst eines bewaffneten Aufstands – falls man die Indios mit Musketen rüste. Alle Dekrete aus Madrid sind plötzlich bedeutungslos. Ernüchtert bleibt Montoya in der Hauptstadt: Er muss mit seiner diplomatischen Mission von vorn beginnen.

Zudem wird der neue König in Lissabon kurz darauf auch in Brasilien zum Herrscher ausgerufen. Daher werden die Sklavenjäger in São Paulo von den Offiziellen der portugiesischen Kolonie nicht verhaftet. Und gerade jetzt dringen die Trupps der Menschenhändler tiefer in das Gebiet der Reduktionen vor.

Die Wünsche
der Guaraní
sind **MADRID**
gleichgültig



Für Feuer loden im Nachlager dieser Kriege. Seit 1640 hat jede Jesuitenreduktion eine eigene Miltz. Die Guarani-Soldaten sind so gut ausgebildet, dass Sklavensjäger bald keine Chance gegen sie haben

Die Orfensmänner in Südamerika können nicht länger auf eine Entscheidung aus Madrid warten. Und so ringt sich Diego de Borja, der einhöchste Jesuit in Paraguay, zu einer unerhörten Eigenmächtigkeit durch: Er entscheidet, die Unreinwohner endlich zu bewaffnen.

Binnen kurzer Zeit stellt de Borja eine Miltz aus Indios auf und lässt Musketen und Munition ankaufen, wahrscheinlich in den Städten der Spanier. In Werkstätten konstruieren die Guarani einfache Kanonen aus Barbus und Leder dazu entwickeln sie die hohen Holostämme mit mehreren Schichten Ochsenhaut, sodass sie den Explosionen des Schießpulvers standhalten.

Vermutlich assistierten ihnen dabei einige Missionare, die vor ihrem Eintritt

in den Orden ins Militie gelistet haben. Die ehemaligen Offiziere lassen die Rekruten auch marschieren, Attacken und Gegenangriffe üben, trainieren sie im Schießen und Fechten. Insgesamt stehen nun 4000 Einheimische unter Waffen, 300 davon mit Musketen ausgerüstet.

Schon Ende 1640 verfügt jede Reduktion über eine eigene Schutztruppe, befehligt von einem Häuptling, der wiederum den Jesuiten untersteht.

Regelmäßig durchstreifen die Kämpfer nun in Patrouillen die Umgebung. Daher sind die Missionstationen auch rechtzeitig gewarnt, als Sklavensjäger

im Frühjahr 1641 erneut zu einem Raubzug gegen die Guarani ausbrechen. Und diesmal verläuft der Kampf anders.

Am 11. März 1641 nähern sich die Angreifer den Reduktionen in einer Flotte von 300 Booten und Kanus auf dem Uruguay-Fluss: 400 Weiße zusammen mit fast 3000 Hilfstuppen vom Volk der mit den Guarani verbündeten Tupi.

Die Jesuiten haben in den Tagen zuvor am Ufer eine befestigte Stellung errichten lassen und 3000 Krieger der neuen Indio-Armee hinter den Brustwehren des Forts positioniert. Zudem halten sich 800 Mann in 80 Kanus für einen Überraschungsangriff bereit, ein Floß ist mit einer Kanone ausgerüstet.

Langsam gleitet die Flotte der Sklavensjäger auf die Festung zu. Plötzlich stoßen sich die Guarani in den Kanus vom Ufer ab und halten dicht auf den Gegner zu. Mit einem Kanonenschuss versenken sie drei Boote der Angreifer. Zugleich zwingt Musketenfeuer die Gegner ans Ufer – in die Reichweite der Schützen im Fort.

In den folgenden Stunden erleiden die Sklavensjäger und ihre Verbündeten derart schwere Verluste, dass sie sich bei Sonnenuntergang zurückziehen. Am Morgen attackieren sie erneut, doch die Guarani schlagen sie abermals zurück, töten viele der Eindringlinge.

Sieben Tage dauern die Kämpfe – bis die Menschenhändler die Hoffnung aufgeben, die Durchfahrt zu den Indio-Siedlungen erzwingen zu können. Sie verschanzten sich in einem elft errichteten Behelfslager am Land. Nun können die Guarani den Zeitpunkt des Angriffs bestimmen: Sie überfallen am nächsten Tag das Camp, töten oder verletzen Dutzende und treiben die Sklavensjäger in die Flucht. Die Guarani erbeuten mehrere Boote und 400 Musketen.

Der klare Sieg ihrer Armee markiert einen Wendepunkt: Nach dieser (und einer weiteren) Niederlage trauen sich die Menschenhändler bald nicht mehr in das Missionsgebiet.

In Madrid erwirkt Antonio Ruiz de Montoya derweil ein neues Dekret: Der spanische Vizekönig von Peru, in dessen Herrschaftsbereich die paraguayischen Jesuiten-Reduktionen liegen, darf nun nach eigenem Ermessen entscheiden,

ob er die Guaraní bewaffnen will. Und Spaniens Offizielle am Río de la Plata heißen den Vorstoß der Jesuiten offenbar nichttrübselig gest.

Mehr noch: Gouverneure fordern die Indios fortan als Verstärkung für eigene Militäreinsätze an, da sie nicht besonders viele eigene Truppen unter Kommando haben. Ende 1647 erhalten die Indios erstmals offiziell Musketen aus spanischen Beständen.

Montoya kehrt 1643 nach Südamerika zurück, wird durch Antriebskräfte in Lima aufgehalten und stirbt dort – nachdem sich seine Gesundheit plötzlich rapide verschlechtert hat – wenig später.

So erlebt er nicht mehr, wie sich die Guaraní als überaus loyale Diener des spanischen Königs erweisen, wie sie für die Kolonialmacht kämpfen, Aufstände anderer Indios niederschlagen, mehrmals die Hafenstadt Buenos Aires gegen Angriffe von Piraten und Schmugglern verteidigen – und wie die Missionen zu nie geahnter Pracht aufblühen.

Denn schon bald haben viele der Kolonien kaum noch etwas mit den Hüttenbauern gemein, die die Jesuiten anfangs häufig in den Urwald zimmern lassen. Unter Anleitung der Ordensmänner, von denen einige Erfahrung als Baumeister oder Architekten besitzen, errichten die Guaraní vom späten 17. Jahrhundert an richtige Städte, erbauen geradeum barocke Metropolen.

Um 1750 erstreckt sich das Gebiet der mittlerweile 30 Reduktionen von Norden nach Süden über nahezu 1000 Kilometern, von Ost nach West über gut die halbe Entfernung. Die vielen Flüsse in der La-Plata-Region erleichtern den Verkehr zwischen den Siedlungen und den Städten der Spaurie.

Die einzelnen Ortschaften, zu denen stets umgedauntes Umland gehört, sind durch Gräben und Palisaden gegen Angreifer geschützt, Dorfbewohner halten Jagare und andere wilde Tiere fern.

Jede Siedlung ist nach einem einheitlichen Grundriss angelegt: Von einem großen, meist quadratischen Platz in der Mitte verzweigt sich ein Netz aus geraden, oft gepflasterten Straßen. An der zentralen Plaza ragt als höchstes



1604 erklären die Jesuiten den Süden des Kontinents zu ihrer Ordensprovinz. Wenig später weist ihnen die spanische Krone offiziell eine Region im Grenzgebiet des heutigen Paraguay, Argentinien und Brasilien zu. 1750 leben dort rund 100.000 Guaraní in 50 Missionen, die weitgehend autark und hervorragend organisiert sind. Gegner der Jesuiten sprechen von einem Staat im Staate. Den aber will Madrid nicht zulassen. 1767 wird der Orden in allen Gebieten der spanischen Krone verboten, die Missionare werden verhaftet und ausgewiesen. Die Indios sind nun der Willkür weltlicher Verwalter ausgesetzt.

Gebäude des Gotteshauses empor, anfangs aus Zedernholz und Lehmziegeln erbaut, später auch aus Stein im Stil des Barock, das Portal oft mit Wandpfeilern und Reliefs kunstvoll verziert.

Die Padres haben den Guaraní gezeigt, wie man Blocken aus dem Fels bricht, sie zu Quadern schlägt und zum Bauplatz transportiert. Wie man Ziegel brennt, Fundamente und Mauern errichtet und Bögen spannt. Und die Indios erweisen sich als fähige Handwerker.

Neben jeder Kirche erhebt sich ein Glockenturm, zudem steht dort ein Kolleggebäude der Jesuiten mit Schulhöfen, Hospiz, Lagerräumen.

Die übrigen Seiten des Platzes säumen einstöckige Wohnhäuser mit Ziegelfächern, die Wände teils aus Holz und Ziegeln, teils aus unbearbeitetem Quader errichtet. Eine überdachte Veranda bietet Schutz vor Sonne und Regen. Rundbögen verbinden die Pfeiler der Verlächer zu einem Arkadengang.

Umrundet der Wohnquartiere befinden sich die Werkstätten, Ziegelbrenn und Steinbrüche; an nahen Bächen und Flüssen liegen Gerbereien und Wassermühlen. Ringum dehnen sich Äcker und Weideland, Baumwoll- und Zuckerrohrplantagen, Orangenhaine, Tabak- und Yerba-Mate-Plantagen, aus deren Ernte ein bei Indios und Spaniern beliebtes Getränk hergestellt wird.

Die Jesuiten lehren die Einheimischen, mit eisernen Pfählen und Schaufeln zu arbeiten, um die Erträge von Mais, Maniok, Süßkartoffeln und Hülsenfrüchten auf den Feldern zu steigern.

Sie kaufen oder fangen Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Pferde, Maultiere und Esel und machen die Guarani zu Viehhirten und -händlern. Sie unterrichten sie im Schmieden und Tischlern, im Weben und Töpfern, bilden sie zu Hutmachern und Schuermännern, zu Orgel- und Instrumentenbauern.

Einige Reduktionen besitzen sogar Druckereien, in denen Schriften der Padres sowie der Indios in Satz gehen, auf Spanisch und in der Guarani-Sprache, dazu Wörterbücher und Übersetzungen.

Die Missionen wachsen über die Jahrzehnte zu weitgehend autarken Mutterkolonien, die die spanischen Städte an Ordnung und Effizienz überbieten.

Die Gemeinschaften sollen, so haben es die Jesuiten geplant, zunächst sich selbst erhalten. Fruchtbarer Boden ist reichlich vorhanden. Allen Familien weisen die Padres ein Stück Land zu.

Jeder Indio kann auf seinem eigenen Acker anbauen, was er will. Zwischen Juni und Dezember aber müssen die Männer zusätzlich an zwei Tagen in der Woche auf Gemeindeland arbeiten, dort Mais, Getreide, Mate, Tabak und Baumwolle kultivieren.

Mit den Jahren wächst der Viehbestand der Reduktionen zu Herden mit Hunderttausenden Rindern und Schafen.

Einen Teil ihrer Erzeugnisse lagern die Bauern ein, um Vorräte für Zeiten der Missernte anzulegen. Den anderen Teil transportieren sie auf Booten in die Städte der Spanier: Mit dem Verkauf erwirtschaften sie Kapital, um den fälligen Tribut an den König zahlen zu können. Baumaterial etwa für die Kirchen anzu-schaffen und die Schule zu unterhalten.

Um die Selbsterhaltung der Enklaven zu gewährleisten, verordnen die Jesuiten strenge Arbeitsdisziplin.

Der Tagesablauf der Bewohner aller 30 Siedlungen ist strikt gegliedert. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang ruft Glockengeläut die Indios zur Morgengemeinschaft. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen verfolgen nach Geschlechtern getrennt die Predigt eines Jesuitenpaters. Im Kirchenlicht erläutern vergoldete Altäre, Weihwasserbecken, Tabernakel und Figuren katholischer Heiliger, die die Indios selbst geschnitten haben.

Nach der Arbeit auf den Feldern und in den Werkstätten versammelt sich die Gemeinde am Nachmittag zu einer weiteren Andacht, repetiert den Katechismus, betet den Rosenkranz.

An Sonntagen stimmen Chöre lateinische Gesänge an, Orchester der Guarani spielen Stücke europäischer Komponisten auf selbst gebauten Geigen, Harfen, Flöten. An Ostern ziehen Prozessionen durch die Straßen; in der Karwoche gelfeln sich die Männer öffentlich.

So ist der Alltag erfüllt von strenger Frömmigkeit, von Beichten und Taufen,

Eine zwiespältige Welt ist in den Enklaven entstanden, geprägt von Fürsorge – aber auch Entrindung: Denn indem sie die Guarani von den konstanten und gewalttätigen europäischen Siedlern abzuschnüren suchen, zwingen die Ordensleute ihnen Zügelung zugleich eine neue Form der Unterordnung auf.

Letztlich ist auch diese „göttliche Erhebung“ nur eine etwas subtilere Form der Entrückung: Sie räumt den Ureinwohnern die Kraft zur Rebellion und macht sie zu gehorsamen Untertanen des Kolonialregimes. Die Indios sind in den Siedlungen zwar weitgehend autark, aber nicht Herren ihrer selbst.

Dies zeigt sich jeden Tag: Wer nicht zur Messe oder zur Arbeit erscheint, den lassen die Padres öffentlich durch Peitschenhiebe bestrafen. Patrouillen durchstreifen nachts die Straßen und verhaften jeden, der sich dort unerlaubt aufhält. Kinder sind angehalten, ihre Eltern zu denunzieren, wenn sie im Glaubensifer nachlassen oder alte, nun als heidnisch verurteilte Rituale praktizieren.

Immer wieder fliehen Einzelne aus den Siedlungen und suchen der strikten Kontrolle zu entkommen. Schon 1661 haben sich Indios aus fünf Reduktionen gegen die Jesuiten erhoben. Die Aufständischen forderten, dass die Ordensmänner sich nur noch um geistliche Belange kümmern, die Verwaltung der Siedlungen aber an ihre Zügelung abtreten sollten. Die Jesuiten ließen die Erhebung sofort niederschlagen, die Anführer öffentlich hängen und in Anstalt nehmen. Es blieb für ein Jahrhundert die einzige größere Revolte gegen die Missionare.

Generationen von Indios werden von Kind auf in ihrem Geist erzogen und geformt. Und immerhin: Die Ortschaften bieten Schutz vor den Sildereignern.

Doch dann werden die Untertanen von ihrem eigenen König verraten.

Im Jahr 1750 einigen sich Spanien und Portugal auf einen neuen Grenzverlauf zwischen ihren Gebieten in Südamerika. Madrid will damit vor allem Linas Expansion nach Westen aufhalten. Doch durch das Abkommen liegen plötzlich sieben Reduktionen auf portugiesischem Gebiet. Madrid stellt die Guarani vor die

Mit einem **FEDERSTRICH** enden 150 Jahre Mission

Hochzeiten und Messen. Die Reduktionen, in denen um 1750 rund 100.000 Indios leben, sind zu Orten christlicher Disziplin und umfassender Kontrolle geworden. Ehemalige Hängelinge und deren Verwandte dienen als Aufseher, Verwalter und Richter. Die eigentliche Macht bleibt bei den zwei oder drei Jesuiten, die jeder Siedlung vorstehen.

Wald, entweder ihre Felder und Plantagen aufzugeben und weiter weitlich in der Wildnis von vorn zu beginnen oder zu bleiben und die verhausten Portugiesen als ihre neuen Herren anzuerkennen – jenes Volk, das Tausende Indios in die Sklaverei verschleppt hat.

Die Einheimischen fühlen sich hintergangen, auch von den Jesuiten, die ihnen nicht helfen können. Deren oberster Ordensmann in Rom ordnet noch dazu über die Köpfe der Beteiligten hinweg einfach die Evakuierung der Siedlungen an – und die Padres, per Gelübde zu blindem Gehorsam verpflichtet, beugen sich der Anweisung.

Als sich die Bewohner aller sieben Reduktionen in Protestbriefen an den Gouverneur in Buenos Aires weigern, das kultivierte Land dem Enzfeind zu überlassen, erklären Spanien und Portugal sie in einer Gemeinschaffenerklärung karzinalhaft zu Rebellen.

Daraufhin setzen die Guaraní die Jesuiten in einer Siedlung ab, plündern die Warenlager und lassen die Geistlichen auspeitschen und einsperren. 500 Einheimische attackieren eine portugiesische Siedlung.

1756 marschiert eine vereinte Streitmacht von Portugiesen und Spaniern auf die aufrührerischen Reduktionen zu. Gegen die Artillerie der Kolonialmächte sind die Indios chancenlos, wohl 1500 Guaraní sterben bei der Niederschlagung der Revolte. Dennoch beugen sich weniger als die Hälfte der Missionsbewohner der erpressenden Umsiedlung: 36.000 Menschen haften weiter auf ihrem nun von Soldaten besetzten Land aus.

Es ist nur das Vorspiel zu einem noch abgründigeren Finale: Mit brutaler Deutlichkeit wird sich bald erweisen, wie wenig die frommen Potentaten des christlichen Abendlandes die Interessen der Indios im Regenwald achten. Und die Jesuiten können ihnen ebenfalls nicht helfen – denn diesmal werden sie selbst zum Opfer höherer Entscheidungen.

Nur fünf Jahre nach dem Kriegszug gegen die Guaraní annulliert Madrid 1761 den für Spanien am Ende unschätzbaren Grenzvertrag. Damit scheint für die Guaraní eine friedlichere Zeit anzu-

brechen: Ihre Siedlungen liegen wieder vollständig auf dem Gebiet Spaniens.

Und doch formiert sich Widerstand gegen die Reduktionen: Vielen spanischen Kaufleuten sind die wirtschaftlich erfolgreichen *Verba-Mate*, die Anfang des 18. Jahrhunderts allein ein Viertel des lukrativen *Verba-Mate* in Paraguay produzierten, schon länger unliebsame Konkurrenz. Und immer noch großes Siedler, weil ihnen dadurch billige Arbeitskräfte vorenthalten werden.

Andere Kritiker werfen den Jesuiten vor, eine Art Staat im Staate errichtet zu haben. Ein anonymes Pamphlet, das in Europa kursiert, behauptet gar, die Ordensmänner hätten einen der Iliern zum „König Paraguays“ erwählt.

Dies ist ein vollkommen haltloser Auswurf, aber er trägt dazu bei, dass der Rückhalt der Gottesmänner zunehmend brüchig wird. In dieser Stimmung macht Spaniens Monarch Karl III. die Jesuiten auch noch für Unruhen verantwortlich, die 1766 in Madrid ausbrechen, als das Volk dort gegen die hohen Preise von Brot, Öl und Wein sowie einige Verordnungen der Krone protestiert.

Am Ende VERFALLEN die Missions- stationen

Karl III. erklärt so pauschal wie patetisch, bei seinem Vorgehen gegen die „Societas Jesu“ handle er im Bewusstsein seiner Pflicht, Gehorsam, Ruhe und Gerechtigkeit in seinem Volk aufrechtzuerhalten, sowie aus anderen zwingenden Gründen, über die er nichts verlauten lassen könnte und die er daher in seiner königlichen Brust verschleie.

Das wahre Motiv des Königs aber ist seine Furcht vor der immer größeren Macht des Ordens, dessen Mitglieder nur dem Papst Gehorsam schwören.

Beeinflusst wird Karl vermutlich auch durch die Ereignisse in Portugal und Frankreich: Deren Monarchen haben die Padres der „Societas Jesu“ bereits aus ihren Ländern ausgewiesen. (Auf den französischen Antillen war ein Ordensmann in einen Finanzskandal verwickelt; in Lissabon warf man den Jesuiten fälschlicherweise vor, bei der Erhebung der sieben Guaraní-Reduktionen mit den Indios paktiert zu haben.)

Vergleichbar radikal ist die Reaktion des Königs in Madrid: 1767 unterzeichnet er ein Dekret, das den gesamten Jesuitenorden aus Spanien ausweist. Die Ausweisung gilt auch für alle Kolonien in Übersee.

Nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, in denen die Missionare sich erfolgreich der „geistlichen Eroberung“ Paraguays verschrieben und in ihren Misionssiedlungen Hunderttausende Guaraní getauft haben, beendet ein Federstrich ihr Missionswerk.

In den Reduktionen werden Tausende Ordensmänner von spanischen Soldaten verhaftet und nach Buenos Aires gebracht. Dort müssen die Geistlichen Schiffe nach Europa bestiegen. Die meisten lassen sich im Vatikanstast nieder. Der Papst soll sich um seine getreuen Gefolgsgelassen kümmern.

Die Indios aber bleiben ohne ihre jesuitischen Seelherge und Beschützer zurück: Andere Orden führen das Bekehrungswerk fort, die Regie aber übernehmen fortan weltliche Verwalter, eingesetzt von Madrids Gouverneur.

Und sie lassen die Reduktionen in den folgenden Jahrzehnten langsam verwahrlosen: Grundbesitz und Geschäftslage eignen sich nach und nach anghindert die Felder und Plantagen aus den früheren Jesuitensitzen aus, viele zahlen in Raten, die sie oft schuldig bleiben. Zwangsarbeit und Todesstrafe werden eingeführt.

Tausende Guaraní fliehen aus den einstigen Missionsstationen, zurück in

die Wilder – und die meisten geben auch das Christentum wieder auf.

Um 1850 sind die meisten Redaktionen verstübt. Auf dem Gebiet des Staates Paraguay, der 1811 seine Unabhängigkeit erklämpft, harren nur noch 5000 Indios in den wenigen dort noch existierenden Missionsiedlungen an.

Aus den Ortschaften, in denen das Indios einst Selbstverwaltung, wenn auch keine Autonomie zugebilligt wurde – und in denen sie als spanische Untertanen direkt dem König unterstellt und damit dem Zugriff der Grundherren entzogen waren –, werden ganz gewöhnliche Siedlungen. Das Gemeinschaftssystem wird aufgehoben, die kapitalistische Wirtschaft eingeführt.

Nun fliehen die letzten Indios in die Ursälder, viele verfallen der Trunksucht oder versuchen ihr Glück als Handwerker in den Städten. Formell als Staatsbürger den Weißen und Mestizen in Paraguay gleichgestellt, sind sie der Rücksichtslosigkeit der Elite ausgeliefert, werden erneut unterdrückt und verdrängt.

Es ist der tragische Epilog eines vermessenen Experiments, das den Ureinwohnern eine neue Lebensweise aufzwang und ihnen dafür Zivilisation, Frieden und Erlösung verheißt. Doch das Versprechen erwies sich für die Guaraní schließlich als leer.

So leer wie die verfallenden, längst überwucherten Barockkirchen tief im Dschungel von Paraguarí. ■

Dr. Karl Hertzberg, 19. 12. 1901, in Aachen in Berlin. Der schlesische Jesuitenpater Florian Baucke liest sich nach der Vertreibung des Ordens 1768 aus den spanischen Besitzungen in Böhmen nieder. Die Illustrationen stammen aus seinem Meisterhute.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Barbara Ganson, *„The Guaraní Under Spanish Rule in the Río de la Plata“*, Stanford University Press: aktuell wohl die beste wissenschaftliche Arbeit zum Thema, die auch die Perspektive der Guaraní angemessen berücksichtigt. Antonio Ruiz de Montoya, *„The Spiritual Conquest“*, Institute of Jesuit Sources: Augenzeugenbericht des Jesuitenpater über die „geistliche Eroberung“ der Indios in den Wäldern von Paraguay.

Singer + Sohn GmbH & Co KG
Ein von Verlag und Redaktion: Am Baumweg 11
20099 Hamburg Postfach der Redaktion:
Brodfisch 34, 20544 Hamburg
Telefon 040 / 37 05 89, Telefax 040 / 37 05 54-42
E-Mail (Redaktion): leserbriefe@sgs.de
Internet: www.sgs-apoche.de

CHEFFKREATIV Michael Schepers
DESIGN/REISENDE KREATIV Dr. Frank Oden
KONZEPT/DESIGN/ARBEIT Andreas Schneider
DESIGN/REISENDE KREATIV Michael Schepers
TEXTKREATIV Jens Kasper Böhle, Ina Böhle
Dr. Arja Fries, Claus Grottel, Christiane Tegenbräuer
AUTOREN Jörg-Ulrich Albring, Gerd Machmann
Freia Mischak, Ina Böhle, Dr. Dr. Ralf Buchholz
Dr. Ingrid Böhler, Anja Böhler, Dr. Ingrid Böhler
Stefan Coudenberg, Dr. Frank Oden, Dr. Helmut Hentschel
Christiane Oden, Rainer Klöwe, Dr. Helmut Hentschel
Walter Wölke, Christiane Schneider
BILDKREATIV Christine Gargallo
Arten/Reisen/Arten Rainer Klöwe
Freia Mischak, Ingrid Böhler, Ralf Buchholz
VERPFLICHTUNG Linda Brandt, Chit Witschorn
Alex Pfeiffer, Andreas Seifried
Freia Mischak, Dr. Dr. Ralf Buchholz, Rainer Klöwe
Dr. Dirk Pöppel, Christa Jürgens, Helmut Hentschel

UNIVERSITY OF MICHIGAN
From Michigan: Chris Campa, Joe Farris,
Bo Miller, Sergio Priego
WEDGESCHAFTLICHE BERATUNG:
Dr. Alexandra Göttemann
KARTOGRAPHIE: Ingrid Peters, Thomas Pfadler
SCHLUSSBEREICHUNG: Dirk Krümmen, Ralf Leubner
CHEF VORLESER/TECHNIK: Rainer Dries
ALUMNI/STUDENTEN: Two unknowns

Frage an die Redaktion:
Tabelle: 10000/10000000, Tabelle: 1000/10000000
Erfolgt keine Eingabe, sondern die
Die Redaktion enthält sich der Meinung und veröffentlicht
von Leserbriefen auf www.gut-wissen.de vor.

ABOCHMENT UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschluß GEO Kundenservice, 10101 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo.-Fr. 9.00 bis 19.00 Uhr,
Sa. 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geopost@serviceline.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 33 33 49 99
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 33 33 49 99
Telefax: +49 / 40 / 33 33 49 98

HERAUSGABE: Peter Schmidt
REDAKTIONSSISTEMZ: Angelika Fiedler, Helen Oigawa
FOTO MITGLIEDER: Steffen Miel
VERANTWORTLICH FÜR
DEN RECHTSSCHUTZ:
Michael Schmitt

VERLAGSGESAMTSCHAFTEN: Dr. Peter Isenhardt
PUBLISHERS: Alexander Schuster
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Thomas von Helldorf
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Thomas Krogmann / TVP/Deutscher Fachschriften-Verlag
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Hilke Hager (concurrently for the Inhalt der Anzeigen)
C-J Electronic Media Sales GmbH
STY DIRECTOR BRAND SALES:
Christa Cramé, Tel. 0491 4704 517
KEY ACCOUNT MANAGER: Christiane Berger
Tel. 0491 4704 51 75, Fax: 0491 4704 51 80
AD MANAGER: Ingrid Thielicke
Tel. 0491 4704 51 81, Fax: 0491 4704 51 89
MARKETING: Grottel Hager
INTERTELLIGENCE: C-J Publishing, Hilke Hager (Engl.)
Oliver Thiele

Es gibt die zweite Variante (2. Variante, siehe hierzu unten):

[illegible]

6820-1-1 15 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 55 60 65 70 75 80 85 90 95 100

Preis: 14,99 € (D), 16,99 € (A), 19,99 € (CH)
 Also mit DVD: 14,99 € (D), 16,99 € (A), 19,99 € (CH)
 Studentenpreis: 12,49 € (D), mit DVD: 14,99 € (D)
 Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für
 GÖPPOLCHE Digital unter www.goeppolche.de/digital

**BESTELLADRESSE FÜR
GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, KORBEN ETZ.**
Kundenkarte und Bestellungen
Anschrift: GEO-Magazin-Service, 70701 Stuttgart
Telefon: +49(0)714336-4777 Telefax: +49(0)714336-477
E-Mail: geoservice@geon.de

See <http://www.elsevier.com/locate/jmb> for a complete list of articles in this issue.

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Abbreviations: C, control; F, female; M, male; N, number; P, probability; S, standard; T, time; U, unit; V, volume; W, weight; X, percent; Y, year; Z, zone.

[illegible][illegible]

For more information, please contact:
 Dr. Barbara A. Schmitt, Director
 1000 University Avenue, Suite 100
 University of California, San Diego
 La Jolla, CA 92037
 Tel: 619/594-5875
 Fax: 619/594-5876
 Email: bschmitt@ucsd.edu

DAS TOR ZUR NEUEN WELT

Fast alle Waren, die zwischen Spanien und Südamerika gehandelt werden, kommen durch diesen Hafen: Cartagena, gelegen an der Küste des heutigen Kolumbien, ist 1635 eine der wichtigsten Städte auf dem neu entdeckten Kontinent. Viele Europäer hat sie reich gemacht.

Doch einer ihrer bekanntesten Bürger hütet ein Geheimnis, das ihn seinen Wohlstand kosten könnte – und das Leben

— von CONSTANCE KINDEL





Um 1635 haben die Spanier in Südamerika bereits mehr als 300 Städte gegründet. Eine große Anzahl von Siedlungen zeigt auch schon diese Karte, die der Flamen Theodor de Bry 1562 fertigt – darunter Cartagena, das strategisch günstig zwischen den Antillen und der Landenge von Panama liegt

S

Schlürfrige Stille liegt über der Stadt. In der klebrig-schleimigen Tropenluft mischt sich der Geruch von Fisch und Molder mit dem süßen Duft von Orangen, die in den Gärten der Häuser wachsen. In den Höfen kratzen Hühner im Staub.

Die Frauen, die an den Beirres Wasser schöpfen, klagen über die Hitze. Die schwarzen Händlerinnen, die an der Plaza de la Hierba Bananen, Mais und Süßkartoffeln verkaufen, wischen sich den Schweiß von der Stirn, der ihnen in die Augen zu rinnen droht. Die Männer, die in kleinen Gruppen auf der Plaza Mayor im Hütterschatten stehen, heben die Köpfe, wenn eine Brise vom nahen Karibischen Meer durch die engen, gewundenen Gassen der Stadt streicht.

Cartagena wartet. Eintönig ist das Leben in der Stadt in diesen Juniwochen des Jahres 1635, zäh vergehen immer gleiche Tage, nur die Schläge der Glocken markieren das Verstreichen der Zeit, zerfallen sie in Morgen, Mittag, Abend.

Essen, schlafen, beten, tanzen – mehr, heißt es, gibt es nicht zu tun für Cartagenas Bürger, wenigstens für diejenigen, die sich ihren Unterhalt nicht mit ihrer Hände Arbeit verdienen müssen. Jeden Abend um neun werden mit dem letzten Läuten der Kirchenglocken bis zum Morgengrauen die Stadttore des metedischen Mauergürtels geschlossen, der sich um das Zentrum der Stadt zieht.

Die Straßen, nachts leer, scheinen auch bei Tage halbverlassen. Nur nach den Sonntagsmessen, die am Morgen in der Kathedrale und einem halben Dutzend Kirchen gefeiert werden, die erste früh um halb fünf, die letzte um acht,





Seit ihrer Gründung im Jahr 1533 wird die Hafenstadt Cartagena immer wieder von Piraten überfallen. 1586 nimmt der englische Freibeuter Francis Drake mit rund 30 Schiffen die Stadt ein (eben der Überfall in dieser geographisch ungenauen Darstellung von 1589) und zieht erst gegen die Zahlung von gut 100 000 Goldgulden wieder ab. Noch im selben Jahr beginnt die spanische Krone, in Cartagena die größte Festungsanlage der Neuen Welt zu errichten.

versammeln sich Cartagenas Bürger in feierlicher Kleidung auf den Straßen und Plätzen. Die Frauen in ihren Kleidern aus edlem Tuch, Samt und Taft schmücken sich mit Perlenketten, Broschen, goldenen Halsketten, Diamantringen. Sie heißen an den Eingängen vor den hölzernen Kirchentüren stehen, um Neuigkeiten auszutauschen, Klatsch, Gerüchte, Familiengeschichten.

Die Männer tragen feine Hemden sowie Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe. Sie stehen absits in kleinen Gruppen und diskutieren die Preise, Probleme mit Arbeitskräften, das Wetter, die Furcht vor Piratenangriffen.

Cartagena wartet. Schreie die Ankunft der Schiffe herbei, die das Leben in der Stadt verwandeln: die Flotte aus Spanien, die Waren in die Stadt bringt und später mit den Schätzen der Kolonien ins Mutterland zurückkehrt.

Cartagena de Indias, die Kleinstadt am nördlichen Küstenstreifen des Kontinents, ist die wichtigste Wegmarke auf der Reise der Flotte, der erste Hafen, den die Schiffe nach ihrer Fahrt über den Atlantik in Südamerika anlaufen. Und später, auf dem Weg zurück, überwintert der Konvoi vor der erneuten Atlantikquerung oft im Hafenbecken, dessen ruhiges Wasser Dutzenden Schiffen Schutz vor den Tosenstürmen bietet.

Die geographische Lage der Stadt ist ihr größtes Kapital. Über eine Länge von mehr als 18 Kilometern breitet sich die Bucht von Cartagena entlang der wellenförmigen Klüften aus.

Die Stadt selbst liegt auf einem schmalen Streifen Land, der durch eine Reihe kleiner Buchten und natürlicher Kanäle vom Festland getrennt ist. Durch einige von ihnen führt der Weg in die Bucht von Cartagena, deren Ankerplätze so einzigartig sicher und gut zu verteidigen sind. Der Hafen der Stadt, behaupten manche der Seelente, die ihn kennen, sei der beste der Welt.

Wie Cartagena liegen zu Beginn des 17. Jahrhunderts fast alle wichtigen Städte Südamerikas in Küsternähe, vor

allern im Norden und an der Westseite des Kontinents, wo die europäische Eroberung rund 100 Jahre zuvor ihren Anfang genommen hat. Die frühen Konquistadoren gründeten die Städte meist schon kurz nach ihrer Ankunft, errichteten einige ihrer Gefolgsleute zu Bürgern und wiesen ihnen Grundstücke zu.

Von den Siedlungen aus brachen sie auf zu Feldzügen gegen die einheimische Bevölkerung. Waren die Indios bezogen, kamen aus Europa vereehrt Handwerker, Bauern und Kaufleute, um vom aufkommenden Wirtschaftsleben in der Neuen Welt zu profitieren.

WENN DIE FLOTTE KOMMT, ERWACHT DIE STADT ZUM LEBEN

Auch Cartagena hat sich ihren strategischen Vorteil nutznie gemacht. In den gut 100 Jahren seit ihrer Gründung 1533 ist die Siedlung zu einem Knotenpunkt des Handels herangewachsen, zu einer der wichtigsten unter den mehr als 300 Städten, die Spaniens Eroberer in Amerika bereits errichtet haben. Cartagena ist der Schlüssel zum Vizekönigreich Peru, das fast den gesamten spanischen Besitz in Südamerika bis hinaus nach Panama umfasst.

Mehr als 1500 *vecinos* zählt die Stadt inzwischen, also Einwohner, die das Bürgerrecht haben. Diese Menschen, meist spanischer oder portugiesischer Abstammung, verfügen über Grundbesitz und haben nach mindestens vier Jahren Aufenthalt in Cartagena vom Stadtrat das Recht erhalten, an jenen Ratsitzungen teilzunehmen, die in Notfällen einberufen werden.

Zudem leben in Cartagena Tausende Sklaven, freie Schwarze, Indios

und Mulaten. Daneben viele Dutzend Menschen anderer Nationalitäten, die zumeist illegal nach Südamerika gekommen sind, Flamen etwa, Italiener und vor allem Portugiesen, von denen einige jetzt als Kaufleute zu den wohlhabendsten Männern der Stadt zählen.

Herkunft und Titel haben in den Kolonien eine geringere Bedeutung als in der Heimat. Die Arbeit als Händler, in Spanien von den adeligen Oberschichten verachtet, kann den Geschäftstichtigen hier Ansehen und sozialen Aufstieg bringen. Zudem sind Adelstitel und Ämter in Amerika ohnehin käuflich – die spanische Krone fällt auf diese Weise ihre Staatskasse auf.

Blas de Paz Pinto gehört zu jenen, die es in der Neuen Welt zu Wohlstand gebracht haben. Der Portugiese ist studierter Chirurg, verdient in Cartagena aber auch als Kaufmann Geld. Über Sevilla importiert er kostbare Stoffe aus ganz Europa. In seinem Warenlager hält er Samt und Seide für den Weiterverkauf bereit, Taft, Wolle und Flanell, Leinen aus Gern und französische Spitzen, dazu Hüte, Seidenstrümpfe und Perlen.

Vom Dach seines zweistöckigen Hauses an der Plaza de los Jagüyes kann er den Hafen überblicken, am großen Innenhof liegen die Schlafquartiere seiner 14 Sklaven. Außerdem besitzt er ein Landgut vor den Toren der Stadt.

Blas de Paz Pinto ist in Cartagena als großzügiger Gönner der Kirche bekannt, ehrenamtlich vertritt er den Konvent seines Viertels San Diego in Rechtsangelegenheiten, regelmäßig lässt er Messen für sein Seelenheil lesen.

An diesem Sonntag des Jahres 1635 sitzt er im Speisesaal des Hauses auf einem kunstbezogenen Polsterstuhl und

wartet auf Besuch. Wenn man ihn fragt, wird er behaupten, dass er mit den fünf Männern zum Kartenspiel verabredet sei. Aber er hat alle Vorhänge im Haus zuziehen lassen, der drückenden Hitze zum Trotz, und die Fenster zusätzlich mit schwarzem Stoff verhängt. Seine Sklaven hat er angewiesen, die Straße vor dem Haus zu beobachten.

Denn Blas de Paz Pinto hat ein Geheimnis, von dem niemand wissen darf.

Die Stadt, in der er seit mehr als zehn Jahren lebt, breitet sich immer weiter aus und verändert ihr Gesicht. Großzügig angelegte Gebäude aus Stein, oft zwei Stockwerke hoch, ersetzen zunehmend die Holz-, Kalk- und Strohhäuser der Anfangsjahre.

Die wohlhabenderen Familien lassen sich prächtige Residenzen mit hölzernen Balkonen, Erkern und Arkadenbögen, Gärten und Innenhöfen errichten, mit massiven Steinmauern, hohen Decken, Fenstern und Oberlichtern, die den Wind vom Meer hereinlassen.

In den Räumen stehen schwere Mahagonische, lederbezogene Lehnstühle, hängen Wandtrophäen, Olgemälde und bodenlange Vorhänge aus dunkelgrünem oder purpurrotem Damast, die Schlafzimmern schmücken Himmelbetten mit geduckelten Stößen.

Die Ärmere bauen ihre Häuser aus Lehm und Stroh, meist spärlich möbliert mit einem Bettgerüst und ein paar Stühlen. Cartagenas Reichtum ist ungleich verteilt, und seine Stadtviertel zeigen die sozialen Grenzen auf. Fast alle einfacheren Leute wohnen im Südosten, außerhalb des Mauerrings, der sich um den Stadtkern zieht; sie sind auf der kleinen Insel Getsemani, die über die Brücke Puente de San Francisco mit dem Zentrum der Stadt verbunden ist.

Hier haben Schneider und Schuhmacher ihre Werkstätten, hier liegen die Gasthäuser, Wirtschaften und Bordelle, die meist von freien Schwarzen und Mulatten betrieben werden, aber auch die Brunnen, aus denen die Stadt einen Teil ihres Trinkwassers bezieht.

Im Viertel San Diego im Nordosten leben die Kaufleute und Handwerker.

Cartagenas wichtigste, wohlhabendste und einflussreichste Bürger aber, die Adligen und Würdenträger, haben ihre Häuser in den Straßen rund um die Plaza Mayor, den Hauptplatz, an dem sich alle geistliche und weltliche Macht der Stadt versammelt.

Denn die spanischen Kolonialbesiedlungen sind nach dem Ideal der Renaissance-Stadt erbaut: Straßen gruppieren sich im Schachbrettmuster um ein zentrales Forum. 1573 hat Spaniens König Philipp II. in 148 Artikeln vorgegeben, wie Siedlungen in der Neuen Welt auszusuchen haben. Zwar können seine Vorgaben, die unter anderem die Anzahl der Kirchen und den Standort der Hospitaller bestimmen, nie komplett eingehalten werden. Eine Plaza Mayor aber haben alle größeren Städte in Südamerika.

In Cartagena ziehen sich an der Südküste des Platzes die Verwaltungsgebäude, die das Gefängnis sowie die Räume des *cabildo* beherbergen, des Stadtrats. Daneben liegt das Haus des Gouverneurs, der dem Rat vorsitzt.

Unter seiner Leitung legen die zu meist zwölf ständigen Ratsmitglieder Steuern fest, entscheiden über die Vergabe von Ländereien an neue Bürger und stellen auch den Stadtrichter.

Da die Posten in den *cabildos* häufig käuflich sind und Madrid ihre Besetzung nicht überwacht, bilden die Räte die einzigen wichtigen Gremien der Kolonie, in denen nicht aus Spanien entsandte Königsleute dominieren.

Im Norden der Plaza Mayor ragt die Kathedrale auf, ihr schräg gegenüber stehen die drei Häuser, auf die sich die Heilige Inquisition verleiht, die seit 1610 ein Tribunal in der Stadt unterhält und die spektakulärsten ihrer Untersuchungen öffentlich auf dem Platz abhält.

Wenn die königlichen Beamten der Behörde hier zu Gericht sitzen über Gotteslästerung, Glaubensabfall, Heerei und nur scheinbar konvertierte Juden, die heimlich ihren alten Glauben leben, strömen Cartagenas Einwohner zu Hunderten zusammen.

Das Tribunal wacht auch über den Strom von Neuankömmlingen, den die Schiffe aus Europa in die Stadt bringen.

Wenn die Flotte aus Spanien eingetroffen ist – oder eines der Postschiffe, die die Stadt speziell mit Nachrichten aus der Heimat versorgen –, wird die Plaza del Mar, der Zollplatz am Hafen, zum Mittelpunkt der Stadt. Kleine Boote schwärmen aus, um Passagiere und Waren von den draußen vor den Karallenbänken in der Bucht ankermenden Schiffen zu den Kals zu rudern.

Zu Hunderten drängen sich dann Seeleute und Händler in den Straßen, strömen Käufer und Kaufleute aus dem Hinterland und allen Regionen des Vizekönigreichs Peru zusammen für die Handelsmesse, die nach der Ankunft der Schiffe beginnt. Ein paar Wochen lang erwacht die Stadt zum Leben.



Noch aber wartet Cartagena. Auf die Segel am Horizont, die die Schiffe aus der Heimat ankündigen.

Doch die Flotte segelt selten nach dem Plan, den ihr die Krone vorgibt. Oft bricht sie nur alle zwei Jahre statt wie vorgesehen jährlich nach Amerika auf. Häufig versögert sich ihre Rückkehr, es fehlt an Schiffen oder an Kapital für die Ausrüstung eines weiteren Verbands, unterwegs halten Stürme und Plagen die Segler auf.

Die größte Gefahr sind die Angriffe von Piraten, die die Schiffe abraufen versuchen. Überall in der Karibik plündern und brandschatzen Korsare aus England, Frankreich und den Niederlanden spanische Schiffe und Küstenansiedlungen. Auch Cartagena musste kaum zehn Jahre nach seiner Gründung die erste Piratennatte überstehen.

Den schlimmsten Angriff erlebte die Stadt im Jahr 1586, als der englische Freibeuter und Weltumsegler Francis Drake mit gut 30 Schiffen die Stadt überfiel, sechs Wochen lang besetzt hielt und dem Gouverneur ein Lösegeld von gut 100 000 Golddukaten abpresste.

Als Reaktion darauf schickte König Philipp II. seinen berüchtlichsten Militäringenieur in die Stadt. Nach den Plänen von Bautista Antonelli wurde Cartagena in jahrzehntelanger Arbeit befestigt, der Stadtkern mit einem meterdicken Mauergrützel umschlossen, der Eingang zur Hafendurchfahrt erhielt eine Plattform, die Bucht schützten nun vier Forts.

In den vergangenen Jahren haben Cartagena und seinen karibischen Nachbarn vor allem Attacken der Niederländer zu schaffen gemacht. Harderte Schiffe sind den Angreifern in die Hände gefallen. Und das, obwohl es den spanischen Handelsschiffen auf Befehl den Monarchen seit Jahrzehnten verboten ist, von Europa aus alleine nach Amerika zu segeln. Nur im *Korreo* und auf festgelegten Routen dürfen sie in die Kolonien aufbrechen, geschützt von Kriegsschiffen. Schon 1564 hat ein königlicher Erlass das System geschaffen, an dem die spanische Krone noch immer festhält.

Zwei Flottenverbände halten den Kontakt zu den Kolonien in der Neuen Welt. Einer der beiden versorgt regelmäßig das Vizekönigreich Neu-Spanien (das Mittelamerika, die Karibischen Inseln und Teile Nordamerikas umfasst) und steuert den mexikanischen Hafen Veracruz an. Der zweite sichert den Warenaustausch mit dem Vizekönigreich Peru und läuft erst Cartagena an und schließlich seinen Zielhafen in Panama.

„Flota de Galeones“ heißt dieser zweite *Korreo*, der dem Plan nach jedes Jahr im August von Sevilla nach Südamerika segeln soll; er ist nach der *Schwarzen* von sechs bis acht Galeonen benannt, die die Handelsschiffe begleiten. Die beiden Flotten brechen stets getrennt auf, treffen aber im Jahr darauf im Hafen von Havanna zusammen und segeln von Kuba aus gemeinsam ins Mutterland zurück.

Das Konvoisystem soll die Handelschiffe nicht nur vor Piratengriffen schützen: Die Krone hütet so auch ihr Monopol auf den Warenaustausch mit den Kolonien. Denn Spanien wacht eifersüchtig über sein ökonomisches Imperium. Ausländer sind von allem direkten Handel mit Amerika ausgeschlossen. Sie müssen sämtliche Geschäfte über Sevilla abwickeln, wo seit 1503 eine mächtige Behörde den Überseehandel verwaltet. Sie ist im Königspalast untergebracht und registriert die Ladung jedes Schiffes, das nach Spanisch-Amerika segelt oder von dort zurückkehrt, um so die königlichen Abgaben festzulegen.

Die Behörde organisiert die Konvois, bildet Steuermänner aus, fertigt Seekarten an, dient als Postamt und selbst als Nachlassverwalter für spanische Bürger, die in Amerika sterben.

Ihre Angestellten arbeiten sehr eng mit der Kaufmannsgilde von Sevilla zusammen. deren Mitglieder gehören zu den führenden Familien der Stadt und sind von der Krone mit dem Monopol für den Amerika-Handel ausgestattet worden.

Sie finanzieren Ausrüstung und Verteidigung der Flotte, kontrollieren Art und Menge der exportierten Waren und diktieren nach Belieben die Verkaufspreise in Übersee.

Die Krone überlässt den Kaufleuten alle wirtschaftlichen Entscheidungen. Sie verdient an Ein- und Ausfuhrzöllen und will aus dem Geschäft den größtmöglichen Profit schlagen. Die Überseegebiete sollen Spanien mit allem versorgen, was es selbst nicht produziert, und umgekehrt die Waren seiner Basen und Handwerker absetzen.

Nach Amerika bringen die Schiffe vor allem Textilien, Metallwaren, Delikatessen und Luxusgüter – darunter Schwerer und Eobestecke, Lederwaren, Möbel und Tischwaren sowie Wolle, Samt, Seide, Leinen und Spinne. Sie liefern auch Bücher und Papier, Hute und Handschuhe, süßen Wein aus Málaga und katalanischen Brandy.

Auf ihrem Rückweg nach Europa haben die Segler in der Regel Gewinne



Das Zentrum von Cartagena, ab 1650 von einer gewaltigen Mauer umschlossen, zeigt das typische Schachbrettmuster der hispano-amerikanischen Kolonialstädte. Dorn die Anlage der Siedlungen Madrids in Übersee ist genau vorgegeben. 1573 beschreibt König Philipp II. in 148 Artikeln, wie die Ortschaften in den neuen Kolonien aussehen sollen – und folgt dabei den architektonischen Idealen der Renaissance. Erste Pläne.



Cartagena zu befestigen, gibt es schon vor dem Überfall Francis Drakes. Der Militäringenieur Bartista Antonelli zeichnet 1584 diesen Entwurf, den er nach Süden ausrichtet. Zu diesem Zeitpunkt sind die Stadtteile San Diego (unten links) und Getsemaní (oben links) noch kaum besiedelt, und manche Ausläufer der Bucht sind offenbar versumpft: Antonelli kennzeichnet sie mit Blumen im Wasser.

und Heilpflanzen geladen, Häute und Talg von Rindern, Pferden und Schweinen (die die Spanier auch jenseits des Atlantiks züchten), Perlen, Getreide, Kakao, Tabak, Zucker, Textilfarbstoffe wie Cochenille und Indigo.

D

Doch all das ist kaum mehr als Ballast für die Schiffe, die für ihre mit Abstand wertvollste Ladung verhältnismäßig wenig Platz benötigen. Denn die spanische Krone und ihre Bankiers sind vor allem an etwas ganz anderem interessiert: an Südamerikas Gold und Silber.

Die Schätze aus den Silberminen von Potosí in Hochperu (Bolivien) werden von Schiffen aus dem Hafen von Lima nach Panama-Stadt an der Pazifikküste gebracht und von dort per Mantierkarawane weiter über die Landenge nach Portobelo am Atlantik.

In Cartagena dagegen wird vor allem das Gold aus den Bergwerken von Neu-Granada verladen (zudem gehören Perlen, Tabak, Kakao und Indigo zu den von dort aus versandten Waren).

Der Bezirk Neu-Granada, zu dem Cartagena und die gleichnamige Provinz gehören, streckt sich über den gesamten Nordrand des Subkontinents. Dies ist das Land des Goldes. Keine andere Region in Spanisch-Amerika liefert mehr von dem kostbaren Metall nach Europa als das gebirgige, dachstuhlgrüne Landesinnere des Bezirks.

Schon die ersten Entdecker hörten Geschichten von Schätzen, die irgendwo in den nördlichen Anden zu finden seien (siehe Seite 34). Das erste Gold, das die

lenheit und Wohl der Sklaven verschrieben wie Pedro Claver, geboren 1580 in einem katalanischen Farmhaus. Ein Vierteljahrhundert ist es her, dass er sich nach Cartagena einschiffte hat.

Um Kranke aller Hautfarben kümmert sich der Jesuitenpater. Ihre Namen und Nöte verzeichnet er in einem eigenen Notizbuch. Und wenn er mit schnellen Schritten zum Leproskrankenhaus San Lazaro eilt, rufen die Kinder in den Straßen: „Der Heilige kommt.“

Das Hospital, eines von dreien in Cartagena, beherbergt mehr als 70 Kranke gleichzeitig, obwohl es nur aus ein paar windschiefen Hütten aus Schiefer und Palmwedeln besteht und nicht einmal über Betten verfügt.

Pater Claver kennt keine Berührungshänge, er umarmt selbst die ansteckenden Leproskranken, segnet sie und küsst sie sogar. Und sobald die Sklavenschiffe ihre menschliche Fracht entladen, wartet er ungeduldig am Kai. Männer in Fesseln, Frauen und Kinder stolpern dann aus dem Bauch der Schiffe an Deck, nackt und zu Skeletten abgemagert, fremde Zeichen in ihre Haut gekerbt.

Der Priester hält Wasser bereit, Früchte und afrikanische Übersetzer, die den Sklaven vor allem die Angst nehmen sollen, die sie die ganze Überfahrt lang begleitet hat: Denn viele von ihnen glauben, dass die Weißen sie nach der Ankunft töten werden, dass man Knochel aus ihren Körpern pressen wird.

Ungeduldige warten nur die Kapitane, die ihre Ladung schnell loswerden wollen, weil jeder weitere Tag an Bord weitere Tote bedeuten kann, die ihren Gewinn schmälern.

Bevor die Sklaven an Land gebracht werden können, inspizieren königliche Beamte die Schiffe, prüfen Anzahl und Gesundheitszustand der Afrikaner.

Für jeden Sklaven, der legal nach Cartagena gebracht wird, werden mindestens zwei weitere eingeschmuggelt. Heftlich bringen Kapitäne Dutzende von ihnen vor der Ankunft ins Hafen an Land oder verstecken sie unter Deck hinter Wasserläusen, unter Schliffräumen oder Waren.

Häufig werden die Inspektoren und andere königliche Beamte bestochen, damit die Kapitäne mehr Sklaven anlanden können, als der Vertrag ihnen genehmigt. Die Bestechungsgelder bringen den Bürokraten oft ein kleines Vermögen ein.

Auf dem Segelschiff „Nuestra Señora de la Concepción“, das im Mai 1635 aus Angola ankam, finden Beamte rund 400 Sklaven, die unter Deck versteckt sind, so eng zusammengepfercht, dass man sie kaum zählen kann.



Sobald die Verschleppten die Schiffe verlassen haben, begleitet Pater Claver die Prozession auf dem kurzen Weg zu den zwei Dutzend Sklavenhöfen, die entlang der Stadtmauer stehen.

Die meisten gehören den Kapitänen der Schiffe. Es sind fruchte Schuppen mit Wänden aus Lehm, einer kleinen Riegeltür und einem Fenster weit oben an einer Wand sowie Schlafbänken aus rohen Brettern. Manche Sklaven werden in den Höfen von Privathäusern untergebracht, wo sie oft auf dem Boden schlafen.

So viele Afrikaner sterben in den Tagen und Wochen unmittelbar nach der Ankunft, dass die Jesuiten bei ihren Besuchen immer alles bei sich tragen, was sie brauchen, um die letzte Ölung vornehmen zu können.

Die Kranken, fiebergeschüttelt oder von eitrigen Wunden gezeichnet, bringt man auf Karren in die Spitäler und versucht sie zu kurieren von Ruhr, Pocken, Skorbut, bevor sie auf dem Markt verkauft werden. Nur ein gesunder, junger, männlicher Sklave gilt als eine vollwertige *pieza de índia*, als „Indienstück“. Frauen, Kinder, Kranke und Behinderte werden nur als Bruchteile einer solchen *pieza* gezählt.

Das Sklavengeschäft verspricht hohe Gewinne. Viele Besatzungsmitglieder der Segler erwerben vor der Abreise in Afrika selbst einige Sklaven, die sie später auf eigene Rechnung verkaufen. Manche Männer besetzen sogar für diese Nebeneinkünfte auf einem der Schiffe an. Die höchsten Preise erzielen in Cartagena Sklaven aus Guinea, die man für gewandte und kräftige hält als die Angolaner und die vor allem für die Arbeit in den Minen und als Hausangestellte gefragt sind.

Die Verkaufstage werden mit Aushängen bekannt gemacht. Der Sklavenmarkt eröffnet bei Tagesanbruch, Männer haken Kessel mit kochendem Wasser bereit für den Fall, dass es einer wagen sollte, sich zu wehren. Aufseher knallen mit Peitschen, sie lassen die Sklaven für die Käufer tanzen, singen, sprechen und lachen; die Interessenten untersuchen sie wie Vieh, befühlen Muskeln, zählen Finger, prüfen Zähne.

In der Mitte des Markts wartet ein Mann mit glühenden Kohlen und einer Tafel mit einem eisernen Alphabet, der mit langen Zangen den gewünschten Buchstaben erhebt, die Beute des Sklaven mit Talg einreibt, mit gelbem Papier bedeckt und das glühende Eisen aufsetzt.

Die Verkäufer haben die Haut der Sklaven mit Schiefpulver, Öl und Zitronensaft eingerieben, um sie glänzen zu lassen, sie haben den Männern die Hüfte abwascht, damit sie nicht alt erscheinen.

Käufer und Verkäufer lassen die Sklaven jeweils von einem eigenen Arzt begutachten, der sie auf Krankheiten und Behinderungen prüft.

Häufig nimmt Blas de Paz Pinto die Begutachtungen vor. Die Überfahrt nach Cartagena hat er sich 3622 als Arzt auf einem Sklavenschiff aus Angola verdient. Die Menschen, die er dort gekauft hatte und die sein Startkapital werden sollten in der Neuen Welt, verlor er fast alle an die Pocken. Verarmt kam er in seinem neuen Leben an und hat sich seither darauf verlegt, die kranken oder schwachen Sklaven anderer Händler zu erwerben und vor dem Weiterverkauf

gesundzupflegen – eine Arbeit, die ihn wohlhabend gemacht hat.

Jedes Schiff, das im Hafen von Cartagena anlegt, inspizieren die Beamten der Inquisition, um Bücher zu kontrollieren, deren Inhalte von der erlaubten Lehre abweichen.

Zudem ist den Bediensteten des Tribunals fast jeder verdächtig, der Kurie behndelt. Denn obwohl an Spaniens Universitten nur jene studieren drfen, die eine reine Abstammung nachweisen knnen, lassen sich dort seit jeher viele Juden und Mafine zu Arzten ausbilden, obwohl ihnen dies verboten ist.

Auch fast anderthalb Jahrhunderte nachdem die spanische Krone 1492 alle Juden aus ihrem Territorium vertrieben hat, praktizieren derart viele zum Christentum Konvertierte als rzte, dass jeder von ihnen dem Verdacht ausgesetzt ist, jdische oder mofnische Wurzeln zu haben. Viele der *conversos* sind in die Neue Welt ausgewandert, um der stndigen Ueberwachung durch die Inquisition zu entgehen, auch aus dem Nachbarland Portugal, das seit 1800 ebenfalls von spanischen Monarchen regiert wird.

Die meisten Sklaven werden nach dem Verkauf ins Landesinnere gebracht, wo der Bedarf an Arbeitskrften in Minen und auf Haciendas grof ist, oder zurck auf Schiffe, die sie nach Panama bringen und von dort weiter nach Peru.

In Cartagena arbeiten die Sklaven als Hausbedienstete, in Stllen und Gerten, als Annen und Kindermädchen, als Wscherinnen oder Handwerker. Viele Einwohner vermieten ihren menschlichen Besitz an andere Arbeitgeber oder lassen sie selbst eine Beschftigung suchen, fr die sie nur einen Teil ihres Lohns abtreten mssen.

Die Sklaven haben gelernt, die Brutalitdt ihrer weiften Herren zu frchten. Auf der Plaza de la Hierba erzhlen sich die schwarzen Hndlerinnen im Flster-ton Geschichten wie die von Juana Zambra, der Sklavin einer Kaufmannswitwe. Sieben Jahre ist es her, dass Juana bei einem Priester Zuffacht fand vor der





In der Bucht von Carthago bringen kleine Boote die Fracht der Handelsschiffe zu den Kais. Die Warenlager der Stadt sind gefüllt mit Produkten für die Reichen Südamerikas: edle Weinbrände, Metallwaren und Möbel aus Spanien, Leinen aus Gent, Samt und Seide, Taft, Wolle und Flanell, französische und flämische Spitzen, dazu Hüte, Perlen und Kunstwerke aus Italien.

Grausamkeit ihrer Herrin. Der Geistliche versuche, Juana mit einer Klage vor Gericht die Freiheit zu sichern. Aber der Richter schickte sie für die Dauer des Prozesses zurück ins Haus ihrer Besitzerin. Juana zog ihre Klage zurück, seither hat sie niemand je wieder gesehen.

In seiner ersten Eingabe hatte ihr Anwalt von den Schlägen geschrieben, die Juana verkrüppelt hatten, von den Verbrennungen im Gesicht, die sie fast erblinden ließen, von Töten ihrer zehnjährigen Tochter, die mit einer getrennten Peitsche so lange geschlagen worden war, bis ihre Haut aufplatzte.

VIELE EINWANDERER SIND DER INQUISITION VERDÄCHTIG

Pater Pedro Claver erhört die Klagen der Sklaven. Er setzt sich für diejenigen ein, die heiraten wollen, er sammelt Geld, wenn die Kasse der Marktfräuen am Ende des Tages nicht stimmt. Aber er predigt denen, die er gestraft und das Vaterunser gelernt hat, dass ein guter christlicher Sklave alles Leid, alle Sorgen, die ihm der Zorn seines Herrn ohne Schuld einbringt, geduldig ertragen soll.

Cartagenas weiße Oberschicht beobachtet voller Argwohn die schwarze Bevölkerung, auf deren Arbeitskraft sie so sehr angewiesen ist.

Denn ihrer Zahl nach sind die Sklaven und freien Schwarzen den weißen Einwohnern um ein Vielfaches überlegen, und so lebt die Stadt in ständiger Angst vor einem Aufstand. Kein Dunkelhügel darf nach Einbruch der Dunkelheit Schusswaffen, Messer oder irgendeine andere Art von Waffe bei sich

tragen. Anschläge verkünden die Verschrift überall in der Stadt. Jeder Soldat, der einen bewaffneten Schwarzen aufgreift, hat die Order, ihn mit 50 Peitschenhieben zu bestrafen.

Immer wieder schicken die Behörden Strafexpeditionen gegen die Stadt: langen entlassener Sklaven aus, sich in den Sumpfgebieten und dichten Wäldern des Hinterlandes sammelt, von wo aus sie Landgüter angreifen und den Binnenhandel gefährden.

Eine dieser *palmos*, benannt nach den schützenden Palisaden, die sie umgeben, liegt nur wenige Kilometer von Cartagena entfernt. Zwei Jahre zuvor sind die Anfänger einer Sklavenjagd

nach einzig wahren erhoben hat, dessen Ordnung das Leben in den Kolonien wie im Vaterland bestimmt – und zu dessen Verteidigung die Beamten der Inquisition bestellt sind. Jeder Fremde ist womöglich ein Muslim, ein Protestant, oder schlimmer noch: ein Jude. Keine der Religionsgemeinschaften verfolgt die Inquisition mit größerer Härte.

Schon vor Speck, Schinken oder Schweinefleisch verschmäht, setzt sich dem Verdacht aus, dem jüdischen Glauben anzuhängen und die Speisegesetze seiner Religion zu befehlen.

Und so wie Einwanderer aus dem Norden Europas, Schotten, Engländer, Flamen, schnell als Protestanten verdächtig sind, gilt die portugiesische Herkunft in dieser Zeit als fast gleichbedeutend mit einer jüdischen Abstammung.

Die meisten Neuzuwanderer aus Portugal gehören in Cartagena nicht zur gesellschaftlichen Elite: Sie arbeiten als Anwälte, Apotheker, Schneider, Schuhmacher, Fischer, Friseur. Nur den Erfolgreichsten von ihnen gelingt es, einen Platz unter den angesehenen Bürgern der Stadt zu finden.

Aber die Vermögen der portugiesischen Kaufleute schämen Neid, in der spanischen Oberschicht wie bei den einfachen Leuten. Den meisten von ihnen hat der Neuzugang in Amerika nicht die Reichtümer gebracht, die sie sich versprochen haben, für sie ist das neue Leben kaum besser als das alte.

Cartagena zieht Träumer und Abenteuerer an, Glückssucher, Gierige und Geschäftstüchtige – sowie solche, denen keine andere Wahl geblieben ist. Die Gefährtesten sind in die Neue Welt, nur um festzustellen, dass sie der alten ähnlicher ist als erhofft.

Blas de Paz Pinto hat sich dagegen gut eingerichtet in seiner neuen Heimat. Er ist wohlhabend. Er ist verheiratet, hat gute, seine Mitbürger zu täuschen. Draußen, in den Straßen der Stadt, ist er ein frommer Katholik. Aber hinter den verdunkelten Fenstern seines Hauses gibt er weiter, was er über seinen Glauben weiß.

Denn Blas de Paz Pinto gehört zu den heimlichen Juden der Stadt.

nach einer Straffaktion der Milizen auf der Plaza de la Hierba gehängt worden. Ihre Leichen hat man geviertelt und die Köpfe am Halbesondor zur Schau gestellt.

Ein Aufstand der Sklaven, in Cartagena oder in den Minen, ist eine ständige, greifbare Gefahr. Und nichts flüchten die Einwohner von Cartagena mehr als eine Verschwörung zwischen entlassenen Sklaven, Indios und Piraten, seit Francis Drake, der Freibeuter, vor Jahrzehnten Ureinwohner und Schwarze bei einer seiner Attacken in Panama erfolgreich für seine Zwecke vereint hat.

Die Gesellschaft von Cartagena de Indias ist geprägt von Misstrauen: gegen das Fremde, gegen die eigenen Nachbarn. Auch unter den weißen Einwohnern der Stadt hat mehr als jeder Zehnte keine spanischen Wurzeln. Nicht ohne Grund hat die Inquisition unter allen Städten des Vizekönigreichs Peru Cartagena gewählt, um hier ihr Tribunal zu errichten.

Die Fremden sind eine Gefahr für den Glauben, den die spanische Krone

Ein halbes Dutzend von ihnen versammelt sich regelmäßig zu geheimen Treffen in wechselnden Häusern, um die Mittagssonne oder in der Nacht. Sie beten gemeinsam, und diejenigen, die wie Blas de Paz Pinto mehr wissen von ihrer Religion, die in vielen Familien nur in Bruchstücken überliefert ist, unterrichten die anderen in ihren Gebeten und Ritualen, sprechen flüsternd Worte vor, die die anderen im Chor wiederholen.

Ihre Zusammenkünfte beginnen mit Kartenspielen oder belanglosen Gesprächen, bis die Teilnehmer davon ausgehen können, in Sicherheit zu sein vor den Spitzeln der Inquisition und der Neugier ihrer Nachbarn. Erst dann fangen sie an mit ihren Zemonien.

Blas de Paz Pinto weiß die Inquisition zu fürchten: In Spanien hat ein Tribunal seine Schwester hinrichten lassen.

Aber alle Vorichtsmaßnahmen, zu denen er in Cartagena greift, um die Treffen in seinem Haus an der Plaza de los Jagüeyes vor misstrauischen Blicken seiner Nachbarn zu schützen, die verbotenen Fenster am heilichsten Tag, die Sklaven, die er die Straße beobachten lässt, bringen ihn erst recht ins Gerede.

Gedämpftes Murmeln und Klage-laute dringen auf die Straße, wenn Blas de Paz Pinto Besucher empfängt, die Nachbarn belauschen die Zusammenkünfte, und sie verkünden offen ihren Verdacht, der Kaufmann beherberge eine heimliche Synagoge in seinem Haus.

Blas de Paz Pinto weiß, dass ihm Entdeckung droht, dass jeder seiner Nachbarn ihn jederzeit an die Inquisition verraten kann.

Und so schaut er mindestens ebenso sehr wie der Rest der Stadt, die vor den schwarz verhängten Fenstern seines Salons im Dämmerlicht liegt, die Ankunft der Flotte herbei – jene Zeit, in der sich die ganze Stadt dem Hafen zuwendet, in der das Gerede seiner Nachbarn anders gilt, in der sich die volle Aufmerksamkeit der Inquisition auf die Schiffe und ihre Passagiere richtet, auf die Neuankünfte, die in die Stadt drängen. Eine Atempause.

Blas de Paz Pinto wartet.



Doch dann, im Frühjahr 1636, verhaftet die Inquisition in Cartagena 20 Männer, beschlagnahmt deren gesamten Besitz und klagt sie wegen „Judaismus“ an. Alle Inhaftierten sind Portugiesen, die meisten von ihnen Kaufleute. Auch Blas de Paz Pinto wird eingekerkert.

Man beschuldigt sie einer *conplota*, einer Verschwörung, die den seinen Glauben gefährde sowie die Einheit der Stadt. Als Abtrünnige hätten sie im Schutz der Kirche gelebt, heißt es in der Anklage: nach außen antadelige Christen, heimlich dem Irrglauben verfallen.

Den Sabbat sollen sie gefeiert haben, Glaubensgefährten gedeckt und andere zum Abfall vom Christentum angestiftet. Die ganze Stadt hätten sie auf diese Weise getäuscht und die Autorität des Tribunals missachtet.

Viele der Verhafteten schwören unter der Folter ihren Glauben ab und denunzieren andere, damit das Tribunal Mitle wahren lassen möge.

Zwei der 20 Eingekerkerten aber sterben im Gefängnis an der Plaza Mayor an den Folgen der Tortur.

Einer der beiden ist Blas de Paz Pinto. Noch nackt auf die Folterbank gelassen, hat er sich gewigert zu wehren. Erst als die Vollstreckungsbeamten unter Aufsicht von Ärzten zum zweiten Mal zur Quälerei ansetzten, bekannte er alles, angefangen mit dem Namen des Mannes, der ihn vor langer Zeit in Lissabon in den Lehren des Judentums unterwiesen habe. Sein Sterben dauerte mehrere Stunden.

An seiner Stelle wird am 25. März 1638, als die Inquisition ihr Urteil verkündet und vollstreckt, eine lebensgroße Figur vorgeführt, die für den Toten und

dessen Seelenheil steht und an seiner Stelle für schuldig befunden wird.

Acht weitere Portugiesen werden wegen „Judaismus“ verurteilt und müssen öffentlich im Büßergewand dem Irrglauben abschwören.

Anschließend werden sie aus der Stadt verbannt. Ihr beschlagnahmter Besitz wird endgültig eingezogen und fällt die Kassen des Tribunals.

Cartagena verliert seine wichtigsten Kaufleute, die wie niemand sonst hier an der Küste den Handel vorangetrieben haben. Immer mehr Portugiesen verlassen in den folgenden Monaten und Jahren die Stadt. Und als Portugal 1640 gegen die spanische Herrschaft revoltiert und seine Unabhängigkeit zurückerlangt, muss sich Madrid erst recht neue Händler suchen, die seine Kolonien mit Arbeitskräften aus Afrika versorgen.

Engländer und Niederländer bringen nun auf ihren Schiffen Sklaven nach Amerika, über neue Routen und neue Häfen. Schon bald können die spanischen Herrscher ihr Monopol auf den Handel mit der Region in Übersee nicht mehr durchsetzen.

Im Jahr 1735, ein Jahrhundert nach dem Vorgehen gegen Blas de Paz Pinto und seine Glaubensgefährten, geben sie die Fahnen der Flottenverbände schließlich auf.

Und so ist Cartagena, einst ein wichtiger Knotenpunkt des spanischen Handelsnetzes, bald nur noch eine Stadt in der Neuen Welt. Eine von vielen. ●

Constante Kündel, Jg. 1979, fragte sich bei der Recherche ab, wie fremd den Neuankünfte aus aller Welt das schon damals multi-kulturelle Cartagena erhaben sein muss.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Linda A. Newson und Susan Minchin, *From Capture to Sale*, Brill: umfassender Überblick über die Organisation des Sklavenhandels; Louisa Schell Hoberman und Susan Magdon Socio, *Cities and Society in Colonial Latin America*, University of New Mexico Press: anschauliche Beschreibung des Alltagslebens in den Kolonialstädten.

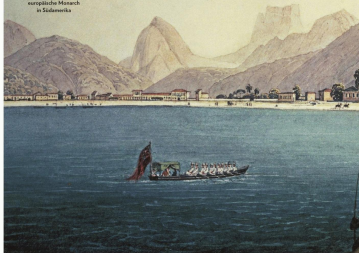
KAISERREICH



Portugals Prinzregent
João ist der erste
europäische Monarch
in Südamerika

Um 1800 gehört die Kolonie Brasilien seit gut drei Jahrhunderten zu Portugal und ist längst das Herzstück seines Weltreichs: Der Besitz in Übersee finanziert dessen Wohlstand, liefert Zucker, Baumwolle, Diamanten und Gold. Und so findet die Idee immer mehr Anhänger, den königlichen Hof nach Rio zu verlegen. Als Napoleons Truppen auf Lissabon marschieren, ist es so weit: Prinzregent João entscheidet sich für die Flucht übers Meer

Text: MARION HOMBACH, Illustrationen: JEAN-BAPTISTE DEBRET



Weisse Häuser, helle Sandstrände, Palmen und dicht bewaldete Granitberge: Schon 1565 gründen die Portugiesen in der vor Unwettern geschützten

IN DEN TROPEN



Bucht von Guanabara die Siedlung Rio de Janeiro – um französische Siedler von der Kolonie fernzuhalten



Ein brasilianischer Blumenhändler bietet seine Ware frei – zur Begrüßung der königlichen Familie im März 1808 streuen Arbeiter Abenteuere Blümen auf Rios Straßen

Ihr Blick geht aufs Meer hinaus an diesem Nachmittage des 8. März 1808. Denn von dort soll ein Mann kommen, so haben sie gehört, der ihr Leben, ihre Stadt, ihr Land von Grund auf verändern wird.

Dicht an dicht stehen die Bewohner von Rio de Janeiro auf den Anlegern des Hafens: Ransharen, Priester, Soldaten, Sklavenhändler, Kaufleute, Handwerker. Alle haben die Augen erwartungsvoll aufs Wasser gerichtet.

Schon seit Wochen fiebert die Stadt diesem Tag entgegen – und sie ist vorbereitet. Arbeiter haben Rios Straßen mit feinem Sand bestreut sowie mit Blüten, duftenden Kräutern und Blumen.

Sie haben die Kirchen der Stadt gesäubert, die Altäre poliert und hastig hölzerne Triumphbögen gezimmert. Haben die Häuser entlang der Hauptstraßen mit Tüchern aus Seide, Damast und Satin geschmückt.

Auf Geheiß der Gouverneure der umliegenden Provinzen sind tonnenweise Bananen und Weintrauben angeliefert worden sowie Guaven, Pfirsiche, mehrere Sorten Fleisch, Süßkartoffeln und Maniok, Getreide und Bohnen. Der Vizekönig, oberster Vertreter der portugiesischen Krone in der Kolonie Brasilien, hat seinen Regierungspalast räumen, weiß bemalen und um einen Anbau für Kutschen erweitern lassen.

Denn er wird seine Residenz dem hohen Ankömmling übergeben, der die Stadt heute besucht.

Prinzregent João, Herrscher über Portugal und dessen Kolonialreich, hat seinen Besuch angekündigt. Die Nachricht, die ein Schiff schon Mitte Januar überbracht hat, ist eine Sensation: Noch nie hat ein europäischer Monarch Amerika besucht.

Und João aus dem Haus Bragança, der seit 16 Jahren für Königin Maria I. regiert, seine geistig verwirrte Mutter, kommt nicht nur zu einer Visite: Er verlegt seinen Hof in die Tropen. Dauerhaft. Die Kolonie Brasilien, wertvollster Besitz der portugiesischen Krone, soll zum Zentrum seines Königreichs werden.

Die „Prinze Real“, sein mächtiger, mit 80 Kanonen bewehrtes Flaggschiff, ankert bereits in der Bucht vor Rio, zusammen mit knapp 40 weiteren Seglern der königlichen Flotte. Ein mit Gold und Purpur geschmückter Zweimaster führt nun aus dem Hafen aus und hält auf die „Prinze Real“ zu. Er soll den Regenten in aller Würde an Land befördern.

Der Anblick allerdings, der sich den Schaulustigen bietet, als der prachtvolle Zubringer zurückkehrt, ist enttäuschend: Der Mann, der auf dem Zweimaster unter einem purpurnen Baldachin steht, hat nichts gemein mit dem stolz wirkenden Herrscher, den die Brasilianer von den Prägungen auf ihren Münzen und von Bildern aus dem Mutterland kennen.

Vielmehr verlässt ein dicklicher Mann in fleckigen, bezaunten Mantel das Schiff. Hinter ihm geht seine Frau, Prinzessin Carlota Joaquina, abgemagert, hinkend, mit ruhlosem Blick. Dennoch schaut sie eher verächtlich auf die wartenden Bewohner Rios.

Auch die übrigen Reisenden, die nach und nach die Schiffe der Flotte ver-

lassen, wirken zerlumpt und abgeküppelt: die Köche, Diener, Mägde, Stallburken des Hofstaats ebenso wie die Angehörigen der portugiesischen Elite, die Adligen, Beamten, Berater, Rechtsanwältler, Richter, Ärzte, Bischöfe, Priester und Handwerker, dazu 1600 Soldaten – insgesamt mehr als 10.000 Menschen.

Ihnen allen ist anzusehen, dass ihr Besuch keinen freudigen Anlass hat. Denn Portugals Herrscher ist keineswegs freiwillig gekommen.

João ist auf der Flucht, über das Meer getrieben von den Truppen Napoleons Bonapartes, die Ende 1807 auf Lissabon marschierten – und den Prinzregenten dazu brachten, hastig mit einem Großteil der Wohlhabenden und Einflusserichen das Land zu verlassen.

Um nach Brasilien auszuwandern.

Portugals Verbindung zu seiner überseeischen Besitzung hat gut 300 Jahre zuvor mit einem Kontrakt begonnen: Der Vertrag von Tordesillas zwischen der spanischen und der portugiesischen Krone,

Für den Monarchen räumt der portugiesische Vizekönig, bis dahin Lissabons oberster Vertreter in Brasilien, seinen am Hafen gelegenen Regierungspalast. Fortan residiert dort Prinzregent João



1494 vermittelt von Papst Alexander VI., war eine Folge der spekulativen Entdeckung der Neuen Welt. Denn Christoph Kolumbus hatte auf der Rückreise von seiner ersten Expedition auch in Lissabon Station gemacht und von seinen Abenteuern berichtet – woraufhin die Portugiesen, mit dem Selbstverständnis einer Seemacht, von Spanien forderten, auch ihre Interessen bei den Entdeckungen im Westen zu berücksichtigen.

Der Heilige Vater wollte einen Streit zwischen den zwei Reichen verhindern und schlug daher in einem Vermittlungsversuch eine Demarkationslinie westlich der Kapverdischen Inseln fest, die von den Diplomaten beider Seiten modifiziert und schließlich akzeptiert wurde (sie entsprach etwa dem 46. Län-

gengrad). Alle neu entdeckten Gebiete westlich davon sollten Spanien gehören, alle östlich der Linie Portugal.

Zwar war bis dahin weder bekannt, dass Kolumbus einen Kontinent entdeckt hatte, noch akzeptierten die anderen Mächte Europas diese Vereinbarung.

Doch als Kapitän Pedro Álvares Cabral am 22. April 1500 als erster portugiesischer Seefahrer östlich der Demarkationslinie an der Küste des späteren Brasiliens landete, nahm er das Land für seine Krone in Besitz, indem er ein großes Holzkreuz mit dem königlichen Wappen in den Boden ramte (ihren Namen erhielt die Kolonie, die zunächst nur die östliche Spitze des Kontinents umfasste, später von einem ihrer ersten Exportartikel, dem rötlichen Brasilholz).

Anfangs aber schenkte Lissabon den neuen Gebieten wenig Beachtung: Ausßer Tropenholz schien es dort nicht viel zu geben, und so interessierten sich die portugiesischen Kaufleute weiterhin mehr für die Gewürze, die aus ihren Niederlassungen in Ceylon, Goa und Sumatra nach Lissabon verschifft wurden. In Brasilien erbauten sie nur ein paar Häfen, um das Holz abzumensportieren.

Die Lage änderte sich erst um 1530, als der König fürchten musste, seine Gebiete in Amerika zu verlieren: Denn Frankreich, das den Vertrag von Tordesillas nicht anerkannte, entsandte Kaufleute in die von Portugal beanspruchten Gebiete. Zudem kaperten französische Freibeuter häufig Handelsschiffe auf dem Weg von Brasilien nach Lissabon.

Daraufhin entsandten die Portugiesen einen Gouverneur und 500 bewaffnete Siedler – viele davon folgeloarme Sträflinge – nach Übersee, die die Franzosen vertrieben, das Land erkundeten und Siedlungen gründeten.

Urd bald wuchs auch die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonie: Als sich zeigte, dass im feuchten und heißen Klima Zuckerrohr ideal gedieh, errichteten die Portugiesen Plantagen, auf denen sie erst Einheimische, später Hunderttausende aus Afrika verschleppte Sklaven für sich schuften ließen.

Immer häufiger brachen nun portugiesische Handelsschiffe Zucker nach Lissabon, von wo aus er in ganz Europa



Selben kurz nach seiner Ankunft nimmt João eine Parade ab, erinnert wenig später ein Kabinett. So schnell wie möglich will er die Kolonie Brasilien zum Zentrum seines Reiches machen



vermarktet wurde. Und als Abenteurer ab 1695 große Mengen Gold und später Diamanten entdeckten, wurde Brasilien endgültig unerreichbar fürs Mutterland.

Die Kolonie, die der Krone ein Fünftel aller gefundenen Edelmetalle abtreten musste, finanzierte nun zunehmend den Wohlstand Portugals, dessen Kaufleute bereits weitgehend von britischen und holländischen Händlern aus Asien verdrängt worden waren.

Immer weiter zogen Glücksjäger auf der Suche nach Reichtümern in das Innere des Kontinents, ohne sich um die im Vertrag von Tordesillas festgelegte Grenze zu den spanischen Besitzungen zu kümmern. Allmählich breitete sich die portugiesische Besiedlung nach Westen aus. Madrid war zu sehr mit der Ausbeutung seiner eroberten Gebiete beschäftigt und wehrte sich kaum gegen die portugiesische Expansion.

Nach dem Grundsatz, dass herrschen solle, wer das Land besiedelt, eifrigten sich die zwei Mächte schließlich 1750 über einen neuen Grenzverlauf zwischen ihren Kolonialreichen: Im Tausch gegen strategisch wichtige Gebiete am Río de la Plata im heutigen Uruguay verzichtete Spanien auf große Territorien östlich der Anden.

Gegenüber den im Vertrag von Tordesillas festgelegten Grenzen vergrößerte sich Brasilien so um mehr als das Doppelte: Seine Fläche erstreckte sich nun über rund achtzehnhundert Millionen Quadratkilometer – und war damit etwa 90-mal so groß wie das Mutterland.

Etwas drei Millionen Menschen leben um 1800 in Brasilien. Ein Deimel sind Portugiesen oder Nachfahren von Einwanderern. Fast zwei Millionen sind freie Schwarze und Sklaven, die zumeist auf Zuckerrohr- oder Baumwollplantagen, in Gold- oder Diamantenminen schuften. Nicht einmal jeder 15. Bewohner der Kolonie ist ein Indio.

Mit 60.000 Menschen ist Rio de Janeiro die größte Stadt der Kolonie, und seine Bewohner, so berichten es europäische Besucher angeekelt, baden sehen, spucken zu jeder Gelegenheit auf den Boden und essen oft mit den Fingern.

Gemessen an brasilianischen Standards aber ist Rio eine Metropole, die immerhin ein Theater, eine Promenade,

öffentliche Brunnenanlagen, eine Kathedrale und zahlreiche weltliche Kirchen aufweist – und von durchaus selbstbewussten Menschen bewohnt wird.

Viele der reichen Bürger Rios wissen sehr wohl, dass sie es sind, die den Wohlstand des Mutterlandes tragen – und die Oberschicht Portugals ist sich darüber ebenfalls im Klaren.

Z

u Beginn des 19. Jahrhunderts erscheint daher ein Schritt zusehends weniger abwegig, den hohe Staatsbeamte seit Jahrzehnten immer wieder diskutieren: ein Umzug des Hofstaats – und damit der gesamten Regierung – nach Brasilien. 1803 spricht sich der Premierminister, der nach dem König mächtigste Mann im Staat, ernsthaft dafür aus, den

Hof nach Übersee zu verlegen: Portugal sei weder der beste noch der wichtigste Teil des Imperiums. Zudem habe England seine Kolonien in Nordamerika schon verloren, und auch im spanischen Amerika gebe es bereits Aufstände gegen Madrid.

Auf lange Sicht sei Brasilien wohl nur dazu zu halten, wenn der Regent John die Neue Welt erreiche.

Über diese beispiellose Idee empörten sich aber vor allem die mächtigen Lissabonner Kaufleute – sie fürchteten um ihre Stellung, sollte sich das Zentrum des Handels nach Brasilien verlagern.

Die britische Regierung indes, die von den Gedankenspielen des Umzugs erfährt, lässt über ihren Botschafter mitteilen, dass sie dem portugiesischen Regenten Geld zu hoher See geben werde, sollte er sich eines Tages tatsächlich für eine Verlegung des Hofes nach Brasilien entscheiden.

London und Lissabon sind seit einem Jahrhundert enge Handelspartner, verbunden durch ein Abkommen, das unter anderem den vergünstigten Import englischer Tuche nach Portugal gewährt. Mit seinem Hilfsangebot will Großbritannien nun sichergehen, dass seine





Mit etwa 60.000 Einwohnern ist Rio um 1800 die größte Stadt Brasiliens. Für die Adligen aus Portugal nimmt sich ihre neue Heimat dennoch provinzial an – denn Lissabon zählte zur gleichen Zeit mehr als dreimal so viele Bewohner

Handelsprivilegien auch für Brasilien gelten würden, sollte der portugiesische Regent von dort aus herrschen.

Und paradoxerweise ist es gerade diese Nähe zu London, die Prinz João wenig später zum Verhängnis wird.

Denn im Sommer 1807 stellt sich ein mächtiger Feind Großbritanniens auch gegen Portugal. Napoleon Bonaparte, seit 1804 Kaiser der Franzosen, der bereits gegen die italienischen Staaten sowie gegen Russland, Österreich und Preußen zu Felde gezogen ist, will nun das britische Empire niederringen.

Militärisch, so weiß der erfahrene Feldherr, wird ihm das gegen die hochgerüsteten Briten nicht gelingen – nur auf zwei Jahre zuvor der englische Admiral Horatio Nelson bei Trafalgar die französische Flotte vernichtet hat.

Stattdessen will Napoleon London wirtschaftlich ruinieren. Er lässt alle Häfen in seinem Machtbereich – in Frankreich und den Niederlanden, in Italien, Spanien, Dänemark und den deutschen Staaten – für den Handel mit Großbri-

tannien schließen. Ab November 1806 dürfen britische Schiffe an weiten Teilen der Atlantikküste nicht mehr landen.

Eine Lücke aber klappt noch im System dieser „Kontinentalsperr“: Portugal können Segler aus dem Vereinigten Königreich nach wie vor ungehindert anlaufen. Daher stellt Napoleon dem portugiesischen Außenminister am 12. August 1807 ein Ultimatum: Entweder wird auch Lissabon seine Häfen für britische Schiffe schließen, außerdem die britischen Bürger in Portugal verhaften lassen und ihre Besitztümer konfiszieren – oder die Franzosen werden Portugal angreifen.

Dessen Prinzregent João ist ein zaudernder Herrscher, der Entscheidungen gern lange aufschiebt. Nun versucht er einen Schlingerkurs zwischen London und Paris: João kündigt zwar an, britischen Schiffen die Einfahrt in die portugiesischen Häfen zu verbieten, versichert den Briten aber gleichzeitig, dass es sich nur um eine Finte handle.

In einem Geheimabkommen stellt er ihnen nicht nur Entschädigungen in Aussicht, sondern sogar eine Öffnung der brasilianischen Häfen für den Handel mit Großbritannien. Auf diese Weise will er Zeit gewinnen.

Zudem versucht er über einen Mitteleuropäer in Frankreich, einflussreiche Personen mit brasilianischen Diamanten für sich einzuspannen; sogar Napoleon will er bestechen.

Doch vergebens. Aus Paris kommt keinerlei Zeichen der Entspannung. Im Gegenteil: 50.000 französische und spanische Soldaten machen sich im Herbst 1807 auf in Richtung Südwesten – eine Streitmacht, gegen die Portugals Militärgar nicht erst ansetzen mag.

Einfach unterwerfen kann sich João den Franzosen aber auch nicht, denn vor der Atlantikküste kreuzt schon ein britischer Flottenverband, um im Fall eines portugiesischen Verrats anzugreifen.

Daher denken der Prinzregent und seine Berater nun das Unerbittbare: eine Flucht der gesamten Elite des Landes nach Übersee.

Im Oktober 1807 beginnen die Vorbereitungen für das größte logistische Unterfangen in der Geschichte des por-



Von den drei Millionen Menschen, die um 1800 in Brasilien lebten, sind etwa ein Drittel Sklaven. Seit 1630 werden sie aus Afrika massenweise ins Land gebracht, schafften meist auf Plantagen und in Minen, arbeiten aber auch als Verkäufer auf dem Markt

tugiesischen Hof – angesichts der nahenden napoleonischen Armee in höchstem Tempo. Und so geheime, dass weder Frankreich noch das mit ihm verbündete Spanien Verdacht schöpfen.

Unter dem Vorwand, der achtjährige Thronfolger Pedro würde verübergend nach Brasilien reisen, beordert João alle großen portugiesischen Schiffe, die sonst in der Straße von Gibraltar Piraten jagen, nach Lissabon.

Als der Regent am 23. November 1807 von seinen Beratern erfährt, dass Napoleons Truppen angeblich nur noch vier Tagesmärsche von Lissabon entfernt sind, ist es so weit. Noch eine Nacht harrt João. Dann befiehlt er die Flucht.

Innerhalb von drei Tagen verladen Hafenarbeiter alles, was auf die 47 überseetraglichen Schiffe im Hafen Lissabons passt, darunter große Mengen an Diamanten sowie die Hälfte des im Umlauf befindlichen portugiesischen Geldes: 80 Millionen Cruzados.

Kutsche um Kutsche erreicht die Landeplätze. Allein aus dem Palast kommen mehr als 700 Wagen, sie bringen neben kostbarem Silbergeschmuck, Messelchen, Monstranzen und Gemälden auch das komplette Archiv des Königshauses

sowie dessen Bibliothek mit insgesamt rund 60.000 Werken.

Ebenfalls zum Verladen bereit steht eine Druckerpresse für Bücher und Zeitungen (die es in Brasilien bislang aus Sorge vor der Entstehung revolutionärer Schriften nicht gibt).

Der Bevölkerung Lissabons, die den Aufbruch am Hafen versammelt beobachtet, erzählt man, man plane Reparaturarbeiten: Es solle sichergestellt sein, dass die Flotte der großen Seefahrtstradition Portugal auch weiterhin einsatzfähig sei. Nichts Besonderes.

Wer indes zur Elite des Landes gehört, weiß es besser. Viele Privilegierte haben über Vertraute entsprechende Hinweise bekommen.

Andere misstrauen den offiziellen Verlautbarungen und deuten die hefti-

gen Aktivitäten im Hafen als das, was sie sind – Vorbereitungen zur Flucht.

Wieder andere sind mit jenen Menschen verwandt, die nach dem Willen des Regenten miteinren sollen, als Hofstaat in der Neuen Welt. Nun versuchen alle, sich einen der begehrten Plätze an Bord zu sichern. Denn die Adligen und anderen Hochgestellten fürchten um ihr Leben, wenn die französischen Soldaten die Stadt einnehmen.

Bis zum Abend des 27. November bestiegen mehr als 10.000 Personen die vor Anker liegenden Schiffe, das ist jeder 20. Einwohner Lissabons. Wie genau sie sich ihre Plätze gesichert haben, bleibt meist ihr Geheimnis – manche, wie etwa Ärzte oder Juristen, sind vermutlich von Regierungsbeamten auf die Listen gesetzt worden, weil man sie in Brasilien brauchen wird. Nicht wenige aber dürften ihre Passage guten Beziehungen oder sogar Bestechung verdanken.

Zunehmend aufgebracht verfolgen die Lissabonner den Auszug der fein gekleideten Herrschaften. Tausende drängen sich am Hafen – und sehen dort die Angst derjenigen, die zwar eingeweiht, aber nicht ausgewählt sind. Augenzeugen behaupten sogar, dass sich etliche noble Damen ins Wasser stürzten, um zu den Schiffen zu schwimmen – dass alle aber aufgrund ihrer schweren Kleidung in die Tiefe hinabgezogen wurden und ertranken.

Spätestens jetzt jedenfalls ahnen all jene, deren Geld oder die richtigen Kontakte fehlen, was ihnen bevorsteht: Ihr Regent lässt sie im Stich und liefert sie den Truppen Napoleons aus.

Und was bisher für viele nur ein Gerücht war, bestätigt sich, als João eine wohl beschwichtigend gemeinte Be-

Lange durfte Brasilien nur mit Portugal Waren tauschen. Nun öffnet João die Häfen der Kolonie für befreundete Länder. So kommen vermehrt Luxusgüter wie etwa erlesener Essig ins Land





Zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert werden etwa zehn Millionen Afrikaner in die Neue Welt entführt – rund vier Millionen davon nach Brasilien

kannmachung in den Straßen Lissabon anbringen lässt: Er fliehe vor Napoleon, damit nicht unnötig Blut vergossen werde. Und er ordnet an, dass mit den Franzosen zu kooperieren und deren Truppen Unterkunft zu gewähren sei.

Immer häufiger begleiten nun Beschimpfungen und mitunter Steinwürfe die Kutschen der Privilegierten auf ihrem Weg zum Hafen. Der Wagenlenker des Außenministers wird verlost.

Als das Gefährt mit der geistig verwirrten Königin zum Hafen rast, ruft diese ihren Kutschern zu, nicht so schnell zu fahren: „Langsam! Sie werden denken, wir fliehen!“

Prinzessin Carlota Joaquina, die Frau des Regenten, die in einer pornopösen Kutsche verfährt, straft die Lissaboner rechts und links des Wegs mit Schweigen. Am Hafen angekommen, rüßt sie in ihrer gewohnt energischen Art das Kommando an sich und ändert im letzten Moment die Verteilung der Familienmitglieder auf die Schiffe.

Denn eigentlich sollten der Regent und seine Söhne auf unterschiedlichen

Seglern reisen – um sicherzugehen, dass bei einem Unglück nicht gleich alle Thronfolger des Herrscherhauses auf einmal sterben. In der Hast der Abreise aber schickt Carlota Joaquina die beiden ältesten Söhne zum Vater und der Königin auf das Flaggschiff – sodass gleich drei Generationen der Dynastie die gefährliche Überfahrt gemeinsam antreten.

An eine Abschiedsrede des Regenten ist angesichts der Wut der Bevölkerung nicht zu denken – wortlos betritt João die „Príncipe Real“. Zwei Tage noch legen die Schiffe bei Böen im Hafen.

Dann, am Morgen des 29. November, einem Sonntag, dreht endlich der Wind. Um sieben Uhr läuft die Flotte aus, begleitet von britischen Kriegsschiffen, unter den fassungslosen Blicken der Bewohner Lissabons – und gerade noch rechtzeitig. Schon am Tag darauf erreicht die französische Armee die Stadt.

Für alle jene, die sich einen Platz auf den überfüllten Schiffen sichern konnten, beginnt nun eine mehrentagige Reise

voller Strapazen, mal bei heißender Kälte, mal bei sengender Hitze, mit Ratten, Infektionen und fauligen Wasser.

Allein auf dem 67 Meter langen und 17 Meter breiten Flaggschiff des Regenten drängen sich mehr als 1000 Menschen, von denen viele im Freien schlafen müssen. In den ersten Tagen spülen mächtige Wellen immer wieder eiskaltes Wasser auf die Decks, während sich die Schiffe durch den Nebel voranschleichen und die Passagiere mit ständiger Übelkeit kämpfen.

Um ihre Moral nicht zu gefährden, sind an Bord Gespräche über Sims und Unsinn der Reise – sowie über Politik gemißt – verboten.

An einem Treffpunkt vor einer Insel der Kapenden sammelt sich die Flotte, ehe sie den Ozean überquert.

54 Tage später erreicht die „Príncipe Real“ die Neue Welt und nimmt nach einem kurzen Zwischenstopp in der Handelsstadt Bahia im Norden Brasiliens Kurs auf Rio de Janeiro.

Als das Schiff des Prinzregenten am frühen Nachmittag des 7. März 1808 in die Gewässer vor der Stadt einläuft, bietet sich den Reisenden, die ihre Gesichter an die Kanonenschläuche pressen, ein unglaubliches, fremdartiges Panorama.

Vor ihnen liegt eine windstille, geschützte Bucht, ruhig wie ein See. An ihren Ufern erstrecken sich helle Sandstrände, an deren Abläufen strahlend weiße Häuser, Kirchen und Befestigungsanlagen dicht nebeneinander stehen, überragt von hoch aufragenden, dunkelgrün bewaldeten Granitbergen.

Vom Meer aus betrachtet: ein Paradies.

Und auch von der Enttäuschung, die viele der Bewohner Rio überkommt, als sie die abgekämpften Ankömmlinge einen Tag später von Bord gehen sehen, spüren João und seine Entourage nichts. Denn trotz allem begrüßen die Kolonisten ihren hohen Gast überschäumend.



Rio hat vor der Ankunft Joãos weder Kanalisation noch Straßenbeleuchtung. Der Regent lässt rasch ein Abwasser-system installieren und Öllampen aufhängen



Schnell etablieren die Anführerlinge in der neuen Heimat ihre Statussymbole. Auch immer mehr Einheimische wollen bald Säbeln, Kutschen – und Adelstitel.

So wird der Regent, nachdem ihn Priester mit Weihwasser gesegnet, das Gebete gesprochen und Weihrauch entzündet haben, unter dem Jubel von Tausenden seiner Untertanen durch Rio de Janeiro geleitet. Wird unter einem Baldachin durch die reich geschmückten Straßen geführt, eskortiert von den örtlichen Wüstenreitern, umstellt von Muschikanten.

In der Kathedrale stimmen der Regent und seine Begleiter zum Dank für die erfolgreiche Überfahrt ein „Te Deum“ an, bevor sich João auf einem Thron niederlässt und den vorbeidrehenden Untertanen als Garterwein die Hand zum Kuss reicht.

Tagelang feiern die Bewohner von Rio seine Ankunft mit Feuerwerken, rezitierten Gedichten, musizieren und tanzen auf den Straßen.

Als Joãos Mutter, die unermächtete Königin, zwei Tage nach der Ankunft die „Prinze Real“ verlässt, jodeln die Menschen auch ihr zu und begleiten sie in ein dem Palast angegliedertes Kloster (in dem die Monarchin die nächsten acht Jahre bis zu ihrem Tod zurückgezogen leben wird).

João bezieht mit seiner Frau und den Kindern zunächst die Residenz des Vizekönigs. Auf dem Platz vor dem Palast, dem zentralen Treffpunkt der Stadt, drängen sich seine Untertanen. Immer wieder fordern sie mit lauten Jubelgeschreien, ihrem Herrscher sehen zu dürfen, und immer wieder tritt der Prinzregent mit seinem Hofstaat an die Fronten.

Und schon in der dritten Nacht ernennt er ein Kabinett aus drei Ministern, verantwortlich für Außenpolitik und Krieg, für königliche Angelegenheiten sowie für Seefahrts- und Übersiedlungsfragen. Der Minister, der die Überfahrt geplant hatte, war nach dem Strapazen der Reise verstorben.

Ihre Aufgabe: die Kolonie in einen Staat zu verwandeln.

Wenig später beruft der Regent zudem einen Polizeichef, der für die Sicherheit in Rio de Janeiro sorgen und die Stadt zu einem echten Residenzort umgestalten soll.

Denn schon bald nach ihrer Ankunft in dem vermeintlich paradisiatischen Flecken entdecken die portugiesischen Flüchtlinge erste Mängel: Rio ist ein tropisch-strickiger Meloch, der tags wie nachts schmerzhaft stinkt.

Es gibt kein Abwassersystem für die 60.000 Einwohner, die Fäkalien werden von Sklaven in Trögen zum Meer geschleppt, Abfälle meist direkt auf der

Straße entsorgt. Beim Abendessen laufen sogar in den herrschaftlichen Häusern Ratten durch die Räume.

Und dann die Menschen! Hinterwäldlerisch und unkultiviert erscheint den Zugewanderten nach dem ersten Begrüßungstaukel selbst die Elise der Kolonie.

Brasiliens Oberschicht – die Männer in leichten Hosen und Baumwolljopps, die Frauen in schlichten Blusen und kurzen Röcken – verbringt den ganzen Tag mit Nichtenen, umsozt von den Sklaven ihres Haushalts. Nichts hat sie gemein mit den stets dunkel gekleideten portugiesischen Adligen, die in samtenen Gehrocken, mit gepuderten Perücken, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen durch die Straßen schreiten.

Viele der reichen Kolonisten haben ihr Vermögen als Händler verliert, als

Innerhalb weniger Jahre lässt João in Rio eine Militärakademie errichten, einen botanischen Garten, eine medizinische Hochschule und ein königliches Theater. Den neuen Prunk seiner Residenzstadt präsentiert er europäischen Gästen bei kostspieligen Empfängen.



Eigenrümer von Zuckerrohrmühlen oder Goldminen. Manche haben sogar in Portugal studiert, denn in Brasilien gibt es keine eigene Universität.

Wer in der Gesellschaft Rio etwas gelten will, hält sich mindestens einen, besser gleich mehrere der etwa 20 000 Sklaven in der Stadt. Die Unfreien erledigen die tägliche Arbeit und ermöglichen ihren Herren ein bequemes Leben in Reichtum und Muße.

Eines aber fehlt Brasilien Elite im Vergleich zu den herablassenden portugiesischen Honoratioren: der Adelstitel.

Doch jetzt, nach dem Umzug des gesamten Hofes, hoffen die Gängeher in den Tropen endlich auf einen gesellschaftlichen Aufstieg.

So versuchen die Damen von Rio Gesellschaft eifrig, die Portugiesinnen zu kopieren: In den Tagen nach der Ankunft der Segler scheren sich viele von ihnen nach dem Vorbild der Prinzessin Carlota Joaquina und ihrer Hofdamen die Haare kurz – nicht wissend, dass der Grund für die abstrasierten Haare eine Läuseepidemie an Bord der Schiffe war.



Weil die Mitglieder von João Hofstaat (oben ein hochgestellter Beamter) viele Privilegien genießen, wohnt im Land der Heide auf die Europäer

Weniger enthusiastisch nehmen die einheimischen Familien die übrigen Opfer auf sich, die ihnen die mehr als 10 000 Neubrasilianer abfordern. Denn gemäß einem Dekret des Regenten müssen sie ihre Häuser für die Portugiesinnen verlassen und in kleinere, schlechter gelegene Quartiere umziehen.

Durch die hohe Nachfrage steigen die Mieten und Häuserpreise sowie die Kosten für Lebensmittel und Kutschfahrten. Um die Versorgung des Hofstaates zu gewährleisten, werden sogar die Steuern erhöht.

Schon bald innerlich erfüllen sich die Hoffnungen vieler wohlhabender Brasilianer: Sie werden in den Adelsstand erhoben.

Denn Prinzregent João bekommt zwar den königlichen Fünfen aus den in der Kolonie gewonnenen Edelmetallen. Doch das genügt längst nicht, um die Ausgaben des großen und verschwenderischen Hofes zu bestreiten, dessen Entourage mehr als 2000 Häupter zählt und die allein Hunderte Hühnerchen und 1000 Eier pro Tag verzehrt.

Zudem fehlt João Geld, um Brasilien und vor allem Rio nach seinen Vorstellungen umzugestalten.

Und so verkauft der Regent gegen statische Summen Eintrittskarten in die Aristokratie, vergibt auf diese Weise etliche Titel an brasilianische Sklavenehler, Minen- und Plantagenbetreiber. 100 Goldminen kostet es, wenn man

zum Landadeligen ernannt werden will. Für einen Grafentitel muss ein aufsteigswilliger Brasilianer dagegen ein Vielfaches dieser Summe aufbringen.

Mit diesem Geld verwandelt João und seine Regierung Rio binnen weniger Monate in eine Residenz nach europäischem Vorbild. Schnell richten sie all jene Institutionen ein, mit denen sie Brasilien und das ganze Reich fortan lenken wollen: einen Staatsrat, ein Ministerium für Finanzen, ein Schatzamt, eine Nationalbank, ein Militärgericht und eine Behörde für öffentliche Sicherheit.

Vor den Toren Rio lässt der Polizeichef Sumpfe trockenlegen, sodass dort neue Stadtrivier entstehen können. Er lässt ein Abwassersystem installieren und Öllampen in den Straßen anbringen, um die Viertel nachts zu beleuchten.

Die heruntergekommenen Tavernen und die Fischstände, die bislang den königlichen Palast inmitten der Stadt gesäumt haben, schließt er und lässt Soldaten, die am Strand oder in der Stadt beim Glücksspiel erwisch werden,





In mühsamer Handarbeit
quetschen afrikanische
Skaven den Saft aus
Zuckerrohrfasern. Der
Export des Rohstoffs
nach Europa füllt Joãos
Staatskasse

bei Joseph Haydn gelernt hat, zudem ein Bildhauer, ein Architekt, ein Graveur, zwei Gerber, ein Eisenschmied, drei Kürschnerbauer.

Bereits seit September 1808 erscheint, dank der mitgebrachten Druckpresse, die „Rio de Janeiro Gazette“, Brasiliens erste Zeitung.

Sie veröffentlicht ausschließlich gebirierte Berichte über das Königshaus.

einem anderen Einsatzort zuweisen. Außerdem bestimmt er, dass Skaven nicht mehr auf öffentlichen Plätzen, sondern nur noch in geschlossenen Räumen unter Polizeiaufsicht ausgepeitscht werden dürfen.

Drei Wochen nach der Ankanft in Rio erlaubt Joáo seinen brasilianischen Untertanen, Manufakturen und Industrien zu gründen, nachdem er schon bei seinem Zwischenhalt in Bahia die Häfen des Landes für den Handel mit befürdeten Mächten geöffnet hatte.

Eine Revolution! Bislang durften Brasiliens Kaufleute ausschließlich mit dem europäischen Mutterland Waren tauschen und in der Produktion von Gütern auf gar keinen Fall mit Portugal in Konkurrenz treten.

Spätestens jetzt, ohne die alten wirtschaftlichen Beschränkungen, ist Brasilien keine Kolonie mehr. In der zentral-brasilianischen Provinz Minas Gerais lässt der örtliche Gouverneur kurz darauf eine Eisenschütte errichten. Weizenmühlen und Weben entstehen, Fabriken, die Schießpulver, Seife oder Stoffe herstellen.

War es bislang verboten, zwischen den Provinzen Straßen zu bauen, damit sich der Schmuggel sowie mögliche Revolten der Skaven nicht so schnell ausbreiten konnten, schlagen Bauarbeiter nun Schienen in den Urwald.

Bereits 1809 wird eine 800 Kilometer lange Trasse quer durch das Land nach Norden eröffnet sowie weitere in

den Provinzen Minas Gerais, Bahia und Rio gebaut. Nichts soll künftig die Entwicklung Brasiliens behindern. Der Flüchtling Joáo will dem Land mit Macht die europäische Kultur bringen.

Und da es in Brasilien bislang nur einfache Schulen gab, damit die einheimischen Eliten an der Coimbra-Universität in Portugal studierten, lässt der Prinzregent in Rio de Janeiro nun Hochschulen für Medizin, Chemie, Landwirtschaft und eine Militärakademie etablieren, an der unter anderem auch Ingenieure ausgebildet werden.

Er gründet zudem eine Nationalbibliothek, ein königliches Theater sowie einen botanischen Garten.

Und damit seine südamerikanischen Untertanen kulturell in jeder Hinsicht mit Europa mithalten können, lädt Joáo 1816 eine Delegation von Künstlern und Kunsthandwerkern aus Paris ein, die für die Häuser der Oberschicht Korburkeiten schaffen und den Geschmack der Elite schulen sollen.

Unter ihnen sind ein Schüler des ehemaligen Lieblingsmalers von Napoleon Bonaparte sowie ein Musiker, der

Züchtigungen von Skaven sind alltäglich. Doch das passt nicht zum Bild der feinen Kapitale. Joáo Polizeischef verfügt daher, dass Unfreie nur noch in geschlossenen Räumen ausgepeitscht werden



Von Jahr zu Jahr gefällt dem Herrscher das nach seinen Wünschen umgestaltete Land besser – anders als seiner Frau, die Brasilien weiterhin als kulturlos verabscheut und bei ihren Ausfahrten regelmäßig Diplomaten und hochgestellte Persönlichkeiten demüht.

Der einzige Trost scheinen die ihr nachgesagten Affären zu sein, die sie vermutlich in ihrem genügend weit von Joãos Residenz entfernten legendären Palais auslebt, etwa mit dem Kommandanten der britischen Flotte in Rio.

Dem lethargischen und Ruhe suchenden Gemüt des Prinzregenten jedoch kommt das einschlafende Klima



der Tropen offenbar entgegen. Mit seinem Gefolge umarmt er regelmäßig ausgedehnte Kutschfahrten, bevor er seine Untertanen zur Audienz empfängt. Und während er ihnen die Hand zum Kuss darreicht, lässt er sich vortäuschl ihre Nöte schildern.

Manchmal begleitet ihn dabei sein ältester Sohn Pedro, der sich einen Spaß daraus macht, Kindern, die ihm die Hand küssen, eine Ohrfeige zu geben.

Während João seine Herrschaft in Brasilien festigt, ändern sich die Machtverhältnisse in seiner Heimat. Dem in Portugal kämpfen seit 1808 einheimische und britische Truppen gegen die Franzosen – und vertreiben sie 1811 tatsächlich aus dem Land.

Da Napoleon vor seinem Einmarsch die Dynastie der Bourbons für abgesetzt erklärt hatte, ist Portugals Schicksal nun ungewiss: Denn mit dem Ende der französischen Herrschaft lebt zwar eigentlich das Königreich wieder auf. Doch de facto herrscht in Lissabon nunmehr ein britischer Kommandant.

Aber João denkt ohnehin nicht daran, seine Residenz in den Tropen zu verlassen. Selbst als Europas Mächte auf dem Wiener Kongress 1814 den Nachlass Napoleons verteilen und die Briten eine Flotte schicken, um ihn nach Portugal zurückzuholen, lehnt er ab.

Stattdessen verleiht der Monarch seiner neuen Heimat nun auch offiziell alle Würden, erhebt sie kraft eigener Machtvollkommenheit im Dezember 1815 in den Rang eines Königreichs – ebenbürtig mit Portugal.

Und gleicht nicht das Leben hier in den Tropen einem ewigen Fest? Viele seiner brasilianischen Untertanen genießen es, nicht mehr bloß Teil einer abgelegenen Kolonie zu sein, und umjubeln den Herrscher und seine Familie bei jeder Gelegenheit.



Zur brasilianischen Elite, die João in ihrer Mehrheit unterstützt, gehören auch einflussreiche Sklavenhändler – hier bei einer Präsentation der menschlichen Ware für einen Abnehmer. João lässt ihnen ihr lukratives Geschäft, erhebt sie oft sogar in den Adelsstand

Auch die meisten Adligen, die mit dem Regenten nach Rio gekommen sind, haben sich mittlerweile eingelebt, fühlen sich nun wohl in der Stadt, die inzwischen deutlich mehr einer europäischen Metropole ähnelt. Zudem richtet João an der Copacabana große Feste aus – auch um ausländische Gäste mit dem Pomp seines Hofes zu beeindrucken.

Am 13. Mai 1817 verheiratet er seinen Sohn Pedro in Wien mit einer Tochter des österreichischen Kaisers Franz I. Als die Habsburger-Prinzessin im November in ihrer neuen brasilianischen Heimat ankommt, läuten die Glocken aller Kirchen Rio, feiern die Schiffe im Hafen und die umliegenden Festungen Kanonenschüsse als Salut.

100 Kutschen stehen bereit, um das frischvermählte Paar durch die Stadt zum Gottesdienst und einem Galadiner zu seinen Ehren zu geleiten.

Und schon drei Monate später, im Februar 1818, begehrt die Dynastie den nächsten Höhepunkt: Der Prinzregent lässt sich als João VI. endlich zum König ausrufen. Ein Jahr zuvor ist seine Mutter, für die er die Amtsgeschäfte ja nur vorübergehend führte, im Kloster verstorben. Eine Woche lang feiert Brasilien seinen neuen Monarchen.

Doch im August 1820 endet die feststrunkene Idylle plötzlich: Im fernen Portugal protestieren Militärs, Kleriker, Händler, Grundbesitzer und Manufakturisten gegen die britischen Verwalter des kriegszerstörten und von Wirtschaftskrisen erschütterten Landes.

Sie wollen sich nun eine Verfassung geben und die Rechte des Monarchen einschränken. Sie fordern freie Presse, allgemeines Männerwahlrecht – und vor allem die Rückkehr des Königs in seine Heimat. Nur wenn der Monarch in Lis-



Um 1800 ist Rio der größte Handelsplatz für Sklaven in Südamerika. Jährlich werden rund 20 000 Unfreie im Hafen der Stadt von Bord gebracht



Die Indios, die im brasilianischen Hinterland leben, lädt João per Proklamation ein, in Siedlungen zu ziehen – sofern sie den christlichen Glauben annehmen

säßen residierte, so glauben sie, könne das Land zu alter Bedeutung zurückfinden.

Schnell wird klar: Will João den portugiesischen Thron nicht endgültig verlieren, muss er nach Europa zurückkommen. Denn andernfalls werden die Abgeordneten der Cortes – einer Ständeverammlung, die in Lissabon die Verfassung ausarbeitet – die Monarchie vermutlich ganz abschaffen.

Mit Tränen in den Augen beugt João am 26. April 1821 in Begleitung seiner Frau, mit den erblichen Überresten seiner Mutter sowie 4000 der ursprünglich ihm angetragenen portugiesischen Würdenträger eine Flotte, die ihn zurückbringen soll in die fremde gewordene Heimat. Zurück bleibt sein Sohn Dom Pedro, nun der Prinzregent.

Als der König gut zwei Monate später in Lissabon ankommt, nimmt er zwar seinen Thron wieder ein, doch nicht mehr als absoluter Herrscher: João VI. muss vor Verlassen seines Schiffs den Eid auf die neue, liberale Verfassung schwören und zustimmen, dass einige seiner engsten – wohl korrupten – Vertrauten nicht in Portugal an Land gehen dürfen.

Mit diesen Einschränkungen aber gelängt es ihm, das Land, das er 13 Jahre zuvor seinem eigenen Schicksal überlassen hatte, erneut zu regieren – und sogar die absolute Monarchie wieder einzuführen, als 1823 ein Aufstand ausbricht.

Das Überseereich Portugals allerdings kann er nicht wieder ganz herstellen: Denn die Menschen in Brasilien sind nicht mehr bereit, sich auf die Rolle einer Kolonie reduzieren zu lassen.

Als die Abgeordneten der Cortes versuchen, das Überseegebiet wieder auf den Stand vor 1807 zurückzusetzen und alle königlichen Behörden und Gerichte abzuschaffen, wehren sich die Brasilianer: Die Plantagenbesitzer und reichen Kaufleute in Amerika lassen sich namentlich von Lissabon keine Handelschranken und hohen Steuern mehr auferlegen.

Allerdings verfolgen sie kein gemeinschaftliches Ziel: Während Revolutionäre in manchen Provinzen nun für eine Republik kämpfen, fordern Flügler in Rio, dass Dom Pedro, der Thronfolger, als konstitutioneller Monarch im Land bleiben soll. Denn viele Brasilianer sind überzeugt, dass nur ein starker Monarch die Unabhängigkeit ihrer Heimat dauerhaft sichern kann.

Und tatsächlich stellt sich Pedro an die Spitze der Separatistenbewegung und erklärt sich am 13. Mai 1822 in aller

Öffentlichkeit zum „Ewigen Verteidiger“ Brasiliens gegen die Forderungen des portugiesischen Parlaments.

Kurz darauf beruft er eine verfassunggebende Versammlung ein. Im Sommer 1822 kommt es schließlich zum endgültigen Bruch mit Portugal: Als die Abgeordneten der Cortes drohen, Truppen in die einstige Kolonie zu schicken, ruft Pedro am 7. September die Unabhängigkeit Brasiliens aus.

Der Prinzregent folgt damit auch dem Rat seines Vaters João: Der hatte schon vor der Rückreise nach Portugal mit politischem Weitblick vorangesehen, dass sich Brasilien niemals wieder dem einstigen Mutterland unterordnen würde, und den Sohn geraten, sich im Fall weiterer Proteste an die Spitze der Unabhängigkeitsbewegung zu stellen, um das Land zumindest für die Dynastie der Braganças zu halten.

Auf diese Weise würde Brasilien zwar autonom werden von ehemaligen Kolonialherren Portugal – aber sich nicht von seinem Königshaus lösen.

Am 12. Oktober 1822, seinem 24. Geburtstag, wird Pedro zum Kaiser von Brasilien proklamiert.

Den Titel hat der junge Monarch kurz zuvor selbst gewählt: Als er im Opernhaus von São Paulo eine von ihm zur Unabhängigkeit des Landes eigens komponierte Hymne antimmen ließ, erklärte ihn ein örtlicher Dichter zum „ersten Kaiser“, und da Pedro der Titel besser gefiel als der eines Königs, bleibt es nun dabei.

Obwohl João die Industrie fördert, den Bau von Eisenwerken und Werben erlaubt, bleiben landwirtschaftliche Rohstoffe wie Tabak, den Arbeitseinnern zu Zigaretten drehen, die wichtigsten Produkte Brasiliens



RIESENREICH BRASILIEN



Ah Spanien und Portugal 1494 im Vertrag von Tordesillas die Neue Welt unter sich aufteilen, erhält Lissabon nur einen Streifen Südamerikas. Doch seine Kolonisten drängen auf eigene Faust tief ins Innere des Kontinents vor. 1750 erreicht Lissabon, dass Madrid die deutlich weiter gefassten Grenzen Brasiliens akzeptiert. Diese Karte zeigt das Kaiserreich Brasilien 1822, im Jahr seiner Gründung. Zu diesem Zeitpunkt haben sich bereits einige ehemals spanische Kolonien von Mutterland gelöst (siehe Seite 98).

Gut sechs Wochen später, am Mittag des 1. Dezember 1822, kniet der künftige Monarch in der Kapelle des Stadtpalastes von Rio.

Vor ihm, auf dem Altar, liegt die drei Kilogramm schwere, mit Diamanten besetzte Kaiserkrone aus 22-karätigem Gold. Ein Feinmetallschmied hat sie in aller Eile geschaffen. In lauteinischen Ritus beceid Pedro, mit aller Kraft die Einheit Brasiliens zu schützen.

Dann erhält er aus der Hand des Bischofs Schwert, Krone und Zepter.

Nachdem die Schiffe im Hafen ihre Kanonen abgefeuert und alle Kirchen der Stadt zu Ehren des Kaisers ihre Glocken läuten gelassen haben, tritt der Monarch an ein Fenster des Palastes und schweift

nach seinen Untertanen gegenüber auf die neue Herrschaft.

Dies ist der vorläufige Endpunkt einer bemerkenswerten Emancipation. Durch mehrfache Not getrieben, ist aus einer Kolonie erst das Zentrum eines Imperiums geworden, dann eine neue Monarchie und jetzt sogar ein Kaiserreich.

67 Jahre lang wird dieses Reich bestehen bleiben, ab 1840 regiert von Pedros Sohn, Pedro II.

Und auch der wird die Politik des Vaters fortführen und Brasilien zu einem stabilen Staatwesen formen: Während in den ehemaligen spanischen Provinzen Südamerikas man rivalisierende Parteien

und Diktatoren gewaltsam um die Macht ringen, gelingt es dem Kaiser, die beiden größten Lager des Landes, Konservative und Liberale, über Jahrzehnte hinweg im Frieden miteinander zu halten: Fast im Jahrestakt setzt er die Regierungen ab und benetzt die jeweils andere Gruppierung in ein neues Kabinett. Wer gerade die Opposition stellt, kann immer darauf hoffen, bald wieder selbst zu regieren. Und bleibt so loyal und konstruktiv.

Dann aber verliert Pedro II. seinen Rückhalt: Die mächtigen Großgrundbesitzer, die den Kaiser gestützt haben, wenden sich gegen ihn, als Parlament und Herrscherhaus die Leibeigenen 1888 schließlich befreien. Zudem begehren auch die Städter auf, fordern demokratische Wahlen und eine republikanische Verfassung.

Im Bündnis mit dem ebenfalls unzufriedenen Militär zwingen sie Pedro II. am 15. November 1889 zum Rücktritt.

Auf das Kaiserreich folgt ein föderaler Staat, in dem alle Brasilianer über 21 den Präsidenten wählen dürfen – aber aus, wenn sie mündlich sind, Arbeit haben, lesen und schreiben können.

Pedro II., der den Brasilianern ein halbes Jahrhundert lang Garant einer stabilen und weitgehend friedlichen Ordnung war, fügt sich dem Wunsch seiner Untertanen und wählt das Exil.

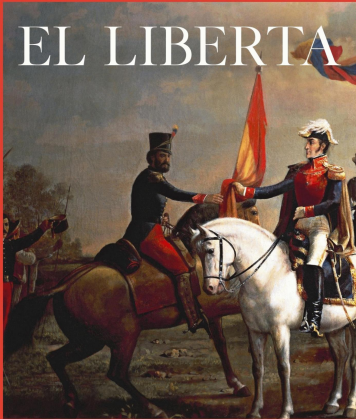
Er geht zurück nach Portugal, wo gut 80 Jahre zuvor sein Großvater João den brasilianischen Sonderweg in die Unabhängigkeit eingeleitet hatte.

Mit einer spektakulären Flucht über das Meer. ■

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, ist Autorin in Berlin. Der französische Maler Jean-Baptiste Debaut kammer 1826 auf João Einleitung nach Rio – und blüht dort beim Aufbau der königlichen Kunstakademie.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Laurentino Gomes, 2008 – *The Flight of the Emperor*; Lyons Press: anschauliche und unterhaltsame Schilderung der Flucht der portugiesischen Oberschicht sowie des Alltags in Rio. Kirsten Schalte, *Topical Versailles*; Routledge: gut lesbare Darstellung von Brasiliens Weg in die Unabhängigkeit.

EL LIBERTA



DOR



Um 1800 erheben sich immer mehr Südamerikaner gegen die spanische Fremdherrschaft. In Venezuela fordert der Sohn eines Plantagenbesitzers die Kolonialmacht heraus. Simón Bolívar, einem geschickten Taktiker und begabten Redner, gelingt es, binnen 14 Jahren den gesamten Nordwesten des Kontinents zu befreien. Und doch wird er am Ende vielen in seiner Heimat verhasst sein

von CAY RADENACHER

1821 vertreibt Bolívar als Feldherr (M.) unter der gelb-blau-roten Flagge der Freiheitskämpfer die Spanier endgültig aus seiner Heimat. »El Libertador« nennt ihn das Volk – den Befreier



Bogotá, 25. September 1828, früher Abend. Oberst Ramón Guerra, Chef des Generalstabs des Staates Großkolumbien, muss innerhalb der nächsten Stunden pötschen, sonst wird er erschossen.

Der Offizier ruft Vertraute zusammen. Die versammeln sich nicht in einer Kaserne, sondern in der *Fonda de las Paisanas*, einer *hodega*. Denn die *Fonda* ist nicht bloß eine Schänke, sie ist die Gerüchtebörse der Hauptstadt. Hier brodeln Skandale, Pläne, geflüsterte Worte.

Guerra hat schon seit längerer Zeit einige Männer um sich geschart, Militärs wie Zivilisten, junge, zu allem entschlossene Gestalten. Dazu ein paar Helfer, 30 sind sie insgesamt. Guerra plant, den Staatschef zu beseitigen.

Zuerst hatte er einen Anschlag während eines Maskenballs vorbereitet, später bei einer Kutschfahrt des Präsidenten. Beides zerschlug sich – weshalb, ist nicht ganz klar. Neue Pläne. Umsturzgewisser in der *Fonda*, auf den Plätzen und Straßen, in den Kirchen.

Und nun ist ein Verschwörer, ein Hauptmann, in die Kaserne getaumelt, stromlos betrunken. Er hat gepöbelt und gelacht, man werde den Präsidenten ermorden. Einer seiner Kameraden hat erpödet Anzeige erstatten – und die ist bei Oberst Guerra gelandet.

Alles verraten? Wenn er jetzt nicht sofort zuschlägt, dann wird der Trinker sie alle aufliegen lassen.

Die *hodega* ist gut genug für den Alarm, zu den Guerra die Männer zusammenzurufen hat. Die Verschwörer fallen kaum auf ins Gedränge. Doch gerade deshalb kann man hier nicht längere Zeit zusammensitzen und die Details

eines Pötsches planen, zu viele Zeugen. Also in einem Haus, etwas später!

Gegen 19.30 Uhr treffen sie sich erneut, nun bei Luis Vargas Tejada, einem der Verschwörer. Der Dichter ist erst 25, doch schon ein bekannter Mann in Großkolumbien. Als Literat, der Gedichte und Dramen verfasst. Und als radikaler Politiker, der dem Präsidenten in einem Vers schon vor Monaten einen „Tag der Rache“ angedroht hat.

Bei Vargas Tejada besprechen die Pötschen nun den Anschlag. Wie können 30 Mann die Macht im Staat an sich reißen? Sie bilden drei Gruppen: Eine soll als Reserve bei Vargas Tejada bleiben. Die zweite wird in die Kasernen der Stadt eilen, regierungstreue Offiziere aussuchen und die einfachen Soldaten zur Rebellion aufrufen. Und die dritte, unter dem Kommando von Guerras Adjutanten, wird zum Präsidentenpalast schleichen, um den Staatschef zu töten.

Gegen Mitternacht eilen Männer durch die Straßen Bogotás. Niemand

In Paris wird Bolívar zum REVOLUTIONÄR

sieht die Schemen, denn wer ist zu dieser späten Stunde noch wach?

Bogotá ist eine schlichte Kapitale: Die meisten Häuser Hof eingeschossig, aus schweren Lehmziegeln, damit sie Erdbeben besser widerstehen. Viele Bauten zeigen noch Narben vom letzten großen Schlag, der erst im Vorjahr den Boden erschütterte. Vor den glaslosen Fenstern hängen schwere hölzerne Läden gegen den eisigen Nachwind.

Eine Kathedrale, ein paar Kirchen, Klöster. Das Geschäftsviertel Calle Real, wo immerhin einige der Häuser ein Obergeschoss haben, ein großer Platz, ein botanischer Garten, ein Theater, ein Museum, Brücken, die dünne Luft in 2600 Meter Höhe, und hinter den Dächern die Gipfel der Anden.

Der Palast San Carlos ist ein trutziger Block aus gelbweißen Steinen, groß und alt – erbaut Ende des 16. Jahrhunderts, ein ehemaliges Jesuitenkolleg, das seit dem Erdbeben dem Präsidenten als Residenz dient, weil keines der besseren Gebäude mehr unbeschädigt war.

Nicht einmal zwei Dutzend Soldaten sind im Palast stationiert. Die Schutzwache vor dem Eingang wird von den Angreifern in Sekunden geöfnet, danach der Bewaffnete im dahinterliegenden Gang schwer verwundet, selbst die Wachbunde verrecken in ihrem Illat.

Erst als sie tiefer ins Innere des Palastes stürmen, machen die Eindringlinge Lärm. Die Tür zum Schlafzimmer des Präsidenten. Rufe, Drohungen, schwere Schläge. Dann sind die Mörder drin.

Ihr Ziel ist Simón Bolívar, der Feldherr, das Idol der Massen, der Befreier Südamerikas. Doch vor ihnen steht nur dessen Matresse: Manuela Sáenz, schön, leidenschaftlich, arrogant. Verwirrung. Jemand will Manuela niederstrecken, ein Mitverschwörer hält ihn zurück: Wir morden keine Frauen! Wo ist Bolívar?

Manuela, krank und vom Fieber gezeichnet, bleibt kahlköpfig. Bolívar sei in einem anderen Raum, behauptet sie. Eine Lüge. Dann rückt sie schüchelig heraus: „Ich weiß es nicht.“

Simón Bolívar ist in die Nacht verschwunden.

Mit der Flucht durch das dunkle Bogotá beginnt das letzte Drama in einem an Dramen reichen Leben:

jenes Mannes, der als bedeutendster Mann seines Kontinents gilt. Als Befreier, der schließlich der Freiheit mißtraut. Als Triumphator, der schließlich doch scheitert. Als Politiker, der in leidenschaftlichen Worten seine Ideen propagiert und diese Ideen am Ende verliert.

Ein Mann, der ein Leben führt, das zwischen dem Luxus seiner Haciendas und dem Elend des Exils oszilliert, zwischen den Pässen der Anden und den Boulevards von Paris, zwischen galanten Ballen und Exekutionen.

Ein Leben, wie es vielleicht nur in Südamerika zum Anbruch des 19. Jahrhunderts gelebt werden kann.

Um 1800 ist der Kontinent reif für eine Revolution. 1776 sind bereits die britischen Kolonialstaaten im Norden davon geprägt und die USA begründet worden – dem Süden eine Warnung oder ein Vorbild, je nachdem.

Denn seit den Tagen der Konquistadoren herrscht Spanien über einen Großteil Südamerikas. Die Monarchen in Madrid haben das riesige Territorium in mehrere Verwaltungseinheiten zerteilt, darunter Venezuela und Neu-Granada im Norden sowie das silberreiche Peru im Westen (siehe Karte Seite 175).

Spanier aus dem Mutterland regieren in den Palästen Lateinamerikas, sie sind die obersten Richter der Kolonien, sie kommandieren die Armeen: eine arrogante, winzige Elite. In Venezuela etwa stellen die in Spanien Geborenen nur 0,18 Prozent der 800.000 Einwohner, bestimmen jedoch Politik, Verwaltung und Rechtsprechung.

Die Wirtschaftsmacht hingegen liegt weitgehend bei den 0,31 Prozent Kreolen der Oberschicht: Weißen, die seit Generationen in Südamerika leben und denen die Haciendas gehören, auf denen Kakao-, Zuckerrohr-, Kaffee-, Baumwoll- oder Indigopflanzen angebaut werden, die Schätze Venezuelas.

Den Rest des Volkes macht die Masse der Verachteten aus. Die Hälfte aller Venezolaner sind *pardos*: Mulatten, Mestizen, Weiße unklarer Herkunft, Handwerker, Plantagenarbeiter, so gering geschätzt, dass sie bis 1795 weder ein öffentliches Amt ansetzen noch zum Priester geweiht werden durften.

Und darunter noch: schwarze Sklaven und Indios, die kaum Rechte und keine Hoffnung auf Besserung haben.

Doch das Gefüge dieser Ordnung der Gewalt und Ausbeutung knirscht unter dem Druck von Veränderungen – langsam zuerst, dann dramatisch.

Venezuela hat um 1800 gut 100 Jahre gemächlichen Wirtschaftswachstums hinter sich. Kakao macht 60 Prozent der Exporte aus. Allein in der am dichtesten besiedelten Provinz um die Hauptstadt Caracas nimmt die Bevölkerung zwischen 1785 und 1810 um wohl ein Drittel auf mehr als 400.000 Menschen zu. Folge: Die Kreolen werden immer reicher, die *pardos* immer zahlreicher, doch an der politischen Macht haben weder die einen noch die anderen teil.

Dann erschüttern die Schockwellen der Französischen Revolution die Neue Welt. Der Sturm von 1789 zeigt, dass das Volk die Macht eines Königs brechen



Simón Bolívar

Bolívar treibt die Vision, große Teile Südamerikas unter einer Zentralregierung zu vereinen. Nach einem Besuch in Frankreich ist er stark von der dortigen Revolution beeinflusst.



Nach seiner Rückkehr aus Europa schließt sich Bolívar einer Gruppe von Rebellen aus der Oberschicht an, die die Loslösung von Spanien betreiben. Im Juli 1811 unterzeichnen Abgeordnete in Caracas die Unabhängigkeitserklärung der »Republik Venezuela«.

kann. Kurz darauf erheben sich die Sklaven der französischen Kolonie Saint-Domingue (später Haiti) und erkämpfen sich die erste schwarze Republik Lateinamerikas. Saint-Domingue liegt nur wenige Tagesreisen mit dem Segelschiff nördlich der venezolanischen Küste.

Und tatsächlich: 1795 neuern die *petits* und Schwarzen der Zuckerrohrplantagen Venezuelas gegen ihre Unterdrücker, so wie auf Saint-Domingue. Doch ihre Rebellion wird rasch niedergeschlagen. Zwei Jahre darauf planen einige Kreolen eine Verschwörung, um die Freiheit ihrer Kolonie nach dem Vorbild der USA zu erkämpfen. Doch das Komplott wird entdeckt. Noch hält sich die Kolonialmacht in Südamerika.

In Europa beendet jedoch derweil Napoleon Bonaparte die Französische

Revolution und besetzt mit seinen Armeen den halben Kontinent. So zwingt er ab 1796 nach und nach auch den König von Spanien in die Abhängigkeit.

Die Iberische Halbinsel ist zwar noch nicht von Franzosen besetzt, doch ist Madrid schon so schwach, dass es ein demütigendes Bündnis mit Paris eingehen muss. Die einst gefürchtete Kriegsflotte etwa wird fast vollständig in die Basis Brest verlegt und untersteht damit *de facto* der Kontrolle Napoleons.

Die mit Frankreich verbündeten Briten kontrollieren das Meer, und man lässt die Royal Navy praktisch kein spanisches Schiff mehr nach Übersee passieren.

So geraten die Vizekönige, Richter und Generale Südamerikas in eine fatale Lage: Ihr König in Spanien hat dramatisch an Macht und Prestige verloren. Neue Truppen, Nachschub, ja selbst Nachrichten aus dem Mutterland errei-

chen sie nur noch über die wenigen Segelschiffe, die durch die britischen Kontrollen schlüpfen können. Wie soll man eine erneute Rebellion verhindern?

Simón José Antonio de la Santísima Trinidad Bolívar wird am 24. Juli 1783 in Venezuela geboren, und von seinen Eltern erbt er nicht viel mehr als Geld und den Fluch einer Krankheit.

Die Bolívars sind Kreolen und zählen zu den reichsten Familien der Kolonie: Haciendas, Minen, Sklaven und ein großes Stadthaus in Caracas. Doch das Kind ist erst zweieinhalb, als der Vater die Tuberkulose erliegt; und erst neun, als die Mutter an gleichen Leiden stirbt.

Mehrere Onkel ziehen den Jungen groß, mit 14 wird er in der Kadetten-

scheute zum Soldaten gedrillt, mit 15 zu einem Verwandten nach Spanien geschickt. 1799 segelt er auf abenteuerlichen Weg mitten hinein in einen Kontinent des Krieges und der Revolution.

Wäre Bolívar in Caracas geboren, vielleicht wäre aus ihm einer jener unpolitischen, selbstzufriedenen Würdenträger geworden, die dort vorherrschen. Oder er hätte sich möglicherweise in einer dilettantischen Verschwörung verzaubert.

Doch Bolívar reist eben genau in jenem Alter, in dem man rebellisch ist, leidenschaftlich und radikal, an einen Ort, der dem entspricht: 1802 gelangt er über die Pyrenäen erstmals nach Paris, das er ab Sommer 1804 erneut besuchen wird. An der Seine saugt sein Geist die politische Philosophie der Zeit auf: Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Locke.

Es sind die Ideen von Freiheit und Souveränität des Volkes, von Gewaltenteilung und Herrschaft des Gesetzes.

Und wenn es in Europa möglich ist, Könige dazuzufügen, Grenzen zu verwischen und erstarrte Gesetze zu sprengen, warum nicht auch in Südamerika?

Für Bolívar wird die Alte Welt zur besten Schule, die der früh-elterliche Junge je haben wird: Er sieht mit eigenen Augen den erbärmlichen Niedergang seiner Kolonialherren.

Er sieht, wie Napoleons Armee, deren Kern das Heer der Bürger, der patriotischen *cipayen*, ist, die professionellen Soldaten der althergebrachten Monarchien bezwingt – etwa der spanischen Bourbonen. Er sieht, wie Napoleon mit diktatorischem Willen neue Gesetze schafft und eine moderne Verwaltung aufbaut.

Kurz: Bolívar erlebt den militärischen und politischen Triumph eines neuen Zeitalters.

Irgendwann kommt in ihm der Wille auf, seine Heimat genauso umzuformen wie Napoleon. Nicht bloß Caracas, nicht bloß Venezuela, sondern den gesamten Latidoos zwischen Karibik und Feuerland! Hinweg mit den Spaniern! Freiheit, Modernität, Sicherheit für den ganzen Kontinent!

Als Simón Europa im Jahr 1806 verlässt und 1807 nach Venezuela zurückkehrt, kommt er als Revolutionär.

Der junge Mann – hager, lockiges Haar, prominente Nase, voll raubherziger Energie – hatte von seiner ersten Europareise 1802 eine Braut aus Spanien mitgebracht: María Teresa. Doch die junge Frau erlag in Venezuela schon nach wenigen Monaten dem Gelbfieber.

Simón muss sich nach dem frühzeitigen Tod der Eltern und dem unzeitigen Tod der Gattin fühlen, als würde Gott selbst es ihm verwehren, je ein normales Familienglück zu erleben. Er wird bald berufen werden für die Mätressen, denn Günst er erobert – doch niemals mehr wird er heiraten, niemals Kinder haben.

Kurz: Er wird nie wieder auf jemanden Rücksicht nehmen müssen.

1808 zwingt Napoleon in Madrid die Bourbonen zur Abdankung und installiert einen seiner Brüder als neuen König von Spanien. Die Kolonialmacht, so scheint es, ist gekippt. Weniger als 300 spanische Soldaten sind zu dieser Zeit in Venezuela stationiert, dazu ein paar Vorgesetzte, die nicht einmal wissen, ob sie nun den ins Exil geflohenen Bourbonen oder dem landesfremden Napoleon-Bruder die Treue halten sollen.



Die Revolution: wenn nicht jetzt, wann dann? Einige Wundeträger – Kriolen *allesen* – rufen am 5. Juli 1811 die „Republik Venezuela“ aus. Eine Flagge der Freiheitskämpfer wird gehisst.

Doch die Befürworter der Loslösung von Spanien – unter ihren Anführern auch Bolívar – sind in der Minderheit. Nur wenige Städte schließen sich der Rebellion an, und die Gegenwehr Madrid-treuer Loyalisten treibt die Unabhängigkeitskämpfer zu radikalen Vorgehen: Schon bald verweisen die abgeschlagenen Köpfe von 16 Spaniern in den Strafen von Caracas.

Die Rebellen verkünden eine Verfassung, die stark jener der USA ähnelt. Und sie rufen die Bürger per Dekret zu den Waffen: Rekruten sollen sich „auf der Plaza Trinidad sammeln, Weiße vor der Kirche, die Schwarzen auf der östlichen Seite, die Mulatten im Süden“.

Bolívar zeichnet sich schnell als kalblütiger Offizier aus. Er ist jedoch zu jung, um schon zum Anführer zu werden – aber offenbar als einziger klug genug, zu erkennen, was seine Mitverschwörer noch ignorieren. Als „Vulkan unter unseren Füßen“ beschreibt er in einem Brief die Masse der *pardos*, *Silvoren*, *Indios*: all der Armen, die für die Kriolen schaffen dürfen, aber sonst nichts.

Denn die Revolutionäre kämpfen zwar für die Freiheit, aber nur für ihre eigene Freiheit. Venezuela soll unabhängig sein, aber ansonsten soll alles so bleiben, wie es ist: alle Macht und alle Reichtum den Kriolen – und den anderen nichts, nicht einmal Hoffnung.

Ein spanischer Offizier, der die zu Madrid loyalen Truppen in den noch von Mitterland kontrollierten Gebieten Venezuelas zusammenzieht und anführt, nennt diese Schwäche aus Unren den Kriolen wird es auch schlimmer gehen als unter den Spaniern, verkünden seine Agenten, die er auf die Haciendas schickt. Und tatsächlich: Nur ein paar Wochen nach der Unabhängigkeit erheben sich in mehreren Regionen *Silvoren* und *pardos* und kämpfen gegen die selbst ernannten, rassistischen Befreiung.

Als am 26. März 1812 auch noch ein Erdbeben Caracas erschüttert und Tausende in den kollabierenden Häusern und Kirchen sterben, deuten königstreue Priester die Katastrophe als Zeichen von Gottes Zorn gegen die Rebellen.

Der Aufstand gegen Spanien bricht zusammen. Die Loyalisten nehmen die meisten Stellungen und die Hauptstadt Caracas nahezu kampflos ein, denn die Kriolen, wohl zermürbt von Kämpfen gegen Spanien sowie *pardos* und Schwarze, weichen ohne Ordnung zurück.

Bolívar flieht mit einigen Gefolgsgenossen in die Karibik. „Mein Geist ist so niedergedrückt“, notiert er, „dass ich nicht mehr die Kraft habe, auch nur einen Soldaten zu kommandieren.“

Doch gerade in der Katastrophe zeigt er zwei Eigenschaften, die sich leicht beschreiben, jedoch umso schwerer leben lassen: Er gibt nicht auf.

Und er lernt aus seinen Fehlern.

Per Schiff erreicht er im Oktober 1812 Cartagena in der spanischen Kolonie Neu-Granada, dem südwestlichen

Nachbarn von Venezuela. Auch hier fordert seit einigen Monaten ein Aufstand der Einzelheimlichen gegen Madrid – aber es kämpften, anders als in Caracas, vor allem reiche lokale Händler und *paulas* gegen die Soldaten des Königs. Doch auch hier verhandelt die regionale Zersplitterung ein gemeinsames Vorgehen gegen die spanische Herrschaft.

„Unsere eigene Uneinigkeit, nicht die spanischen Waffen, haben uns in die Sklaverei zurückgezwungen“, schreibt Bolívar in einem Memorandum an die Bürger Neu-Granadas, in dem er die Schwächen der ersten venezolanischen Republik analysiert und zugleich einen umfassenden Plan für die Zukunft entwirft – eine Art Masterplan, dem er tatsächlich, mit einigen Änderungen und Ergänzungen, für den Rest seines Lebens folgen wird.

Der Umsturz der venezolanischen Republik, so schreibt er, hat gelehrt, dass zu viel Toleranz und eine „alsbald verstandene Humanität“ zu übergroßer Nachgiebigkeit gegenüber Verschwörern geführt habe. Jede Provinz habe sich selbst regiert, woraus eine totale Anarchie entstanden sei.

Und es folgte: Ein föderales System ist für die neu entstehenden Staaten in Südamerika nicht sinnvoll. Und man kann auch keine Republik errichten mit Gesellschaften, die jahrelang mit der Despotie kannten und innerlich zerrissen sind.

Die Regierung muss sich den Gegebenheiten anpassen: Wenn die Zeiten turbulent sind, muss die Regierung schrecklich sein, sich nicht an Gesetze oder Verfassungen halten. So lange, bis der Frieden hergestellt ist.

Bolívars Kontinent ist zerrissen zwischen Orinoco und Andengipfeln, zwischen karibischen Mangrovenküsten und Silberminen in lebensfeindlicher Höhenluft, ist besiedelt von adelslosen weißen Esoterikern, entrechteten Indios, verfluchten Schwarzen.

Was, so fragt er, hält diesen Kontinent noch zusammen, wenn Spaniens eiserner Griff erst einmal gebrochen ist?

Seine Antwort: nur eine starke, autoritäre Zentralregierung. Nur ein mächtiger

Führer kann durchsetzen, was für alle Bürger das Beste ist.

Bolívar wird in den nächsten Jahren ein Regierungskonzept entwickeln, in dem zwar Bürger ein Parlament wählen dürfen (sofern sie über ein gewisses Mindestvermögen verfügen und lesen können). Darüber jedoch herrscht ein Präsident, dessen Befugnisse fast unbeschränkt sind. Dieser Bürgermonarch soll auf Lebenszeit ernannt werden und selber seinen Nachfolger bestimmen können. De facto eine Diktatur.

Und es wird schon bald klar, wen Bolívar in der Rolle des Präsidenten sieht.

Die Rebellen in Neu-Granada geben dem Neuanfang, der ja in Venezuela schon Kriegsführung genannt hat, das Kommando über Soldaten, die einen Posten gegen loyalistische Truppen

jillo, Barquisimeto und Valencia nach teils heftigen Gefechten ein.

Und wo immer er hinkommt, hält Bolívar Reden, um den Kolonialherren die Unterstützung des Volkes zu nehmen.

Die Spanier antworten mit äußerster Brutalität. Ein Offizier zahlt seinen Soldaten einen Peso für jedes abgeschrittene Ohr eines Rebellen. In einigen Regionen gilt der Befehl, alle Jungen über sieben Jahre zu exekutieren; manchmal werden selbst angegebene Kinder im Mutterleib erstickt. „Wie werden unser Land von diesen Monstern reinigen“, schwört Bolívar daraufhin – und macht nun ebenfalls keine Gefangenen mehr.

Am 6. August 1813 erzwingt er sich, inzwischen zum General ernannt, den Weg nach Caracas. Dort herrscht das Chaos. Die Loyalisten fliehen, Arme plündern die Häuser. Schließlich verlässt auch der spanische Generalkapitän die Stadt. So kommt es, dass die noch vom Erdbeben geschnittenen Stadt Bolívar einen Heldenempfang bereitet. Die gleichen Menschen, die noch

Er will einen »KRIEG BIS ZUM TOD«

verteidigen sollen. Doch Bolívar hält sich nicht an die Order, sondern greift Ende 1812 an. In einem genial organisierten Schlag führt er seine kleine Truppe auf den Magdalena-Fluss ins Landesinnere, wo er die Loyalisten überrascht, die fliehen, lassen Boote und Vorräte zurück.

Tyrannen „haben eure Männer verdorrt, eure Häuser geplündert und eure Frauen vergewaltigt, denn dort, wo Spanien regiert, regiert Verwüstung und Tod“, ruft er in einer Rede aus: Er hat erkannt, dass er nicht allein mit Soldaten die Spanier vertreiben wird, sondern die Herzen der Menschen gewinnen muss.

Kurz darauf dringt er (diesmal mit Zustimmung seiner Vorgesetzten) mit ein paar Hundert Kämpfern über die Grenze ins heimische Venezuela vor, um auch dort die Truppen Spaniens anzugreifen. Er erforscht, wie er wenig später verkündet, „einen Krieg bis zum Tod“.

Bolívars Stärke ist seine überlegene Taktik. So lässt er etwa je zwei Fußsoldaten auf ein Pferd setzen. Seine Infanterie-Einheiten rücken damit viel schneller vor, als es die Loyalisten je für möglich gehalten hätten. Mehrfach schlägt er die Spanier, nimmt die Städte Mérida, Tru-

jillo, Barquisimeto und Valencia nach teils heftigen Gefechten ein.

Am 2. Januar 1814 beruft er die wichtigsten Würdenträger von Neu-Granada und Venezuela ein (obwohl er dazu gar nicht das Recht hat). Niemand mehr hat noch die Macht, ihn zu stoppen. Die versammelten Männer überlegen ihm die oberste Gewalt in Venezuela – die er dank seiner Soldaten ja ohnehin längst hat. So erlangt er diktatorische Vollmachten, wenn auch nur für den Teil des Landes, den seine Truppen kontrollieren.

Er ist erst 30, sein Körper ist auf Feldzügen gestählt, sein Geist an den po-

DER WEG IN DIE FREIHEIT

1810 stürzt die kreolische Elite am Río de la Plata den spanischen Vizekönig und erklärt die Region für unabhängig. In den folgenden Jahren erheben sich die Südamerikaner überall im Kolonialreich Madrid.



Südamerika, im Jahr 1812: Paraguay und die Region am Río de la Plata haben sich bereits von Spanien gelöst. In Venezuela und Neu-Granada kämpfen lokale Milizen seit 1811 für die Unabhängigkeit. Auch Simón Bolívar beteiligt sich an den Aufständen in diesen heißen Territorien.



14 Jahre lang kämpft Bolívar für die Unabhängigkeit. So erobert er mit Kämpfern, die ihm die Aufstiehlischen – New-Granada anvertrauen, 1815 Caracas. Als Madrid Truppen nach Venezuela schickt, muss er fliehen, abbildert die Spanier aber erfolgreich. 1818 zieht er mit Soldaten von Venezuela nach New-Granada und nimmt die Hauptstadt Bogotá ein. Später befreit er die Region Quito sowie Peru. Einer seiner Generale erobert bis 1825 auch die Region Hoch-Peru, die sich zu seinen Ehren in Bolivien umbenennen



Auch in Chile kämpfen Rebellen gegen spanientreue Truppen. Erst eine Armee aus den Vereinigten Provinzen des Río de la Plata (später Argentinien), die sich bereits für unabhängig erklärt haben, schlägt die Royalisten in April 1818 bei Santiago vernichtend (s.)

Itischen Klaukern von Montesquieu bis Napoleon geschult, sein Redner talent vor Würdenträgern, Soldaten und Volksumen erprobt, sein Vermögen beruht auf Haciendas und Minen, seine diplomatischen Erfahrungen hat er in Venezuela, Neu-Granada und Europa gemacht.

Kurz: Es gibt in Südamerika wohl keinen Mann, der ihm an Macht und schiere Energie gleichkommt.

Das Morden aber wird noch ein Jahrzehnt andauern, und allein in Venezuela werden Tausende die Kämpfe mit dem Leben bezahlen. Bolívar lässt innerhalb

von drei Tagen 800 Kriegsgefangene exekutieren. „Der Feind, der unsere Rücksichtslosigkeit sieht, wird man endlich erkennen, dass wir ihn für seine Grausamkeiten teuer bezahlen lassen“, antwortet er einem Bischof, der um Gnade für die Gefangenen gefleht hatte.

Doch 1814 stürzt Napoleon, die Bourbonen kehren auf den Thron in Madrid zurück, die Briten geben die Seewege über den Atlantik frei. Daraufhin schickt Spanien 10.000 Soldaten im Rebellenland, das größte Expeditionsheer in 300 Jahren Kolonialgeschichte, um Südamerika zurückzuerobern.

Im April 1815 landen die loyalistischen Truppen in Venezuela, wenige Monate später in Neu-Granada. Es ge-

lingt ihnen, die Sclaven und die *pardo*s auf ihre Seite zu ziehen, indem sie ihnen Aufstiegsmöglichkeiten in der Armee eröffnen. Bolívar stützt sich dagegen nach wie vor nur auf die Oberschicht Venezuelas. Es beginnt ein weiterer blutiger Krieg.

Bolívar kann bald nur noch 1000 Kämpfer aufziehen und muss vor der Übermacht fliehen, wieder einmal. Mit einem geraubten Kirchenschatz bezahlt er einen karibischen Piraten, der ihn und seine Männer aus Venezuela evakuiert.

Nach letzten, vergeblichen Versuchen, die patriotische Sache in Neu-Granada zu retten, flüchtet sich Bolívar



auf einem englischen Handelssegler ins britische Jamaika, dann zu den freien Schwarzen von Haiti.

Casfúlo führen den Freiheitskampf weiter, lokale Kriegsherren von oft zweifelhafter Herkunft, die auf den Hochebenen und in den Wäldern mit ihrem Gefolgsleuten einen Guerillakrieg gegen die Spanier entfesseln. Manche sind Bolívar ergeben und erkennen ihn als Anführer an, andere kümmern sich einen Dreck um jede höhere Autorität.

1836 kehrt Bolívar heimlich nach Venezuela zurück, kämpft sich mit wenigen Getreuen durch das Hinterland. Keine Gnade. Ein Kriegsherr lässt 34 spanische Mönche gefangen nehmen, 20 von ihnen mit Macheten und Lanzen hinhängen. Bolívar lässt diese Tat ungestört.

Später jedoch, als seine Stellung ihm gefestigt genug erscheint, lässt er den Casfúlo, der ihn zu unabhängig agiert, als Verräter eskotieren. „Nie war ein Tod so nützlich und so verdient“, schreibt er einem Vertrauten.

Er statuiert ein Beispiel – es soll die anderen lokalen Kriegsherren davon abhalten, ihre Macht zu stark auszubauen.

Bolívar gelingt es, im Rebellenhaufen einen Generalstab nach europäischen Vorbild einzurichten und sich zu dessen *jefe supremo* aufzuschwingen.

Er lässt in Großbritannien und Irland mehr als 5000 Soldaten anwerben, Offiziere und Soldaten, die gegen Napoleon gekämpft haben und durch den Frieden in der Alten Welt arbeitslos geworden sind, aber auch viele Abenteuerer ohne jede militärische Erfahrung.

Ein Teil des Geldes für die Kämpfer kommt von den Bootsmännern der Hacienda, die ihre Waren nun ohne spanische Exportbeschränkungen direkt an britische Händler in der Karibik verkaufen.



Ende Mai 1819 führt er mehr als 2000 Soldaten aus den Ebenen Venezuelas über die Anden in Richtung Bogotá, der Hauptstadt von Neu-Granada. Im Bergland Frost, und die Luft so dünn, dass sie den Soldaten das Bewusstsein raubt. Tote am Wegrand.

Doch am 7. August 1819 besiegen die Rebellen rund 170 Kilometer vor Bogotá 3000 spanische Soldaten. Kurz darauf fällt Bolívar die Hauptstadt in die Hände. Der Vizekönig von Neu-Granada ist im letzten Moment geflohen, als Indio verkleidet. Seine Kriegskasse mit einer halben Million Pesos steht noch auf einem Schreibtisch in seiner Residenz.

Spanien hat nun, bis auf einige karibische Festungen und Teile Venezuelas, den Norden Südamerikas verloren. Madrid kann nur die Provinz Quito (das heutige Ecuador), Peru und Hoch-Peru (das spätere Bolivien) halten.

Im Triumph ruft Bolívar in Bogotá die „Vereinigung von Neu-Granada und Venezuela zu einer Republik“ aus. Auch

das noch nicht befreite Quito soll zu der neuen Union gehören. Ein Kongress erklärt am 17. Dezember 1819 den Staat Großkolumbien für gegründet, Bolívars Schöpfung gibt sich den Namen zu Ehren des Entdeckers Amerikas.

Zur Hauptstadt wird Bogotá erklärt.

Unterhalb Jahre später bekommt Großkolumbien eine Verfassung: Jeder Mann mit Grundbesitz im Wert von mindestens 100 Pesos darf Kandidat für ein Parlament aus zwei Kammern wählen. Zudem wird der Sklavenhandel verboten, werden neu geborene Kinder von Sklaven für frei erklärt. Man schafft die Tributschulden der Indios ab und – zumindest auf dem Papier – die Zwangsarbeit.

Die Abgeordneten wählen einen Präsidenten, der zugleich Oberbefehlshaber der Armee ist.

Und es besteht kein Zweifel, wer am 7. September 1821 Präsident wird.

Nur einer Einschränkung muss sich Bolívar unterwerfen, obwohl er es anders gefordert hat: Das Amt wird nicht auf Lebenszeit vergeben, sondern nur auf vier Jahre, dann kommt es zu Neuwahlen. Zumindest in der Theorie.

Weiter geht es – gegen die letzten Truppen der Spanier.

Als Erstes will Bolívar Quito erobern, eine weitere Region unter Herrschaft der Spanier, und danach Peru und Hoch-Peru, das Silberland, Spaniens letzte Bastion auf dem Kontinent. Er führt die Armee persönlich nach Süden.

In Bogotá lässt er seinen Vizepräsidenten Francisco de Paula Santander als kommissarischen Regierungschef zurück, einen *caudillo*, der sich im Freiheitskampf gut geschlagen hat. Aber auch ein Mann voller Widersprüche: hart bis zur Brutalität, starrsinnig, eitel, zugleich durchdrungen von liberalen Überzeugungen – ein Mann, der eher im halb aristokratischen, halb demokratischen britischen Liberalismus das Vorbild für Südamerika sieht als in einem Regime à la Napoleon.

Bolívar wird es noch bereuen, dass er gerade Santander die Regierungsmacht in die Hände gelegt hat.

Mit 3000 Mann eilt er nach Süden, ein Drittel verliert er schon auf dem Marsch, in Hinterhalten ebenso wie an Seuchen und durch Desertion. Ein wei-



Den Freiheitskampf in Chile führt der General José de San Martín (Mitte rechts). Anders als Bolívar, der ein großes, zentral regiertes Reich errichten will, plant er, in den befreiten Ländern Mitglieder europäischer Königshäuser als Monarchen einzusetzen

renes Viertel verliert er in einer Schlacht. Doch wieder beweist er die Spanier, und am 15. Juni 1822 gehört ihm auch Quito. Jubel in der gleichnamigen Verwaltungshauptstadt. Empfänge. Schöne Frauen.

Kurz darauf wird die Region Quito in den neuen Staat Großkolumbien eingegliedert. Der umflutet jetzt den gesamten Nordbreiten des Kontinents.

In Quito trifft Bolívar auf die 25 Jahre junge Manuela Sáenz. Die flamboyante Südamerikanerin, mit einem älteren englischen Kaufmann verheiratet, wird für Bolívar zur Liebe seines Lebens: nicht bloß zur Mätresse, sondern zur Vertrauten und Ratgeberin.

Sie ist politisch interessiert, leidenschaftlich, kompromisslos ehrlich, rücksichtslos. „Du bist langweilig, wie deine ganze Nation, die Liebe ohne Genuss macht, Konversation ohne Eleganz, die langsam geht, würdevoll grüßt, bedacht aufsteht und sich hinsetzt, scherzt, ohne zu lachen“, schreibt sie ihrem englischen Gatten. „Glaubst du, dass es meine Ehe mindert, dass der General mein Liebhaber ist und nicht mein Ehemann? Ich lebe nicht nach den gesellschaftlichen Konventionen.“ Kein Wunder, dass Manuela selbst bei manchen von Bolívars Gefolgleuten verhasst ist.

Der General zieht aber erst einmal weiter, immer weiter. Er fällt in Peru ein, obwohl dort viele Menschen den Mann

aus dem Tausende Kilometer entfernten Caracas für einen ebenso fremden Eroberer halten wie die Spanier.

Ende 1824 kapitulieren die Loyalisten in Peru, und am 1. April 1825 legen die letzten Truppen der Bourbonen in Hoch-Peru die Waffen nieder. Südamerika, die Beute der Konquistadoren, ist nach 300 Jahren Kolonialherrschaft frei.

Bolívar hat 14 Jahre lang gekämpft. Er ist Tausende Kilometer auf dem Pferderücken, zu Fuß, auf Schiffen und Kähnen durch den Kontinent gestreift. Er hat Tausende Soldaten angeführt und Tausende Spanier getötet. Er hat wahrscheinlich mehr Reden gehalten als jeder

Zeitgenosse. Er hat Kongresse einberufen und Verfassungen geschrieben.

Was kann er jetzt noch erreichen?

Der Mann aus Caracas hält mehr Macht in Händen als je ein Konquistador: Er ist schon Präsident von Großkolumbien. Er ist Diktator im eroberten Peru. Und er wird Regierungschef in Hoch-Peru, das sich ihm zu Ehren sogar in „Bolivien“ umbenennet.

Doch zu Großkolumbien gehören Peru und Bolivien noch nicht. Nun will er diese drei Staaten zu einer neuen Großnation verschweißen. Es wird sein schwerster Kampf werden.

Und er wird ihn verlieren.



Herbst 1826: Bolívar kehrt nach Bogotá zurück. Im fernen Peru setzt er einen General als Statthalter ein. Doch viele Anhänger hat er in Lima nicht.

Deprimierender noch: Auch in Venezuela, seiner Heimat, verliert Bolívar an Ansehen. Denn inzwischen ist José Antonio Páez, einer der brutalsten lokalen Kriegsherren, de facto der mächtigste Mann im Land. Nun redet er offen davon, Venezuela aus der Union mit Großkolumbien zu lösen.

In Bogotá selbst wird Vizepräsident Francisco de Paula Santander in einer verblüffenden politischen Rolle zum Anführer der Opposition: Santander plädiert für eine andere Verfassung, die liberaler und föderaler ist als die bisherige – das exakte Gegenteil von Bolívars Idee, der für eine noch zentraleren, noch stärkere Autorität eintritt.

Wie soll er Großkolumbien zusammenhalten, wenn nicht mit Gewalt? Es sind ja nicht bloß Tausende Kilometer Distanzen (und damit wochenlange Reisen), unterschiedliche Klimazonen und Landschaften, die sein Reich unüberblickbar machen – die Gesellschaft ist mindestens ebenso zerklüftet.

Im Norden Großkolumbiens beruht der Wohlstand auf Plantagen, im Süden sind es Bergwerke. Im Norden stellen *jako* und Schwarze die Mehrheit, also Händler, Arbeiter, Sklaven. Im Süden sind es die Indios, zwar auch arm und entrechtet, doch von anderer Lebensweise. Viele wohnen noch wie ich und je in entlegenen Ansiedlungen und bebauen ihr eigenes Land.

Die Spanier hat Bolívar verjagt, die lokalen Eliten hingegen kaum angetastet – die Besitzer der Haciendas und Minen, die Anwälte und Großhändler von Caracas bis Lima. Zu den alten Herren sind neue gestößt: die *caudillos*, die in Regionen, in denen sie früher Krieg führten, nun wie kleine Könige herrschen.

Die Armeen der verschiedenen Regionen sind also in ihrem Elend nicht geeint, die Reichen nicht in ihren Interessen. Und niemand wird sich freiwillig einer fernen Autorität beugen, nicht einmal der des Libertadors.

Letztlich bleibt Bolívar bloß die Armee, seine Armee, die er organisiert und in zahllosen Kämpfen angeführt hat. Sie ist loyal und schlagkräftig. Doch vielen von Bogotá bis Lima gelten die Soldaten schon bald als neue Besatzer, kaum weniger fremd als die Spanier.

In Caracas und andernorts fühlen sich *caudillos* wie Páez von der Zentralgewalt misshandelt und benachteiligt.

Und so befiehlt Bolívar eine Armee, die nirgendwo richtig hingehört. Und regiert ein Reich, dessen Bürger ihm für seine vergangenen Erfolge danken, in dem aber viele mit seinem gegenwärtigen Tun unzufrieden sind.

Seine Eroberungen entgleiten ihm Tag für Tag ein wenig mehr: In Peru kommt es zu Intrigen, zu einem Putsch und zu Meutereien, schließlich müssen 1827 die venezolanischen und kolumbianischen Soldaten abgezogen werden, das Land gehört bloß noch formell zu Großkolumbien, tatsächlich organisieren sich dort nun national gestimmte Gruppen.

In Caracas gibt es fast schon offene Rebellion. Bolívar muss, welche Demütigung, den unangenehm stark gewordenen Páez im Amt des Oberkommandierenden von Venezuela bestätigen, obwohl dieser offen gegen die „Tyrannei Bogotás“ rebelliert hatte. Dadurch erlitten Simeón nicht bloß *de facto*, sondern auch auf eine schamlose Weise *de jure* die Autonomie des *caudillo* an, damit der sich wenigstens noch formal der Zentralregierung in Bogotá unterordnet.

Im Frühjahr 1828 hat Bolívar, beraten von Manuela Sáenz, genug von Meutereien und Protesten, genug von Eigenständigkeit und Autonomie.

Aus 12. Februar 1818. In knapp zwei Jahre vor der Gründung Großkolumbiens durch Bolívar, rufen Chiles Revolutionäre in Santiago die Unabhängigkeit aus



1830: DAS ERBE DER FREIHEITSKÄMPFER

Bolívars Traum von einem Großreich zerbricht nach der Vertreibung der Kolonialherren: Zu gewaltig ist der Kontinent, zu unterschiedlich sind die regionalen Interessen. Zehn selbstständige Staaten entstehen



Das von Bolívar geschaffene Großkolumbien im Nordwesten zerfällt 1830 in die Staaten Venezuela, Neu-Granada (heute: Kolumbien) und Ecuador. Zu diesem Zeitpunkt haben die Spanier bereits ihren gesamten Kolonialbesitz verloren, sind sechs weitere Staaten unabhängig geworden. Auch Brasilien hat sich vom portugiesischen Mutterland losgesagt. Nur in Guayana haben sich noch Europäer: Dort kontrollieren Briten, Niederländer und Franzosen jeweils ein kleines Gebiet.

Er beruft einen außerordentlichen Kongress von Volkvertretern ein, die endlich eine Verfassung schaffen sollen, wie er sie sich erträumt: mit lebenslanger Präsidentschaft (für ihn natürlich) und umfassender Macht.

Aber zunächst muss das neue Gremium gewählt werden. Parteien werden gegründet, so entbrennt ein Wahlkampf. Bolívar aber hält es als Präsident für unehrenhaft, an Wahlen teilzunehmen.

Santander hingegen ist sich dafür nicht zu fein. Er führt die Liberale Partei und zieht durch das Land, hält Reden. Einer seiner wichtigsten Mitspieler ist sein junger Privatsekretär: Luis Vargas Tejada, der Dichter.

Bolivar-treue Offiziere prägen im Wahlkampf in den Straßen Bogotá auf bekannte Liberale ein. Als in einer Zeitung Ende Februar 1828 ein kritischer Artikel erscheint, verbrennen Uniformierte die Ausgabe. Am Tag darauf erscheint das Journal unter einem neuen Titel: *El Insubornable*, „Die Unzerbrechbare“. Soldaten stürmen die Redaktion und zerschlagen die Druckpressen.

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – dieser rückwärtsgewandten Militärsaktionen gewinnen die Liberalen die Wahlen und stellen die starke Fraktion im Kongress, vor Bolívars Anhängern sowie unabhängigen Kandidaten. Allerdings vereint keine Gruppe auch nur die Hälfte aller Sitze auf sich. Parteiengeiz, Streit, beleidigende Reden.

Vielleicht könnte Bolívar aus dem noch seine Verfassung durchkämpfen, könnte er dank seiner oft bewiesenen Überzeugungskraft genügend Gegner für sich gewinnen. Doch er bleibt dem Kongress, von dem er angesichts der Mehrheitsverhältnisse nicht mehr viel erwartet, fern. Und als Santander mit seinem Projekt zu reinknien droht, die Befugnisse der Exekutive – also Bolívars – in der Verfassung zu beschneiden, verlassen dessen Anhänger die Versammlung, um eine Abstimmung zu verhindern.

„Diese Erbärmlichen, noch die Luft, die sie atmen, verdanken sie mir“, zürnt Bolívar. Trotzdem verhaart er

große Kämpfer in seltsamer Passivität. Vielleicht ist er körperlich erschöpft? Vielleicht spürt er, dass er, selbst wenn er sich persönlich den Abgeordneten stellt, dieses Ringen nicht gewinnen kann, weil seine Ideen zu unpopulär sind?

Der Kongress jedenfalls wird von ihm nie besucht und löst sich am 11. Juni 1828 wieder auf, weil keine Fraktion über eine Mehrheit verfügt. Weder haben die Anhänger Bolívars die von ihm gewünschte autoritäre Regierungsform durchsetzen können, noch hat Santander eine Chance gehabt mit seinem Plan eines föderalen Staates, der den einzelnen Regionen mehr Autonomie gibt.

„Hier ist der Kornetz des kolonialistischen Volkes begraben“, dichtet Vargas Tejada enttäuscht – und verspricht jenen „Tag der Rache“.

Sein eigenes Militär will BOLÍVAR ermorden

Wenn es nicht mit Wahlen geht, dann eben ohne: Am 27. August 1828 gibt sich Bolívar angesichts von Unruhen in Bogotá auf Bitten der Regierung per Dekret den neuen Titel „Befreier-Präsident“. Damit erklärt er sich zum alleinigen Machthaber, da „das Volk immer die wesentlichen Rechte bewahrt hat, sich selbst von den Verwundungen der Anarchie zu befreien“.

Das ist nichts anderes als ein Putsch. Er will diktatorisch regieren, bis im Januar 1830 ein neuer Kongress zusammentritt. Er umgibt sich mit Ministern, Geistlichen und Militärs, die ihn beraten dürfen, aber keine Annahmekompetenzen haben. Er vergiftet die Armee, beruft Vertraute auf wichtige Posten. Und er schafft das Amt des Vizepräsidenten kurzerhand ab.

Santander soll als Botschafter nach Washington abgeschoben werden – was der zwar nach einigen Zögern offiziell akzeptiert, im übrigen aber ignoriert: Der Oppositionspolitiker macht keinerlei Anstalten, Bogotá zu verlassen.

Marcela Sáenz, die im Sommer 1828 Bolívars Geburtstag mit einem Fest begeht, lässt auf dem Empfang eine Puppe zusammenrühren, die Santander

repräsentiert. Die wird an eine Gartenmauer gestellt, dann wie die Mäusche einige Grenadaten an, die in den Rücken zu schießen. Bolívar hat für diesen Skandal nur milden Tadel übrig. Der Befreier ist endgültig zum Diktator geworden.

Allerdings zu einem selbsten resignierten, zynischen, ja von Anfang an mutlosen Diktator. Schon sein Aufbruch an die Bürger am Tag seines Putsches endet mit der vielleicht zaudernden Proklamation, die ein Gewaltherrscher je erlassen hat: „Bedauern wir gleichermaßen das Volk, das nur einem Manne gehorcht, und den Mann, der allein die Macht ausübt.“

Vielleicht ist es diese Mangelhaftigkeit, die Verschwörer ermutigt – darunter einige liberale Offiziere um Generalstabschef Oberst Ramón Guerra sowie Intellektuelle wie Luis Vargas Tejada, der noch ein Kind war, als der Befreiungskrieg begann und der in Bolívar nie den Helden, sondern immer nur den Diktator gesehen hat.

Irgendwann in diesen Sommertagen trifft sich der Kreis um Guerra das erste Mal heimlich in einem Lagerhaus. Und sein Ziel ist der Tod des Diktators sowie die Errichtung einer liberalen Republik.

Die Verschwörer weichen deshalb Santander ein. Der ist vorsichtig: Er will seine Hände nicht mit Blut beflecken, aber dennoch von Putsch profitieren. Er werde bei einem Anschlag keinesfalls mitmachen, erwidert er – aber sei Bolívar erst einmal beseitigt, ja, dann würde er sich selbstverständlich einer neuen Regierung zur Verfügung stellen ...

Am Ende gerät der Staatsstreich zum unwürdigen Stück, halb blutiges Drama, halb Schmierentheater.

Bogotá, Palast San Carlos, 25. September 1828, gegen Abend. Bolívar fühlt sich kränkelnd. Er lässt Marcela Sáenz aus ihrer Villa in die Residenz rufen.

Die Mäusche, ebenfalls feig, erscheint in Überschuhen gegen die Nase. Sie lässt ihn vor, während er ein Fußbad nimmt. Er erzählt ihr, fast wie nebenbei, dass man in einer Kaserne einen Hauptmann wegen aufrührerischer Reden ver-

AUFBRUCH ZWISCHEN KARIBIK UND KAP HOORN

Mit der Vertreibung britischer Invasoren aus Buenos Aires durch argentinische Milizen beginnt 1806 in Südamerika die Ära der Unabhängigkeitskriege. Zwar gewinnen die Kolonialherren die Macht zwischenzeitlich zurück, doch mit ihrer Weigerung, die Einheimischen an der Regierung zu beteiligen, entfachen sie das Feuer der Revolution immer wieder aufs Neue

Der südamerikanische Kampf um die Unabhängigkeit von Spanien beginnt mit einem Sieg gegen Großbritannien. 1806 besetzen britische Truppen Buenos Aires, um die für den transatlantischen Handel wichtige Hafenmetropole unter ihre Kontrolle zu bringen. Doch kreolische Milizen aus dem heutigen Argentinien vertreiben die Invasoren in monatelangem Kampf – ohne die Hilfe Spaniens: Madrid ist zu schwach, um Einheiten zu schicken, da es ein Jahr zuvor in der Seeschlacht bei Trafalgar gegen die Royal Navy seine Flotte verloren hat.

Die Erfahrung, auch allein stark genug zu sein, um einen Aggressor zurückzuschlagen, und die nun deutliche Schwäche des Mutterlandes lassen den Kampf um Buenos Aires zum Fund für all jene Südamerikaner werden, die sich schon lange von Spanien losreißen wollen.

Rund 20 Millionen Menschen leben zu dieser Zeit in Spaniens südamerikanischem Kolonialreich, das aufgeteilt ist in die Vizekönigreiche Peru (heute Peru und Chile), Neu-Granada (Kolumbien und Ecuador) und Rio de la Plata (Argentinien, Bolivien, Uruguay und Paraguay) sowie das Generalgouvernement Venezuela (siehe Karte Seite 175). Über ihren Status entscheidet die Hautfarbe: Weiße, die rund 20 Prozent der Bevölkerung ausmachen, dominieren Politik und Wirtschaft, Mostizen (Kinder spanisch-indianischer Eltern) arbeiten als Handwerker und Kleinhandlär, Indios und schwarze Sklaven auf Plantagen und in Bergwerken.

Doch es sind nicht die Indios oder die Schwarzen, die sich gegen die Fremdherrschaft auflehnen, sondern Kreolen: Weiße spanischer Abstammung, die in Südamerika geboren wurden. Auch sie gelangen nicht an die Schaltstellen der Macht, die Madrid stets mit Männern aus dem Mutterland besetzt. Die oft wohlhabenden Kreolen stört zudem, dass zur spanier Oberhoheit handeln dürfen.

Am 25. Mai 1810 stürzen sie in Buenos Aires den von der Krone eingesetzten Herrscher über das Vizekönigreich Rio de la Plata. Zwar verfügt der über eigene Truppen. Aber die seit dem Sieg über die Briten selbstbewussten kreolischen Milizen sind ihnen überlegen. Einzig die winzige Elite der aus Europa gesandten Spanier steht noch zu Madrid: Die Royalisten hängen um ihre Privilegien in Politik und Handel.

Doch aus dem Mutterland kommt keine Hilfe – Spanien ist seit 1808 zum großen Teil von Truppen Napoleons besetzt und wird von dem französischen Kaiser zur Beteiligung an dessen europäischen Kriegen gezwungen.

Das Machtvakuum nutzen auch in anderen Teilen des spanischen Kolonialreichs kreolische Milizen, um ihre jeweiligen Regionen für unabhängig zu erklären, so in heutigen Ecuador (1809), in Bolivien (1809) und Chile (1810).

Doch viele der Freiheitskämpfer sind untereinander zerstritten: So streben die „Unitarier“ aus Buenos Aires ein Großreich unter Führung der Hauptstadt an, das alle Regionen des ehemaligen spanischen Vizekönigreichs Rio de la Plata umfassen soll. In der benachbarten Provinz Paraguay stößt dieser Plan auf Widerstand: Denn seit Buenos Aires anstelle Madrids das Zollwesen am Rio de la Plata kontrolliert, wird Paraguay im Handelsgeschäft benachteiligt. Daher hält man die spanischen Kolonialherren für das geringere Übel, würde sich auch mit Reformen des bestehenden Systems begnügen.

1811 schickt Buenos Aires Truppen nach Paraguay, um den Anschluss zu erzwingen. Doch die dortigen Kreolen wehren den Angriff ab. Am 12. Oktober 1813 erklären sie Paraguay zur ersten Republik Südamerikas: unabhängig von Madrid – und von Buenos Aires.

Als jedoch 1814 in Europa Napoleons Truppen aus Spanien vertrieben werden, erhebt das Mutterland Tausende Soldaten nach Südamerika. In den meisten Territorien können die Spanierburen die Kolonialherrschaft wieder festigen.

Aber Madrid unterschätzt die immer noch vorhandene Kraft der Unabhängigkeitsbewegung. Da die Kolonialherren sich nach wie vor weigern, die Kreolen stärker an Politik und Verwaltung zu beteiligen und die Handelszranken zu lockern, nimmt die Wut auf die Spanier weiter zu. Schon bald kommt es zu neuen Aufständen und Bürgerkriegen. Beide Seiten rekrutieren Indios und Schwarze für ihre Streitkräfte.

1816 erklären die Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata (das spätere Argentinien; siehe Karte Seite 165) ihre Unabhängigkeit. In Venezuela beginnt im gleichen Jahr der Siegeszug Simón Bolívars. Chile erlangt unter dem Freiheitskämpfer José de San Martín im April 1818 die staatliche Souveränität.

Und diesmal können die Kreolen die spanische Fremdherrschaft tatsächlich abschütteln. Diejenigen aber, die wie Bolívar von einem südamerikanischen Großreich träumen, müssen bald zurücktreten: Zu unterschiedlich sind die lokalen Interessen in den einzelnen Regionen, zu gewaltig ist das Territorium, als dass man es effizient verwalten könnte.

So entstehen bis 1830 im ehemals spanischen Machtbereich neun selbstständige Staaten: Peru, Bolivien, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Paraguay, Chile, Argentinien und Uruguay. Und auch Brasilien, das größte Land des Kontinents, sagt sich 1822 von seiner Kolonialmacht Portugal los (siehe Seite 84). Britisch-Guayana im Nordosten erlangt erst 1966 die Autonomie, das benachbarte niederländische Surinam wird 1975 selbstständig. Und Französisch-Guayana steht bis heute unter Pariser Verwaltung – die letzte noch nicht unabhängige Region Südamerikas.

Till Hols

huffet habe. Mehr nicht. Es scheint, als mache sich der Präsident keine großen Sorgen.

Bald darauf jedenfalls begibt er sich zu Bett, ohne die Wache zu verstärken. Er ahnt nicht, dass sich in diesen Stunden im Haus des Dichters Vargas Tejada die Verschwörer versammeln.

Palast San Carlos, Mitternacht. Die Aufständischen können den Mord nicht halten. Kaum haben sie in einem Blitzeinsatz die Wachen vor dem Tor ermordet, bringen sie auf den Fluren des Gebäudes Hochrufe auf die Verfassung aus.

Dieser Lärm weckt Manuela Sáenz. Ihr Fieber ist gestiegen, doch ihr Geist ist glasklar: Sie erinnert sich an die Putschgerüchte, die seit Tagen durch Bogotá wehen. Erinnert sich an Bolívars leichtblütig gemachte Bemerkung von vor einigen Stunden: der verhaftete Hauptmann. Ein Wimpernschlag bloß – und sie ahnt, dass die Nacht der Verschwörung heraufgezogen ist.

Sie weckt ihren Geliebten. Der Diktator, ganz Soldat, hat mit Säbel und Pistole im Zimmer geschlafen. Er greift zu den Waffen. Manuela gibt kühlen Herzen zu bedenken, ob er sich denn wirklich im Nachhinein den Angreifern entgegenstellen wollte? Man wisse ja nicht einmal, wer sie sind und wie viele.

Bolívar gehört seiner Geliebten in diesen ersten Sekunden: Er wirft sich in Kleidung. Manuela öffnet das Fenster. Hat der Präsident nicht vor wenigen Tagen gesagt, wie leicht man von dort aus ins Freie springen könne? Er will am Fenster, sie zerrt ihn zurück, späht zu – nicht selbst hinaus. Niemand zu sehen.

Bolívar streift sich noch ihre Überschuhe über die Füße, dann klettert er aus dem Schlafzimmersfenster auf die nachdrückte Straße, während die Mörder schon gegen die Tür hämmern. Zu den Kammern, ruft sie ihn noch nach.

Die Tür springt auf. Manuela will die Eindringlinge aufhalten und Sirénen einen Vorsprung verschaffen, sodass der sich verstecken kann, bis er die Lage überblickt und zum Gegenangriff ansetzt.

„Bolívar ist im Benutzungsfall!“, ruft sie deshalb den Verschwörern zu, als die



Manuela Sáenz, die Geliebte Bolívars, verhindert 1828 die Ermordung des Revolutionsführers

ins Schlafzimmer stürmen. Die sehen das offene Fenster. Der Diktator ist geflohen! „Ich selbst habe das Fenster aufgemacht, um zu sehen, was es gibt!“, ruft Manuela.

Verwirrung. Einer der Verschwörer entschießt einen heranströmenden Adjutanten, den der Lärm alarmiert hat. Doch Bolívar ist nirgends zu sehen. Was tun? Die Bewaffneten durchwühlen den Palast, so wütend und orientierungslos wie ein aufgeschreckter Wespenschwarm.

Inzwischen läuft Bolívar allein durch die Stadt. Plötzlich ein Schamen. Es ist einer seiner Diener, wohl aufgeschreckt von Schüssen und Schreien. Erleichterung. Die beiden erreichen den Fluss San Agustín, der durch die Stadt fließt. Eine Brücke. Der Befreier Süd-

amerikas steigt, gefolgt vom Diener, ins herbefaltene Wasser, um sich unter dem Schutten des Bauwerks zu verbergen.

Nun stürmen die Mörder aus dem Palast, wachen auf den Straßen Bogotá. Kurz darauf eilen zwei Generale, die dem Präsidenten ergeben sind, in die Residenz. Wo ist Bolívar? Manuela Sáenz kann die Frage nicht beantworten. Die Situation ist so absurd, dass sie ein hysterisches Lachen nur mühsam unterdrücken kann. Vielleicht ist es das Fieber.

Weitere Verschwörer eilen in die Artilleriekaserne und töten einen Offizier, doch es gelingt ihnen nicht, auch nur einen Soldaten zur Meuterei aufzuwiegeln. Sie müssen schlingförmig fliehen. Die einzige Folge ihrer Aktion ist, dass nun auch die Truppen in den Kasernen alarmiert sind. Die Einheiten bewaffnen sich und ziehen mit Fackeln durch die Stadt.

Doch wo ist Bolívar?

Gegen 3.00 Uhr, unter der Brücke am San Agustín. Der Präsident, darcbnüst, schlammbedeckt und durchgeföhrt, hört Stimmen und Stiefelschritte. Was soll das bedeuten? Wer marschiert wohin? Schließlich schickt er seinen Diener aus der Deckung. Und der hört von einem Trupp Soldaten den Ruf „Viva el Libertador!“ Das Heer ist treu geblieben!

Bolívar steigt endlich aus seinem Versteck, eilt in Damenüberschürzen zurück in den Palast, ruft Helfer zusammen, greift nach frischer Kleidung. In seiner Engeung bemerkt er nicht einmal, dass Manuela Sáenz inzwischen gefährlich hohes Fieber hat.

Kommandostil! Ordert! Bald gehen Meldungen über erste Verhaftungen ein. Nach und nach werden die meisten der Verschwörer festgesetzt. Und Santander, ausgerechnet Santander, lässt seine Glückwünsche zur Niederschlagung des Putsches in den Palast überbringen.

Bolívar macht kurzen Prozess: Oben Guerra und die meisten Rebellen werden vor Sondergerichte gestellt und die ersten bereits wenige Tage nach dem Putsch exekutiert. Der Dichter Luis Vargas Tejada flieht nach Venezuela. (Wo er, nur gut ein Jahr darauf, in einem Fluss ertrinken wird.) Der Präsident verdächtigt auch Santander, an der Verschwö-



In Venezuela betreibt der lokale Kriegsherr José Antonio Páez die Abspaltung von Bolívars Reich



Die letzten Stunden des Simón Bolívar: Der 47-jährige Revolutionsführer stirbt 1830 im Haus eines Gönners bei Cartagena, ausgezehrt von Tuberkulose und verbittert über den Zerfall seines Lebenswerkes, der Republik Großkolumbien.

nung beteiligt zu sein. Er wird noch am Morgen nach dem Anschlag ergriffen und ebenfalls zum Tod verurteilt.

Da jedoch scheitern die Minister ein: Wenn man Santander erschüsse, immerhin des Kopf der Liberalen, der stürzten Partei, könnte es zu Unruhen kommen. Ob es nicht klüger sei, den Mann ins Exil zu schicken?

Der Präsident ist empört. Aber er beugt sich dem besseren Gedanken. Santander wird ins Ausland gejagt.

Bolívar, so scheint es, hat einmal mehr triumphiert. Das Heer ist loyal

geblieben, der Putsch gescheitert, seine wichtigsten Gegner sind tot oder fort. Er könnte nun unangefochten regieren.

Doch in Wahrheit ist er in jener Nacht zerbrochen. Er hat ja gerade diejenigen zerschmettert, für die er besonders gekämpft hat: die Jungen, die Gebildeten, die Einzigen, die so wie er moderne Gedanken nach Südamerika tragen können. Und die Offiziere der Armee, die Bolívar nicht bloß angeführt, sondern von Anfang an mitgeformt hat. Wenn nicht einmal die Jungen und alle Offiziere ihn folgen wollen, wer dann?

Der Kämpfer will nicht länger kämpfen: „Denn ich bin kein Heiliger

und will das Martyrium nicht erliden“, schreibt er in einem Brief.

Der Zerfall des Staates Großkolumbien, von Bolívars Vision, vollzieht sich denn auch in nicht einmal einem Drittel jener Zeit, die es einst gekostet hatte, ihn im Befreiungskrieg zu erschaffen.

Schon 1829, nach heftigen Gefechten, muss Bolívar Peru und Bolivien endgültig verlassen gehen. Beide Staaten brechen die Verbindung zu Großkolumbien ab. Auch in anderen Provinzen meutern nun caudillos. Zwar können ergebene Generäle die Aufstände noch einmal

niederzwingen, doch Bolívar selbst vermag nicht mehr einzuschreiten. Im August 1829 liegt er erschöpft auf dem Krankenlager. Wahrscheinlich holt ihn der Flach seiner Eltern ein: Die Tuberkulose zerfrisst seinen Leib.

Je hilfloser er wird, desto schwächer wird sein Griff auf den Staat. Venezuela bricht als erster Stein aus dem Bauwerk Großkolumbien. Am 1. Dezember 1829 erklärt José Antonio Páez, dass er das Land in die Unabhängigkeit führen werde: „Die Trennung ist unumkehrbar.“

Wie kann Bolívar reagieren? Ein erheblicher Teil seiner Soldaten stammt ja aus Venezuela, die kann er nicht gegen die eigenen Landsleute führen, und persönlich schon gar nicht mehr, dafür fehlt ihm die Kraft. „Ich habe niemals so gelitten wie jetzt und sehe mich nach dem verzweifeltsten Augenblick, wenn dieses schändliche Leben endet“, schreibt er resigniert – und sieht tatsächlich so.

Er ist ein Fremder in Bogotá geblieben. Seine Armee löst sich langsam auf, die Truppenverbände verteilen sich auf die neuen Staaten. Und die Tuberkulose wütet in seinem Körper.

Seine Minister haben längst diskret bei britischen und französischen Diplomaten angefragt: Ob es nicht irgendwas in Europa einen Prinzen gäbe, den man nach Südamerika entsenden und dort zum neuen Monarchen krönen könnte?

Ein König von Großkolumbien als Nachfolger des toten Bolívar? Ein Monarch als Erbe von El Libertador? Als ihm die Minister Ende 1829 ihren Plan offiziell mitteilen, lehnt Bolívar ihn ab: Das Volk würde einen Gelehrten davonjagen. Das Vorhaben wird abgelehnt.

Die düpierten Minister treten zurück – und Bolívar hat endgültig niemanden mehr, auf den er sich stützen kann. Daher beruft er einen Kongress ein, wieder einmal. Er soll über die Verfassung, über die Regierung entscheiden. Nur wird es diesmal eine Regierung, eine Verfassung ohne Bolívar sein.

Am 20. Januar 1830 tritt ein ausgewählter Mann vor die Abgeordneten, den selbst wenige Schritte inzwischen sticht Mühe bereiten. „Tan Sie mit der Präsidentschaft, was Sie wollen“, keucht er vor den Versammelten. „Von diesem Tag an bin ich nur noch ein be-

waffneter Bürger, bereit, das Land zu verteidigen und der Regierung zu gehorchen. Meine öffentlichen Verpflichtungen sind für immer erloschen. Ich übergebe Ihnen in aller Form die oberste Autorität, die mir einst durch die Stimmen der Nation übertragen worden ist.“

Der vormals mächtigste Mann des Kontinents tritt von allen Ansehens zurück. Doch falls Bolívar gehofft hat, mit seinem letzten politischen Akt zwar auf die Gewalt zu verzichten, doch dafür innenhin seine Würde zu behalten, so wird er sich selbst darin täuschen.

Mit Bolívars Rücktritt ist sein Gebilde Großkolumbien verloren: Venezuela wird am 6. Mai 1830 unabhängig; ein Kongress dort bestätigt Páez als Präsident und Oberbefehlshaber der Armee.

Eine Woche darauf erklärt sich die Provinz um Quito als neuer Staat Ecuador für unabhängig. Damit ist Großkolumbien nun kleiner als das ehemalige spanische Vizekönigreich Neu-Granada (und wird später zu Kolumbien).

Was bleibt? Bolívar ist noch wach genug, um zu spüren, dass ihn auch in Bogotá niemand mehr will. Jede neue Regierung, ganz gleich, wer sie am Ende anführen wird, müsste doch stets fürchten, dass sich der legendäre El Libertador irgendwann wieder in die Politik einmischt.

Welcher Politiker würde einen Bolívar je dalden, selbst einen kranken Bolívar, der zurückgezogen lebt?

Also macht sich Simón am 8. Mai 1830 auf den langen Weg zur karibischen Küste. Das Eil, wieder einmal. Er will ins Ausland segeln. Wohin? Man wird sehen. Mit welchem Geld? Man wird sehen. Mit wem?

Nicht mit Manuela Sáenz, die lässt er in der Hauptstadt mit einem Abschiedsbrief zurück. (Sie wird ihn um 26 Jahre überleben, wird seine Briefe bewahren, einem Biografen ihr gemeinsames Leben schildern und damit helfen, Bolívars Ruhm zu mehren.)

Der Mann, der im Frühjahr 1830 den Anden für immer den Rücken kehrt, ist politisch am Ende, militärisch machtlos, finanziell angeschlagen. Er ist von den meisten Vertrauten und Freunden verlassen und von Tod gezeichnet.

Venezuelas Präsident Páez fürchtet die Reputation selbst des sterbenden Bolívar noch so sehr, dass er, um erst gar nicht Ursachen zu provozieren, die Grenzen des Landes für den Befreier sperrt.

Also Cartagena, der Hafen von Kolumbien, die alte Basis. Karibische Hitze. Feuchtigkeit. Bolívar schlüpft sich bis in das Haus eines wohlhabenden Gönners unweit der Stadt – ausgerechnet eines Spaniers, der in Südamerika geblieben ist.

Er dimmert dahin. Kein passendes Schiff, kein Eil, bloß noch Warten auf das Ende. Bolívar, mit 47 Jahren ein „lebendes Skelett“, wie er selbst notiert, verliert seinen letzten Kampf schließlich am 17. Dezember 1830, zur Mittagszeit.

Der Tod, innenhin, ereilt ihn in Südamerika, nicht in der Fremde.

Nach dem Leben kommt der Mythos: Auf Simón Bolívar werden sich in den folgenden zwei Jahrhunderten Südamerikas Putschisten wie Papalinen berufen, er wird rechte Militärs ebenso legitimieren wie linke Revolutionäre. Und warum auch nicht?

Denn Bolívar hat seinen Kontinent nicht bloß befreit, sondern auch geprägt: Seine Macht, so populär er zeitweise auch sein mochte, ruhte letztlich auf der Armee. Und sein Ideal war die starke Zentralregierung, der sich alle zu unterwerfen haben.

Die Armee als Korsett des Staates, der Präsident, der zugleich Oberbefehlshaber ist – oder genauer: der Oberbefehlshaber, der auch noch Präsident ist –, das ist in den folgenden knapp zwei Jahrhunderten oft Südamerikas Regierungsform.

Bolívars staunenswerte Kriegstaten, sein Geschick, sein Charisma, waren Vorbild und Ansporn zahlloser Tyrannen wie reicher Despoten.

Ausgerechnet der Befreier ist so, in einer bitteren Ironie der bitteren südamerikanischen Geschichte, zum Prototyp all ihrer Diktatoren geworden. ●

Cay Rademacher, Jg. 1965, gehört von Beginn an zur GEOGRAPHIE-Redaktion.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: John Lynch, *Simón Bolívar – A Life*, mächtige, vor allem die Politik Bolívars beschreibende Biografie. Gerhard Masau, *Simón Bolívar*, noch immer lesenswerter, lebensvoller Klassiker aus dem Jahr 1949, nur noch antiquarisch erhältlich.

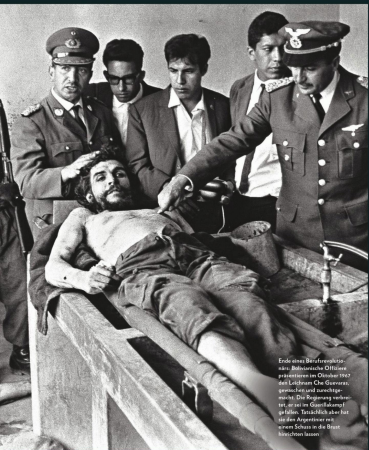


DER MANN, DEN SIE CHE NANNTEN

Im Herbst 1966 reist Ernesto
»Che« Guevara, der ehemalige Industrie-
minister Kubas und ein weltberühmter
Revolutionär, nach Bolivien. Er beginnt
einen Guerillakrieg, an dessen Ende
aber nicht die erhoffte Weltrevolution
steht. Sondern sein Tod

— Von GESA GOTTSCHALK





Ende eines Berufsrevolutionärs: Bolivarianische Offiziere präsentieren im Oktober 1967 den Leichnam Che Guevaras, gewaschen und zurechtgerichtet. Die Regierung verweigert, er sei im Guerillakampf gefallen. Tatsächlich aber hat sie den Argentinier mit einem Schuss in die Brust hingerichtet lassen.

D

Der Tote hat große Ähnlichkeit mit Jesus Christus, darin sind sich die Nonnen des Konventhauses und die Frauen des Ortes einig. In dem Gewimmel aus Reportern, Fotografen, Soldaten und Schaulustigen bewegt sich immer wieder jemand zu dem Aufgebahrten hinunter und schneidet sich eine Strähne des gewellten dunklen Haares ab, als Talisman.

Die erloschenen Augen des Toten stehen offen. Sie wirken seltsam lebendig, die Gesichtszüge sanft und entspannt. Der Bart gestutzt, das Kinn hochgebunden. In den Hals hat ein Arzt einen Schnitzmesser gesteckt und Formaldehyd in die Schlagader gespritzt, damit der Leichnam nicht so schnell verwest. Jemand hat ihn gewaschen und gekämmt.

Der Mann sieht im Tod besser aus als in den letzten Wochen seines Lebens. Besser auch als seine Mitstreiter, die verkrampft auf dem Boden liegen, bevor man sie verscharrte. Oder die entstellt und aufgedunsen erst nach Tagen aus einem Fluss gezogen wurden.

Kugeln haben Arme und Beine des Mannes getroffen, der letzte, tödliche Schuss hat sich ihm in die Brust gebohrt. Sein Henker hat darauf geachtet, das Gesicht nicht zu treffen.

Denn jene Männer, die den Toten am Nachmittag des 9. Oktober 1967 der Öffentlichkeit präsentieren, im Waschhaus hinter dem Hospital Nuestro Señor de Malta in Vallegrande im Hochland Boliviens, werden verbreiten, der Mann sei im Kampf gestorben.

Und sie wollen keinen Zweifel zulassen an seiner Identität.

Der Tote, der aufgebahrt über Waschbecken liegt, hat viele Namen getragen in seinem 39 Jahre währenden Leben: geboren als Ernesto, Ende 1966 in La Paz angekommen als Adolfo Mera González, von seinen Kameraden im bolivianischen Dschungel Fernando genannt oder Ramón.

Die Welt aber, die bald die Fotos sehen wird von der christusgleichen Leiche, kennt ihn unter dem Kampfnamen, den er sich vor einem Jahrzehnt in der Kubanischen Revolution erworben hat: Comandante Che Guevara.

Am nächsten Abend wird man ihm zwei Totenmasken und die Fingerabdrücke abnehmen, man wird ihm die Hände abschneiden und in Formaldehyd einlegen. Dann wird man ihn mehrere Meter tief neben der Landbahn von Villagrande vergraben, die Stätte mit Baldfazern einheben und das Gerücht verbreiten, die Leiche sei verbrannt worden.

So endet das letzte Abenteuer eines Mannes, der geglaubt hatte, in Südamerika einen Guerillakrieg entfachen zu können. Ein zweites Vietnam für die USA wollte er auflösen und schließlich einen dritten Weltkrieg zwischen den Systemen, an dessen Ende siegreich der Kommunismus stehen würde.

Er hat immer die Gefahr gesucht und das Unmögliche: dieser Ernesto Guevara de la Serna aus Argentinien.

Der asthmatische Junge, der sich mit den Nachbarkindern prägelt, bis sie ihn nach Hause tragen mussten. Der Schüler, der sich von Brücken baumeln ließ, über Schluchten balancierte.

Der Medizinstudent, der per Anhalter quer durchs Land fuhr und später auf dem Motorrad zu einer Reise quer durch den Kontinent aufbrach. Der, noch immer vom Asthma geplagt, die berühmte Inka-Bergfeste Machu Picchu besichtigte, Ruinen besuchte und Lepra-Krankenhäuser.

Der Sohn einer verarmten Familie aus der Oberschicht, dem alle Möglichkeiten offenstanden, der sich in der Schule kaum für Politik interessierte und

Der argentinische Arzt Ernesto Guevara de la Serna schließt sich 1955 kubanischen Guerilleros an und wird nach deren Sieg Minister in der neuen Regierung



sich dann auf seinen Reisen immer weiter dem Marxismus verschrieb.

Der schließlich begann, Stalin zu verehren, und dem nur eine Lösung möglich schien für die schreiende Ungerechtigkeit, die ihm überall auf dem Kontinent begegnete: die Weltrevolution.

„El Che Argentino“ nennen ihn die kubanischen Exilanten, die er 1954 in Guatemala trifft. Nach seiner typisch argentinischen Angewohnheit, ständig



Kubas Revolutionsführer Fidel Castro verleiht seinem Vertrauten den Majorrang. Als »Comandante Che Guevara« wird der Mann mit dem Barrett berührt



Guevara redet vor kubanischen Genossen: Doch den hohen Funktionär und völkischen Vater zieht es schon bald wieder in den Guerrillakampf

Bild: AP

das indianische Fildweon *de* in seine Sätze zu streuen. „Ja, da“.

Seine zweite große Reise durch den Kontinent hat Guevara nach Guatemala getrieben, wo er, schreibt er nach Hause, „die Luft der Freiheit“ atmet. Seit einigen Jahren regiert dort der linke Oberst Jacobo Arbenz Guzmán, der ein Gesetz zur Bodenreform unterzeichnet hat, das den Landbesitz der United Fruit Company zum Großteil verstaatlichen soll. Doch das mächtige US-Unternehmen, das fast überall in Lateinamerika

als Großgrundbesitzer und manchmal wie ein Sklavenhalter auftritt, hat beste Beziehungen zum Chef des Auslandsgeheimdienstes CIA und zu dessen Bruder, dem Außenminister.

Ein Dreivierteljahr vor Guevaras Ankunft hat die United Fruit Company bereits mithilfe des US-Geheimdienstes einen Aufstand organisiert. Die CIA hat alles, um die Regierung Arbenz zu destabilisieren; auch Guatemalas Nachbarn fürchten, dessen Beispiel könnte auf ihre Länder übergehen. Gleichzeitig strömen

Hunderttausende Exilanten und junge Linke nach Guatemala.

Auch Guevara kann sich nicht losreißen von der Stimmung in den Straßen, von dem Gefühl, etwas Großes, etwas weltgeschichtlich Bedeutsames zu erleben. Und dann sind da noch seine neuen Bekannten: Kubaner, die in Guatemala im Exil leben. Sie sind Mitstreiter des Rechtsanwalt Fidel Castro, der auf Kuba in Haft sitzt, zu 15 Jahren verurteilt, weil er versucht hat, den dortigen Diktator Fulgencio Batista zu stürzen.

Ernesto „Che“ Guevara ist beeindruckt von den Männern, die in einem Aufruf ihr Leben gewagt haben.

Im Juni 1954 greift eine von der CIA unterstützte Armee Guatemala an. Guevara hat keine Angst vor den Bomben, die auf Guatemala-Stadt niedergehen, im Gegenteil, er findet sie „erhebend“. Der 26-Jährige paradiert als Mitglied der kommunistischen Jugendbrigaden nachts in den Straßen, um die Verurteilung zu überwachen, und versucht wiederholt, zum Präsidenten durchzudringen. Er will Arbenz überzeugen, die Guatemalteken zu bewaffnen für einen Guerillakrieg in den Bergen.

Doch Arbenz wird gestürzt, und Guevara geht nach Mexiko, wo er bald seine kubanischen Freunde wiedertrifft.

Ein Jahr nach dem Putsch in Guatemala erlöst der kubanische Diktator aufgrund öffentlicher Drucks Fidel Castro und seine Mitstreiter aus der Haft.

Kaum in Freiheit, setzt der Begnadigte den Aufbau seiner Organisation fort und gründet in Havanna eine Geheimgesellschaft. Ihr Zweck: der Sturz Batistas. Dann folgt er seinem Bruder Raúl nach Mexiko, um dort eine Guerillatruppe für eine Invasion auszubilden. Schon wenige Stunden nach einem ersten gemeinsamen Abendessen fordert er Guevara auf, sich ihnen anzuschließen.

„El Che“ soll die Gruppe als Arzt begleiten. Der Abenteuerer, der gefährliche Marsoist sagt zu.

Bald schon bewährt er sich als guter Schütze, beweist in den Worten seines Ausbilders „hervorragende Disziplin, hervorragende Führungseigenschaften, hervorragende körperliche Ausdauer“.

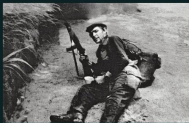
Ernesto Guevara de la Serna hat seine Bestimmung gefunden: den Guerillakrieg.

Die Ereignisse der folgenden Jahre werden ihn berühren machen. Sie werden sein Bild einer erfolgreichen Revolution prägen. Und sie werden ihn elf Jahre später in einen gewaltsamen Tod in Bolivien führen.

Mit der Yacht „Granma“ landen Che und 81 weitere Männer im Dezember 1956 an der kubanischen Küste. Vieles geht am Anfang schief, keine zwei



Nicht einmal seine eigenen Kinder erkennen, wer jener „Orkels“ ist, dem sie im Herbst 1966 Küsse an ihrem Vater mitgeben. Che Guevara hat sich die Haare einzeln ausreißen lassen, um reit Halbglatte, Brille und falschem Pass als Adolfo Mesa González nach Bolivien reisen zu können – in den Krieg.



In ihrem besiedelten Hochland versucht Guevara ab November 1966, mit ein paar Dutzend Kämpfern die Bauern zur Revolution anzustacheln

Dutzend Kämpfer überleben die ersten Tage. Doch endlich gelingt es den Guerilleros, sich zu sammeln. Bauern beherbergen und verpflegen sie, viele schließen sich ihnen an. Auch aus den Städten kommen neue Rekruten in die Berge.

Che Guevara, der sich bereits in den ersten Tagen als informeller Anführer seiner kleinen versprengten Gruppe behauptet hat, ist den neuen Kämpfern gegenüber unnachgiebig. Immer wieder fordert er die Todesstrafe für Disziplin-

losigkeit und Desertion. Als sich niemand findet, um einen Verräter zu exekutieren, schießt Guevara den Mann kurzerhand in die Schläfe. Doch er bringt auch Verwundete in Sicherheit und baut eine zweite Kolonne auf.

Castro ernannt ihn zum *comandante*, zum Major. Che trägt fortan den höchsten Rang der Rebellenarmee. Einen Rang, den zunächst neben ihm nur Castro selbst innehat.

Im Januar 1959 flieht Batista in die USA. Gegen alle Wahrscheinlichkeit und eine überlegene Armee haben die Guerilleros geiegt. Guevara wird Kommandant einer Militärfestung, Präsident der Nationalbank und schließlich Industrie- minister in der neuen sozialistischen Regierung. Sein Banntr mit dem Majors- stern setzt er selten ab. Seine grüne Uniform wird er selbst vor der UN-Vollversammlung tragen.

Einige Jahre lang widmet sich Che dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft. Er heiratet,zeugt vier Kinder. Er bleibt Castros enger Vertrauter, reist auf diplomatischer Mission durch die Welt.

Er ist es, der 1962 mit dem Krenel einen Vertrag zur Stationierung von Atomraketen auf Kuba aushandelt. Als es daraufhin zu einer diplomatischen Krise mit den USA kommt und Nikita Chruschtschow sich schließlich mit US-Präsident John F. Kennedy einigt und so einen dritten Weltkrieg verhindert, wütet Che gegen die Moskauer Genossen: Wenn die Kubaner die Kontrolle gehabt hätten, dann wären die Raketen gestrandet worden.

Spätestens seit Guatemala verspürt Guevara einen kalten Hass auf die jamaika. Doch er widerspricht auch der sowjetischen Lehre. Nicht die Partei sei die Spitze des Proletariats, sondern die Guerilla. Nicht die Kader in den Städten leiten die Revolution, sondern die Kämpfer in den Bergen. Und auch in einer rückständigen Gesellschaft lasse sich ein erfolgreicher Umsturz erreichen, mit wenigen Dutzend entschlossener Guerilleros im Hinterland.

Das ist die Lehre, die Guevara aus der Kubanischen Revolution gezogen hat und in seinem Buch „Der Partisanenkrieg“ verbreitet. Die er jenen lateinamerikanischen Studenten mitgibt, die er auf

»LASST UNS ZWEI, DREI, VIELE VIETNAM SCHAFFEN!«

Kuba zu Guerilleros ausbildet, damit sie die Revolution auf den Kontinent bringen: „Im unterentwickelten Lateinamerika muss der bewaffnete Kampf vor allem auf dem Land ausgetragen werden.“

Im Laufe der 1960er Jahre schickt Guevara mehrere Guerillagruppen auf das Festland, unter anderem in sein Geburtsland Argentinien. Alle enden schnell im Desaster. Weil es, glaubt der Kommandante, an einer charismatischen, unbestechlichen militärischen Führungsperson fehlt. An jemandem wie ihm.

1965 verlässt er seine Familie (so wie er bereits seine erste Frau und seine

erste Tochter für die „Granma“ verlassen hat). Sein erster Kampfeinsatz seit sechs Jahren führt ihn in den Kongo. Doch der Versuch, die Kubanische Revolution nach Afrika zu exportieren, scheitert.

Guevara entscheidet sich gemeinsam mit Castros Geheimdienst für einen neuen Ort, um seine Lehre vom Guerillakrieg zu beweisen: Bolivien.

Mehrere Gründe scheinen dafür zu sprechen, dass dieses Land die Keimzelle einer Revolution sein könnte, die den ganzen Kontinent erfassen soll.

Zwar erfährt Bolivien seit den 1950er Jahren einen wirtschaftlichen Aufschwung, die Bauern aber leben wie fast überall in Lateinamerika weiter in Armut, nur Haiti ist noch rückständiger. Zudem grenzt das Land, fast in der Mitte Südamerikas gelegen, an fünf Staaten: Peru, Brasilien, Paraguay, Argentinien und Chile. Die Minenarbeiter sind politisch organisiert, eine linke Regierung hat bereits einmal nach einem Volksaufstand die Macht in La Paz übernommen. General Barrientos hat 1964 gescheitert und ist 1966 in Wahlen bestätigt worden. Die bolivianische Armee ist schwach,

ODYSSEE IN BOLIVIEN



Das Basillager von Che Guevara liegt im Südosten Boliviens, nur 100 Kilometer entfernt von einem Stützpunkt der Armee in Vallegrande. Bald in zwei Gruppen gespalten, irren die Kämpfer monatelang durch eine Region, die selbst den Bolivianern unter ihnen fremd ist und in der kaum Menschen leben

gleichzeitig wird sie von den USA unterstützt. Hat nicht auch der Vietnamkrieg mit einigen amerikanischen Militärbereitschaften begonnen?

Das ist Che Guevaras Plan: Er will nicht bloß in einem sich ausbreitenden Guerillakrieg sozialistische Regierungen überall in Südamerika installieren – sondern die *yaxpa* in diesen Krieg hineinziehen, sie zwingen, einen zweiten kostspieligen Konflikt zu beginnen, „zwei, drei, viele Vietnam“ schaffen. Moskau müsste die Genossen dann schon bald unterstützen, es würde zu einem Weltkrieg kommen, der den Imperialismus schließlich in dessen Beutestärke besiegt.

Dies wäre selbst unter günstigsten Bedingungen ein sehr ambitionierter Plan. Doch die Bedingungen in Bolivien sind nicht günstig.

Am 3. November 1966 kommt der uruguayische Wirtschaftsfachmann Adolfo Mena González in La Paz an. Weißes Haar umrahmt seine Halbkugel, die Augen liegen hinter einer Hornbrille, er ist glatt rasiert und trägt einen unkellosen Anzug. Comandante Che Guevara hat Bolivien betreten. Ihm bleiben noch elf Monate zu leben.

Bolivians kommunistische Partei ist keineswegs begeistert von dem kubanischen Plan. Im Gegenteil, ihr Generalsekretär Monje hat in den Monaten zuvor alles getan, um ihn zu verhindern, ist nach Havanna geflohen, nach Moskau.

Dennoch hat er, wie befohlen, im Südosten Bolivien ein Grundstück gekauft: 15 Quadratkilometer Wildnis als Basislager für die Guerilleros. Doch es ist ohne besondere Überlegungen ausgewählt – was sich schon bald rächen wird.

Denn dort ist das Land dünn besiedelt: ungünstig für eine Truppe, die darauf angewiesen ist, dass Einheimische sie mit Essen, Informationen und Rekruten versorgen. Die wenigen Bauern sind unpolitisch oder Anhänger der Regierung. Von den aufstrebenden Minenarbeitern trennen Guevaras Leute Hunderte Kilometer sowie die Gipfel der Anden.

Schon bald nach seiner Ankunft überweist sich Che mit dem KP-Generalsekretär wegen der Frage, wer das Unternehmen militärisch leiten soll. Der Comandante unterstützt den Nationalismus der Genossen: eine bolivianische

Guerilla unter kubanischer Führung? Inakzeptabel. Monje entzieht Guevara die Hilfe seiner Partei.

Jetzt muss Che versuchen, den kubanischen Erfolg unter schlechteren Bedingungen als 1956 zu wiederholen: ohne eine Untergrundorganisation, die ihn unterstützt; und ohne ein Umfeld, das ihm Männer und Material liefern kann.

Er muss sich in Geduld üben. Es wird Monate dauern, Jahre vielleicht, um die Kerngruppe aus einem guten Dutzend kampferfahrenen Kubanern sowie rund 30 Bolivianern und einigen Peruanern und Argentinern zu einer schlag-

kräftigen Armee auszubauen. Er muss neue Rekruten anwerben. Und auf Hilfe aus Kuba warten.

Bereits im Januar 1967 entdeckt die bolivianische Armee das Anwesen. Noch gehen die Offiziere davon aus, es handle sich um Schmuggler, um eine Drogenbande. In Höhlen vergraben die Guerilleros ihre Medikamente und Waffen, machen Übergeben und Erkundungstreifzüge im Wald, in dem es ständig von den Bäumen tropft: Es ist Regenzeit. Die ersten beiden Opfer dieses Krieges fallen



Schon nach kurzer Zeit entdeckt die bolivianische Armee das Hauptlager der Guerilleros. fortan müssen sich Che Guevara (4. v. r.) und seine Gruppe durch den Dschungel schlagen, ständig auf der Suche nach Essen und Wasser



Von seinem Asthma, später auch von Durchfall geschwächt, lässt sich der Comandante oft von einem Maultier tragen. Trotz aller Anstrengungen können Guevara und seine Mitstreiter die bolivianische Landbevölkerung nicht zur Revolte ansetzen

nicht im Kampf, sie ertrinken in Gebirgsflüssen.

Im März desertieren zwei Bolivianer und verraten der Armee, um wen es sich bei den Männern in den Bergen handelt. Zwar weiß die Regierung nicht, dass der berühmte Che die Gruppe anführt. Doch sie bittet die USA um Hilfe gegen die Rebellen. Wenig später erschließen die Guerilleros einen Soldaten.

Die Armee riegelt das Gebiet daraufhin ab, mobilisiert ihre Truppen. Waffenslieferungen werden unmöglich. Kuba zieht seinen Verbindungsagenten aus La Paz ab. Fortan sind Guevara und seine Leute auf der Flucht, ist an geduldige Aufbauarbeit nicht mehr zu denken.

Die Guerilleros hungern nun fast ständig, schlachten gelegentlich eines der Pferde oder kaufen bei Bauern ein Schwein. Che kreucht unter Asthmaanfällen, die Medikamente sind in den Höhlen im Busislager zurückgeblieben.

Er will eine zweite Front eröffnen, gibt zwei Besuchern eine verschlüsselte Nachricht an Castro mit: Er soll die Kämpfer schicken, außerdem ein neues Funkgerät. Doch die Boten laufen der Armee in die Arme. Und erzählen ihnen Verhörern mehr, als sie müssen.

So erfährt die Regierung, dass Che Guevara die Guerilla anführt. Täglich ertönt Propaganda im Radio, attackiert Regierungschef Barrientos die Guerilleros als Agenten des „Castro-Kommunismus“. Erfolgreich stellt er die Aktion als ausländische Invasion dar, misstrauisch beggnet die Bewohner der Gegend den bewaffneten Fremden. Die bolivianischen Verhältnisse sind komplexer, als die Kubaner gedacht haben: Die indigenen Bauern warten keineswegs darauf, befreit zu werden, viele von ihnen teilen den Nationalismus der Milizien. Hunderte Soldaten durchkämmen das Gebiet.

In seinem Tagebuch, einem kleinen grünen Kalender, notiert Guevara in winzigen Buchstaben die Verluste und beklagt die fehlende Unterstützung in den Dörfern: „Von einer Mobilisierung der Bauern kann keine Rede sein.“

Er trennt eine Nacht von seiner Truppe ab, schlägt sich mit den anderen zwei Dutzend Männern allein durch den Wald, mit Macheten müssen sie sich den Weg freibacken. Der Sommer vergeht

»REVOLUTIONÄR ZU SEIN IST DIE HÖCHSTE STUFE DES MENSCH- SEINS«

zwischen schneidend kaltem Wind und unerträglicher Hitze. Den Kontakt zur zweiten Gruppe verlieren sie schnell.

Ohne falsche Bescheidenheit hat Che seine Gruppe Ejército de Liberación Nacional getauft, „Nationale Befreiungsarmee“, und verfasst in ihrem Namen Kommuniqués: „Compañero Bergarbeiter – die Guerilleros der ELN erwarten dich mit geöffneten Armen.“

Dabei hat seine Truppe nur noch ein Ziel: das nackte Überleben.

Ständig suchen die Männer nach Wasser und Essen, streiten sich, stehlen einander die Dosen mit Kondensmilch. Che bringt selten die Energie auf, ihre Konflikte zu schlichten oder sie über die Pflichten eines Revolutionärs zu belehren, der höchsten Daseinsform des Menschen. Doch er liest und schreibt bis spät in die Nacht, eine Stirnlampe auf dem Kopf, macht sich Gedanken über sozialistische Wirtschaft. Einmal hält er in einem Dorf vor 15 erstarrten Bauern einen Vortrag über die Ziele der Revolution. Meist jedoch fluchen die Einzelgänger bei seinem Anblick, nur mit Gewalt können die Guerilleros sie zwingen, ihnen Nahrung zu geben. Sie schicken Papageien und Affen, essen Gürteltiere. Gelegentlich gelangen ihnen Hinterhalte, den gefangenen Soldaten nehmen sie Waffen und Kleider ab.

Guevara führt seine Leute im Zickzack durch ein Gebiet von etwa 200 Kilometern Länge und 100 Kilometern Breite. Selten laufen sie mehr als ein paar Stunden, meist vom Morgen bis zum Nachmittag. Sie durchwaten Bäche, er-

klimmen Höhen, schicken Kundschafter aus oder treffen auf Spähtruppe der Armee. Die Schlachten der ELN sind Scharmützel mit wenigen Opfern – für Guevaras Gruppe aber ist jeder Tote oder Verwundete ein schwerer Verlust.

Trotzdem gelangen ihr einige spektakuläre Aktionen. Die Kämpfer dringen in eine Garnison ein, setzen die Soldaten außer Gefecht: um in der Apotheke einzukaufen. Allerdings nehmen sie die falschen Medikamente mit – das von Che dringend benötigte Asthmamittel bringen sie nicht mit zurück ins Lager.

Bereits im April sind US-Arztentrainingskämpfer in Bolivien gelandet, von der Regierung ebenso begrüßt wie von Che, der davon im Radio erfährt und in seinem Tagebuch notiert: „Vielleicht erleben wir das erste Kapitel eines neuen Vietnam.“ Doch die Amerikaner sollen nur Soldaten ausbilden, Washington verbietet ihnen, das Guerillagebiet zu betreten. Und der US-Botschafter widersetzt sich allen bolivianischen Forderungen nach Waffenslieferungen.

Die Eskalation, das zweite Vietnam, bleibt aus.

A

Anfang August 1967 führen Deserteure die bolivianische Armee zu den Höhlen, in denen Waffen, Dokumente und Medizin von Ches Truppe versteckt liegen. Der Hauptstützpunkt der Armee ist etwa 100 Kilometer vom Basiscamp der Guerilleros entfernt. Dort ist mittlerweile eine regelrechte Kriegshysterie ausgebrochen. Der Comandante leidet neben seinem Asthma oft an Durchfall; er verbringt einen ganzen Tag bewusstlos im eigenen Kot, von seinem Männern in einer Hängematte durch das Unterholz getragen, bekommt eine Leberkolik. Sein Tonbandgerät hat er verloren und kann

die verschlüsselten Nachrichten nicht mehr aufnehmen, die ihm Castro über Radio Havana schickt – und sie deshalb auch nicht mehr dekodieren.

Vier Gruppen sind noch an der Operation beteiligt: eine Zelle aus Urrentenitern in La Paz, die seit dem Abzug des kubanischen Agenten den Kontakt nach Havanna und damit auch zu den Guerilleros verloren hat; Ches Gruppe, die in totaler Isolation durch den Wald flüchtet; die Nachhut, die weder mit Che noch mit der Außenwelt in Verbindung steht. Und die kubanische Regierung, die nur noch aus Zeugnissen und Radio erfährt, was in Bolivien vor sich geht.

Ende August gerät die Nachhut in einen Hinterhalt. Die Regierung lässt die Leichen ausstellen und dann verscharren.

Zunächst hält Che die im Radio verbreitete Nachricht vom Tod seiner Mitstreiter für Propaganda. Auf der Flucht und noch immer in der Hoffnung, wieder auf die andere Gruppe zu treffen, verstoßt er gegen fast alle Regeln des Guerillakriegs: Er führt seine Männer oft durch offenes Gelände, ohne zu wissen, was vor und hinter ihm geschieht, ohne Hilfe der Einheimischen – und obwohl die Armee seinen Weg kennt. Und weniggleich er immer gepredigt hat, wie gut erfolgreiche Guerilleros ihr Gebiet kennen müssen, ist seinen Leuten das von tiefen Schluchten durchzogene Terrain fremd geblieben. Selbst die Bolivianer im Team stammen aus anderen Teilen des Landes.

Guevara hat in den Jahren zuvor häufig über das Sterben geredet. Den Guerilleros, die er aus der Ausbildung auf Kuba zurück aufs Festland schickte, erklärte er immer wieder, sie hätten sich fortan als tot zu betrachten. Vielleicht bleibe ihnen noch ein wenig gescherzte Lebenszeit. Wahrscheinlicher aber sei ihr größtmögliches Opfer für die Sache. *Patria o muerte*, Vaterland oder Tod. „In einer Revolution siegt man, oder man stirbt.“

Innerer unger zieht sich der Ring der Soldaten um Guevaras Gruppe. Die US-Spezialisten haben ihre Ausbildung eines Ranger-Bataillons der bolivianischen Armee beendet, haben den Rekruten unter anderem beigebracht, sich nach zu bewegen, Springfallen zu

erkennen, im Nahkampf zu bestehen. Nun landen sie im Guerrillagebiet. Die Einheiten vertiefen darum, wer den Comandante zur Strecke bringen wird.

Am Morgen des 8. Oktober 1967 führt Guevara seine verbliebenen 36 Männer durch eine tiefe Schlucht in der Nähe des Dorfes La Higuera. Da entdecken sie auf einer Hügelkette Soldaten: Ein Bauer hat ihre Position verraten. Sie sitzen in der Falle.

Einige Stunden lang belauern sich beide Seiten. Um kurz nach eins wagen sich einige Guerilleros aus der Deckung – die Soldaten beschließen sie daraufhin mit Mörsern und Maschinengewehren. Im Granatenhagel verlieren sich die Eingekesselten aus den Augen.

Che versteckt sich in einem Kartoffelfeld hinter einem Felsen und feuert. Eine Einheit klettert in die Schlucht hinunter, im Schwereinsatz versucht der Comandante, die Felswand zu erklimmen,

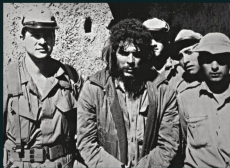
eine Maschinengewehrsalve trifft ihn im Bein, eine Kugel zerstört sein Gewehr.

Ein bolivianischer Mitstreiter schleppt ihn aus der Schusslinie, da tritt ein Feldweibel vor die beiden Guerilleros und richtet seine Waffe auf sie.

Guevara hat keine Wahl, als sich zu ergeben. Seine Kleider hängen in Fetzen, um die Fäße hat er Lederbündeln gewickelt, sein Haar ist verfilzt. Ein herbeigefahrener Offizier fragt ihn, wie er heißt. Und der Mann, der in den vergangenen Monaten nur „Comandante Ramón“ war, nennt seinen richtigen Namen.

Das Gefecht geht noch einige Stunden weiter, auf beiden Seiten sterben Männer, einer kleinen Gruppe von Kämpfern gelingt die Flucht. Die bolivianische Revolution aber ist zu Ende.

Der Gefangene wird gemeinsam mit dem anderen Guerillero in die Schule von La Higuera gebracht. Ein Offizier verhört ihn, am nächsten Morgen auch ein CIA-Agent, der das Tagebuch und andere Dokumente abfotografiert.



Nach monatelanger Jagd senstigt die Armee im Oktober 1967 Guevaras Guerillagruppe und stellt den Anführer nach einem kurzen Feuergefecht. Vergebens versucht Che, seinen Verfolgern zu entkommen. Seine Haare sind verfilzt, seine Kleidung ist zerrissen



Auf Befehl der Regierung in La Paz erschossen Soldaten ihren prominenten Gefangenen am 9. Oktober 1967. Nach der Ankunft in der nächstgelegenen Stadt zeigen sie den Leichnam Reportern und Fotografen, schneiden ihnen die Hände ab – und verscharren ihn dann in einem anonymen Grab

»IN EINER REVOLUTION SIEGT MAN, ODER MAN STIRBT«

Was anschließend geschieht, ist wohl nicht mehr zu klären, denn die Berichte der Anwesenden widersprechen sich. Sicher ist: Mittags kommt der Befehl aus La Paz, Che zu töten. Die bolivianische Regierung fürchtet die politischen Folgen eines Prozesses gegen den Rebellen. Es sind nicht die USA, die den Exekutionsbefehl geben. Aber sie tun

auch nichts, um Guevaras Tod zu verhindern, obwohl die Nachricht von seiner bevorstehenden Hinrichtung sie rechtzeitig erreicht.

Der Feldwebel Mario Terán meldet sich. Er hat beim Gefecht am Tag zuvor drei Kameraden verloren. Terán betritt das Klassenzimmer, weist den gefesselten Guerillero an, sich hinzusetzen.

„Nein, ich bleibe dafür stehen“, entgegnet Guevara. Und dann noch: „Sie töten einen Menschen.“ Terán hebt sein Gewehr und drückt ab.

Guevara, an Armen und Beinen getroffen, windet sich vor Schmerzen am Boden, beißt sich ins Handgelenk, wohl, um nicht zu schreien. Dann schießt ihm sein Henker in die Brust.

Ernesto Guevara de la Serna, „El Che“, stirbt am 9. Oktober 1967 um 13.10 Uhr, im Alter von 39 Jahren.

Am Nachmittag wird die Bahre mit seiner Leiche an die Kufen eines Helikopters geschnallt, dann in die nächste größere Stadt Vallegrande geflo-

gen, zurechtgemacht und der Öffentlichkeit präsentiert, um jeden Zweifel an Tod des berühmten Revolutionshelden auszuräumen. Anschließend verschwindet sie für die nächsten 30 Jahre: Erst 1997 wird man Guevaras Überreste neben der Landebahn wiederfinden.

Bolivians Regierung, die ihn verscharrte, um ihn loszuwerden, um keinen Wallfahrtsort zu schaffen, erreicht genau das Gegenteil: Sie macht Che unsterblich. Die Bilder seiner heiliggelichen Gestalt gehen um die Welt. Der Mann, der viele Vietnam schaffen wollte, wird zur Ikone einer Jugendbewegung, die in den USA, in Paris und Berlin gegen den Vietnamkrieg protestiert.

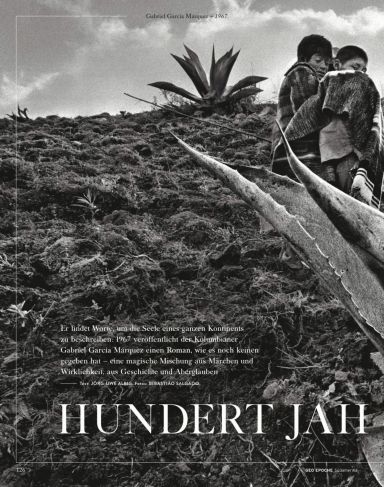
Von Che Guevara bleibt ein Mythos. Die saublen Augen, die dunklen Haare, der Ausspruch „¡Hasta la victoria siempre!“, eine diffuse Revolutionsromantik. Dass er brutal war und rücksichtslos, dass er die Menschheit in einen dünnen Wellkring gestürzt hätte, wenn er gekonnt hätte, dass er Männer eigenhändig hingerichtet hat – all das verblasst vor seinem Sterben. Davon, dass er bereit war, für seine Sache in den Tod zu gehen.

Fidel Castro macht den 8. Oktober im Gedenken an seinen Commandante zum Feiertag des heldenhaften Guerillakampfes. Die Kinder in Kuba Schulen schwören jeden Morgen: „Seremos como el Che“, wir werden sein wie Che.

Noch 40 Jahre später werden sich südamerikanische Politiker von Rafael Correa in Ecuador bis Hugo Chávez in Venezuela auf den toten Guerillero berufen. Und die Bolivianer, deren Regierung Guevara hinrichten ließ, werden Evo Morales zum Präsidenten wählen. Einen Mann, der den Commandante als Helden verehrt. ●

Gesa Gottschalk, 34, ist Textredakteurin im Team von GEOEPÖCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Harry Butlerfield Ryan, „The Fall of Che Guevara“, Oxford University Press: kompakte, gut recherchierte Arbeit zur Beteiligung der USA an der Jagd auf Guevara. Ernesto Che Guevara, „Bolivarisches Tagebuch“, Anacardio: die Aufzeichnungen des Commandante aus seinem letzten Guerillakrieg.



Er findet Worte, um die Seele eines ganzen Kontinents zu beschreiben: 1967 veröffentlicht der Kolumbianer Gabriel García Márquez einen Roman, wie es noch keinen gegeben hat – eine magische Mischung aus Märchen und Wirklichkeit, aus Geschichte und Aberglauben

— von JÖNS LÖWE ALBÄG, Foto: BERNABEO SALGADO

HUNDERT JAH



Wie Garcia Marques richtet auch der brasilianische Fotograf Sebastião Salgado seinen Blick auf die Armen und Entrechteten in Südamerika, etwa auf diese jungen Indios. Und ganz im Sinne des Schriftstellers verleiht er seinen Bildern dabei eine magische Wirkung.

RE EINSAMKEIT

W

Was ist das für eine Welt, in der ein Regen vier Jahre, elf Monate und zwei Tage dauert? In der Blüten ein Dorf überschwemmen, sodass Rinder und Ziegen darin ertrinken? In der Menschen auf Teppichen durch Straßen schweben und Kinder mit Schweinschwänzen zur Welt kommen, ein Mädchen vor den Augen seiner Familie gen Himmel führt und selbst der Pfarrer sich zum Gottesbeweis in die Luft erhebt?

Wider alle Wahrscheinlichkeit ist diese Welt in den Atlanten verzeichnet. Es ist eine reale Landrausche, die sich zwischen 13 Grad nördlicher und 56 Grad südlicher Breite erstreckt, zwischen Karibik und Kap Horn, zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean. Ein wirklicher Kontinent namens Südamerika.

Doch zugleich ist es eine unwirkliche Welt. Eine Welt, in der Bankenkollaps neben Sturm wachen und sich afrikanische Götter Altäre mit katholischen Madonnen teilen. In der Lebenslust und Todesbesessenheit oft zusammengehören. In der sich die Ausgelassenheit des Karnevals mit kollektiven Amokläufen abwechseln: mit staatlicher

Folter, Drogenschmuggeln und weltweit unerreichten Mordraten in manchen Regionen. Mit unbegreiflichen Massenschlächtereien wie dem Krieg zwischen Paraguay, Argentinien, Brasilien und Uruguay, bei dem zwischen 1864 und 1870 etwa die Hälfte der paraguayischen Bevölkerung ums Leben kam.

Dann verirrt in diese Welt in ihre eigenen Regeln, dass sie mit den Naturgesetzen vielleicht nicht mehr zu fassen ist. Und so ist es möglich, dass ein Roman, in dem der Geist eines Ermordeten sich im Zimmer des Mörders die Wunden wäscht, in dem ein Liebhaber auf Schritt und Tritt von gelben Faltern umflattert wird und das Blut eines Erschossenen sich durch die Straßen schlängelt, bis es die Mutter des Opfers findet – dass ein solcher Roman zur „Bibel“ des Kontinents wird, wie der mexikanische Schriftsteller Carlos Fuentes nach Erscheinen des Buches konstatiert.

„Hundert Jahre Einsamkeit“ heißt der Roman. Sein Verfasser, ein 40 Jahre alter, bis dahin kaum erfolgreicher Autor namens Gabriel García Márquez, der sich lange Zeit mit Mühe als Journalist, Weber und Drehbuchautor über Wasser gehalten hat, wird mit der Veröffentlichung 1967 weltberühmt. 25 Jahre später verleiht ihm die Schwedische Akademie den Nobelpreis für Literatur.

In seiner Dankesrede in Stockholm erklärt García Márquez, gekleidet in den traditionellen karibischen Liqui-Liqui-Anzug, weiß mit Randkragen, befrackten Europäern, warum dessen logisches Denken zum Verständnis Lateinamerikas nicht taugt: „Die Erklärung unserer Wirklichkeit mit Mustern, die nicht die unseren sind“, stellt er fest, „dient nur dazu, uns noch unbekannter, noch unfreier, noch einsamer zu machen.“

Wenn das stimmt, ist sein Roman nicht weniger als ein Befreiungsschlag. Der Versuch, den eigenen Kontinent mit einem Blick wahrzunehmen, der ihm selbst gehört. Mit der Grammatik einer Sprache, die den Kontinent selber zum Sprechen bringt; die auf die „äppige Vorstellungskraft der afrikanischen Sklaven“ und der „präkolonialen Eingeborenen“ ebenso baut wie auf den „andakischen Sinn für Fantastik und den galizischen Kult des Übernatürlichen“, wie



García Márquez formuliert. Und die als „Magischer Realismus“ in die Literaturgeschichte eingeht.

Bereits 1949 hat der kubanische Romancier Alejo Carpentier dieser Sprache die ersten Umriss geliefert. Im Vorwort zu seinem Roman „Das Reich von dieser Welt“ beschreibt er „die Kultur, das Selbstverständnis, das Faustische des Indianers und des Negers“. In dem Text feiert Carpentier den Wanderglauben, der in Lateinamerika noch immer allgegenwärtig sei – in den Geschichten von Werwölfen, die sich die Bewohner Haitis zuzurechnen; in den afrikanischen Ritualen



Seine Kindheit verbrachte García Márquez bei seiner Großmutter auf dem Land. Dessen Erzählungen inspirierten seinen magischen Stil



Gabriel García Márquez

des kubanischen Santería-Kults oder in den venezolanischen Froleichnamstagen. Es sei ein Glaube, der eine eigene Realität produziere – das „wunderbare Wirkliche“, wie Carpentier es nennt, in dem „die Geschichte ganz Amerikas“ eingeschlossen sei.

Gabriel García Márquez, der untersetzte, aber leichtfüßige Mann mit der Blumenkohlase und dem sonstigen Schnurrbart, den seine Freunde „Gabo“ nennen, ist ein Bewunderer Carpentiers. Doch um das „wunderbare Wirkliche“ zu schauen, braucht er keine Voodoo-Requisiten, Zauberpuppen oder abgeschrittenen Hühnerköpfe – er findet es in seiner eigenen Kindheit.

Schweigende Menschen und vier Tassen, aus denen niemand trinkt. Das Gefühl der Verlassenheit ist das Lebenswunder von García Márquez

Er findet es in dem weltverlassenen Seidchen Aracataca, 80 Kilometer von Kolumbiens Karibikküste entfernt, in dem er 1927 geboren wird. Regelmäßig jagt hier Hurikane über die Bananenfelder, decken die Hütten ab. Im Sommer schmachtet das Vieh unter der Dürre, im Winter verwandelt Regen die Straßen in Flüsse, in denen tote Kühe treiben.

Hier umschleicht er als Junge das Haus, in dem ein Mann, der sich dort

Jahre zuvor erhängt hat, noch immer hängend sein Unwesen treiben soll. Hier hört er seiner Großmutter Tranquilina zu, die den Kleinen mit nüchternem Ernst vor den Geistern warnt, die in den Ecken der Zimmer wohnen.

Hier lernt er, dass der Tod kommt, wenn schwarze Schneckenringe durch die Luft segeln, und dass man besser den Nachwuchs in Sicherheit bringt, wenn ein Trauermog vorbeizieht – damit die Toten die Kinder nicht mit sich zerrren.

Der kleine Gabriel liebt solche Erzählungen. Früh berauscht er sich an „Tausendundeiner Nacht“. Und er erfand seine eigenen Geschichten dazu – auch wenn der Vater, konservativer Telegra-

phist und homöopathischer Apotheker, solche Hingespinnste als „Lügen“ abtrat.

Dieser Pragmatismus des Vaters ist es wohl, der den Sohn dazu drängt, 1947 ein Jurastudium an der Universität aufzunehmen. Doch in der „äusseren Stadt“ Bogotá im Andenhochland, auf die seit Anfang des 16. Jahrhunderts schlafloser Nieselregen fällt, wie Gabriel notiert, fühlt er sich bald dem „seelischen Abstrus“ nah. Einen Trost findet er nur

Männer Taschentücher im Blut des Mirtrenen tranken, um sich eine Reliquie zu verschaffen. Er sieht auch, wie Schubputzer einen geistig verwirrten jungen Mann, den sie für den Amerikaner halten, mit Fausttritten lynchen. Sieht, wie die Menge den blutigen Leib, nackt bis auf die zerfetzte Unterhose, den linken Schenkel und zwei um den Hals gebundene Krawatten, durch die Strafen zum Präsidentenpulast schleift.

DAS THEMA SEINER LITERATUR FINDET ER IN SEINEM HEIMATDORF

darin, sonstags Straßenbahn zu fahren und zu lesen, bis es dunkel wird.

In Bogotá erlebe er zum ersten Mal jene maßlose Grassankheit, die ihn später zur Chiffre für die verstörte Seele des Kontinents werden wird. Denn am 9. April 1948, als Jorge Eliécer Gaitán, Präsidentschaftskandidat und Hoffnung der Landarbeiter, vor einem Café mit drei Schüssen getötet wird, beginnt ein blutwürgiger Bürgerkrieg, dessen Blutspur bis ins 21. Jahrhundert reichen wird.

Auf die Meldung hin eilt García Márquez zum Tatort. Er sieht noch, wie

Gleich nach dem Ausbruch strömen die Armen der Stadt, manche mit gerade gestohlenen Maschinen bewaffnet, zum Kampf. Demonstrationen setzen die Bezirksverwaltung in Brand, stecken Geschäfte an, unterstützen von neustem den Polizisten. Sie plündern Schaufenster, schleppen Schmuck, Kleidung und Whiskyflaschen durch die Strafen. Auch García Márquez macht Beute: eine Kallboldermappe, in der er jahrelang seine Manuskripte versteckt wird.

Auf der zentralen Plaza treffen Maschinengewehrsalven die Zornigen. Vor Gabriela Füßen sinken Tote und Verletzte zu Boden. Bald stehen große Teile des Stadtzentrums in Flammen. Umgelappte Straßenbahnen und Autotrommeln stürzen sich zu Barrikaden. Bis zum Abend fallen rund 3000 Menschen den Unruhen zum Opfer.

Nach drei Tagen wagt sich García Márquez wieder auf die Straße. Die Stadt liegt verheert im Dauerregen. Auf den Dächern im Zentrum wachen Soldaten mit Maschinengewehren; der Gestank der Leichenhaufen füllt die Strafen. Mit seinem Bruder gelingt es ihm, einen Flug von einem der Notflughäfen in die Hafenstadt Barranquilla zu erwischen. Sein Gepäck besteht aus einem Rucksack, etwas schmutziger Wäsche, ein paar Gedichtbänden und Literaturlagen.

Das Schlachten aber findet kein Ende. Die Konservativen übernehmen das Land, lassen zahllose Oppositionelle zu Tode förmern. In blutigen Aufständen schlagen Liberale und rebellische Bauern zurück. Binnen zehn Jahren werden mindestens 200.000 Menschen getötet: ein Morden, das unter dem mythischen Namen „La violencia“, die Gewalt, in die Annalen des Landes eingeht.

Als die Partien 1958 endlich Frieden schließen, führen die Bauern den Krieg weiter. Denn an den Unterschieden zwischen Reich und Arm im Land hat sich nichts geändert. Sie gründen Guerillagruppen, die bald schon mit Entführungen, Terror und Drogenhandel weite Teile des Landes beherrschen.

Die Regierung setzt Paramilitärs gegen die Aufständischen ein; die Untaten beider Seiten summieren sich im Verlauf der folgenden Jahrzehnte auf 220.000 Morde und zahllose Terrorakte. Bis heute tobt das Gemetzel, das ganze Landstriche verwüstet und mehr als fünf Millionen Kolumbianer in die Flucht treibt – und mit seinem einstigen Anlauf inzwischen kaum noch etwas zu tun hat.

Der Lehrbetrieb an der Universität kommt 1948 zum Erliegen. García Márquez gibt das Studium dort auf und beginnt mit dem Schreiben. Für kaltes Geld verfaßt er Erzählungen, auch Kolonnen und Glossen für Tageszeitungen. In Barranquilla versucht er sich mit Freunden als Herausgeber einer Zeitschrift.

Das große Thema seiner Literatur findet er erst, als er 1950 mit seiner Mutter in sein Heimatdorf reist, auf einem alten Motorschiff und den Holzhäusern eines schlecht geführten Zuges, um das Haus der Großeltern zu verkaufen.

Hier, in Aracataca, sieht es aus, als sei die Geschichte selbst eine Lüge. Unkraut sprenzt die Fliesen des verfallenen Bahnhofs. In der Apotheke stehen Keramikriegel, Möser und Schaukelstühle noch an ihrem Platz, doch angefressen vom Rost der Zeit. Der alte Arzt, „aber als alle alten Menschen und alten Tiere zu Lande oder zu Wasser“, liegt wie vor Jahren ohne Schuhe in seiner alten Hängematte, den alten Schlafanzug aus Baumwolle am Leib. Tagüber trüpfeln die Hühnergeier über die Dächer, und nachts hört man, wie der Doktor



Ein Geist im gespenstischen Nebel. Auch am Anfang der Handlung von »Hundert Jahre Einsamkeit« steht ein surreales Ereignis – die Flucht vor einem Geist



Eine Indio-Frau führt ihre Kinder durch ein Tor aus krummen Stämmen. Das Bild erinnert eher an eine Traumzone als an das Hochland von Ecuador

beschwört, die Schritte der Toten. „Die Zeit“, erkennt García Márquez, ist „über dieses Dorf hinweggegangen“.

In diesem Moment packt den Heimkehrer jene allumfassende Einsamkeit, die ihm zum Lebensthema werden wird: ein „Gefühl der Verlassenheit“, das sich kaum noch ertragen lässt.

Das Wort Einsamkeit, *soledad*, bezeichnet in Spanisch ja nicht nur einen Mangel. Es hat einen Beiklang von Stolz, von Würde, von höherer Gewalt: die Abwesenheit von Liebe, aber auch von der Lüge. Und es trifft ein derart universelles Lebensgefühl, dass in Kolumbien nicht nur Mädchen nach ihm benannt werden, sondern auch eine Großstadt seinen Namen trägt.

Die *soledad*, die García Márquez von nun an nicht mehr loslässt, ist mehr als die Einsamkeit eines Menschen. Sie ist die Einsamkeit eines Kontinents. Sie ist die Isoliertheit des Unverständlichen, des Unbegreiflichen, des ganz Anderen.

Sie ist das Eingeschlossensein in einer eigenen Welt – ein kollektives Schicksal, das García Márquez auch seinen Figuren mit ihrem zwanghaften Passions auf des Leib schreiben wird.

Es ist eine Sprachlosigkeit, die in dem Mangel an konventionellen Mit-

tels besteht, „unser Leben glaubhaft zu machen“, so der Autor.

Was bleibt also, als es mit unkonventionellen zu versuchen?



Zunächst aber beschließt García Márquez, noch tiefer einzutauchen in die heillosen Ferne der eigenen Heimat. Als Vertreter für Enzyklopädien und Fachbücher bereist er die Dörfer seiner Provinz, kommt mit Volksliedern und Moritaten zurück. Er verfasst eine Reportage über eine Frau an der Atlantik-

küste, die dank eines Teufelspacts angeblich Menschen vor Schlangenbissen schützen und Rinder von Würmern heilen kann – und berichtet von ihren Wundertaten mit einer kühlen Selbstverständlichkeit, als übermittle er ein Polizeiprotokoll. „In gewisser Weise“, wird er später resümieren, sei das schon „die Methode von ‚Hundert Jahre Einsamkeit‘ gewesen“.

Für eine Tageszeitung geht er als Korrespondent nach Europa. Erst 1957 kehrt er zurück, um in Barranquilla seine Verlobte zu heiraten, die 25-jährige Mercedes Bascho. Und kommt rechtzeitig, um zu erleben, wie für den Kontinent zum Jahreswechsel 1958/59 eine neue Epoche beginnt – und in der Folge auch für dessen Literatur.

García Márquez ist mit seiner Frau auf dem Rückweg von einer Silbervest-party in Venezuelas Hauptstadt Caracas. Während das Paar leicht berauscht die Treppe zu seiner Wohnung hochtanzelt, explodiert plötzlich draußen vor der Haustür die Stadt in vielstimmigem Jubel. Mitten in der Nacht brechen Menschen in Fouadnrufe aus, Kirchenglocken läuten, Fabriksirenen heulen. Noch den ganzen Neujahrstag über sieht García Márquez von seinem Balkon aus



Auf langen Leitern klettern
Tausende Arbeiter hinab in die
Goldmine von Serra Palada.
Brasilien. »Fornigas« werden die
Männer genannt – Armuten.

gebarnt den Autokorzen zu, die unter Dauerhupen durch die Straßen rollen. An den Fenstern der Wagen flattern die Fahnen Kubas. Denn dort hat eine Schar härtester Guerilleros am den Rechtsanwalt Fidel Castro Ruiz den Diktator Fulgencio Batista vertrieben.

Mehr noch: Auf Kuba hat, so scheint es, nicht einfach ein skrupelloser Machthaber einen anderen verdrängt, wie in Lateinamerika seit Jahrhunderten üblich. Auf der Karibikinsel mit ihrer Hauptstadt Havanna, dem einstigen Bordell der USA, wo die Schere zwischen Arm und Reich weitaus größer als anderswo, wo das Gesundheitssystem am Boden lag, Lesen und Schreiben Privileg

einer kleinen Elite war und Korruption und Gewalt regierten, ist offenbar eine neue Generation angetreten, um mit einem Diktator auch die Fesseln neokolonialer Herrschaft abzuschaffen.

Auf diesem abgewirtschafteten Elendschiff, durch die bald einsetzenden Sanktionen der USA vom Reichraum abgeschnitten, müssen die Revolutionäre zeigen, wozu Solidarität in der Lage ist. Sie haben im Grunde keine Chance.

Aber sie sind entschlossen, sie zu nutzen. Und bisweilen sieht es ja fast aus, als wären auch diese Rebellen mit jenem »unendlichen Wirklichen« ins Band, das Alejo Carpentier beschworen hat. Im Urwald der Sierra Madre haben sich die Revolutionäre um Fidel Castro gelobt, sich bis zum Sieg nicht mehr zu räumen. Ist das nicht jenes magische Denken, das Carpentier in Europa vermisst?

Viele der Guerilleros tragen die bunte Bänder der kubanischen Vodoo-Variante Santería. Deren Priester begleiten den Einzug der Revolutionäre in Havanna mit Jubel und Segensritualen. Und wenn auch die neuen Herren, gemäß der bald adoptierten marxisti-



Mexiko-Stadt um. Dennoch behält der Kolumbianer das Vertrauen in den kubanischen Versuch – und die Sympathie für Castro, dem er bis an sein Lebensende verbunden bleiben wird.

In Mexiko trifft er, ohne zu wissen wie, seiner eigenen Revolution entgegen. Schon lange spürt er „viele Bücher“ in sich, doch keine überzeugende poetische Möglichkeit, sie auch zu schreiben. Bald aber trifft er auf Schriftsteller wie Carlos Fuentes und Octavio Paz, die wie er nach den Wurzeln der lateinamerikanischen Identität stöben. Und mitten in dieser Aufbruchstimmung, auf einer Autofahrt nach Acapulco im Winter 1965, überkommt García Márquez die Eingebung, die sein Schreiben endlich auf die Fährte setzt.

„Ich musste die Geschichte so erzählen, wie meine Großmutter sie erzählt hätte“, fast er später seine Epiphanie zusammen: als lineare Geschichte, wo mit aller Unschuld das Außergewöhnliche ins Alltägliche eintrifft. In der Wunder geschehen, als wären sie natürlich, und Wunderglaube folglich nichts ist als eine andere Art von Vernunft.

Jetzt zählt nur noch eines für ihn: der Roman – dessen Stoff er ja seit dem Besuch in seinem Heimatdorf mit sich herumträgt. Für die Jobs in Film, Presse und Werbung, mit denen er sich, seine Frau und den Sohn bis dahin ernährt hat, bleibt nun keine Zeit mehr.

trischen Heizkoffer und einer Schreibmaschine.

Und er erzählt. Berichtet zunächst von José Arcadio Buendía, der auf der Flucht vor einem Geist das Dorf Macondo gründet. Den Namen der Siedlung hat sich der Autor wegen des „poetischen Klangs“ von einer Bananenplantage nahe seinem Heimatort Aracataca ausgeborgt.

Und dieses Macondo – ein „Dorf von 20 Häusern aus Lehm und Bambus am Ufer eines Flusses mit kristallklarem Wasser, das dahinsiebt durch ein Bett von geschliffenen Steinen, weiß und riesig wie prähistorische Eier“ – sieht selbstverständlich aus wie Aracataca.

Macondo wächst, kommt zu Wohlstand, und dennoch bleibt sich alles irgendwie gleich. Generation um Generation wird geboren, doch nicht nur die Schicksale wiederholen sich, sondern auf verwunderliche Weise auch die Namen.

So heißt der Sohn von José Arcadio wie sein Vater, auch dessen uneheliches Kind wird Arcadio getauft – und neugt einen Sohn namens José Arcadio Segundo, dem in der fünften Generation ein weiterer José Arcadio nachfolgt. Der Name Aureliano hat gar 22 Träger – deren letzter nach sieben Generationen den Untergang des Dorfes erlebt.

In den aberwitzigen Dingen, die sich in diesen 100 Jahren abspielen, festgehalten mit der Faserfinesse des Journalismus, werden Interpreten die Geschichte des ganzen Kontinents erkennen.

WUNDERGLAUBE, SAGT ER, SEI NUR EINE ANDERE ART VON VERNUNFT

ischen Philosophie, jede Art von Glanzen als „Opium für das Volk“ verdammten werden, erleben die magischen Bräute der Afro-Kubaner nach dem Umsturz einen nie gesehnen Aufschwung.

Auch García Márquez glaubt an Castros Experiment. Schon lange hadert er mit den Ungerechtigkeiten der Welt. Als Journalist hat er über hoffungslose, vom Fortschritt abgehangene Regionen im Nordosten des Landes berichtet und illegale Geschäfte der kolumbianischen Marine aufgedeckt. Jetzt tritt er in den Dienst der kubanischen Nachrichtenagentur Prensa Latina. Als dort moskau-treue Hardliner das Ruder übernehmen, kündigt er zwar und scheidet nach

Er venetet seinen Wagen, seine Frau verpfändet den Kühlschrank, das Radio, den Schrank. Sie lässt bei Bäcker und Fleischer anschreiben, verleiht den Vermieter. Gabo zieht seinen Namen Overall an und vergibt sich in seiner Schreibzelle, gut sieben Quadratmeter groß, mit Zigarettens, einem elek-

Die Gründung Macondos auf der Flucht vor einem Geist: entspricht sie nicht der Entdeckung Amerikas, dem Neuanfang europäischer Abenteuer, die das vergangenhitschwe Europa hinter sich lassen?

Die „Pest der Schlaflosigkeit“, die einen Tages die Seuche des Vergessens

über das Dorf bringt und die Bewohner zwingt, Tische, Ziegen und Bananenbäume mit Schildern zu markieren, um sie benennen zu können – bedeutet sie nicht das Verinken der indigenen Kulturen im Ansturm der kolonialen Eroberung?

Und der räthel Aufstieg der Familie Buendía zur bestimmenden Clique Macondo – spiegelt er nicht die Hybris jener herrschenden Schicht von Landbesitzern, die nach der Unabhängigkeit von den Kolonialmächten Spanien und Portugal nur noch fester im Sattel sitzt?

Denn mit der Lösung vom Mutterland kommen nicht nur Gesetze und der Staat; sondern auch die Bürokraten. Im dem Roman ist es ein „Landrichter“, der „Jaulón“ erscheint und absurde Regeln aufstellt: „Sein erster Erlass bestand in der Anweisung, die Häuser müssten zur Geburtstagsfeier der nationalen Unabhängigkeit blau gestrichen werden.“

Darmit erreicht so etwas wie Politik Macondo – ein blinder Zirkel um die Macht, der einem Ereignis ähnelt, von dem der kleine Gabriel den Großvater oft hat erzählen hören: dem „Krieg der tausend Tage“, 1899 in Kolumbien ausgebrochen. Wie in der späteren *violencia* stehen sich auch da schon Konservative und Liberale gegenüber. Ihr blutiger Zwitter fordert wohl rund 100.000 Opfer und lässt das Land nach knapp drei Jahren verheert und verarmt zurück.

Dabei trennt die Programme der Parteien so wenig, dass Aureliano Bu-

ihn mit einem Odeon (den er ablehnt) oder Strychnin im Kaffee (das er überlebt). Und immer dringlicher verfestigt sich seine Abspaltung: Der einzige Unterschied zwischen den Parteien bestehe darin, „dass die Liberalen die Fingerringe und die Konservativen die Achterkronen besaßen“.

32 bewaffnete Aufstände zettelt Aureliano Buendía an, die er alle verliert. Sein Scheitern aber rettet ihm die Unschuld: Hätte er die Kriege gewonnen, wird García Márquez später mutmaßen, wäre er sicherlich zum Diktator geworden. So aber bleibt von ihm nur, wie der Roman resümiert, „eine nach ihm benannte Straße in Macondo“.



Dort zieht derweil allmählich der Fortschritt ein – doch mit ihm ein Regime, das den gewohnten Tyrannen einheimischer Diktatoren nur um wenig nachsteht. Es kommt in Gestalt einer Bananen-Firma aus den USA, deren

seinen uradeln Bett ab.“ Doch mit den Invasoren kommen auch die Eisenbahn, das elektrische Licht, das Kino – und so viele Veränderungen geschehen in so kurzer Zeit“, das bald die „Einwohner in der Frühe aufstanden, um ihr eigenes Dorf kennenzulernen“.

Es ist nicht schwer, in der Firma die United Fruit Company zu erkennen, die in zahlreichen Staaten Lateinamerikas Obstpflanzungen anbaut und 1905 auch in Kolumbien ihr Regiment errichtet. Schon bald kontrolliert die US-Gesellschaft dort nicht nur den Bananenanbau, sondern auch die Transport-, Telefon- und Telegraphennetze, beherrscht die Produktion von Zement und Fleisch, gängelt Politiker, Presse, Polizei.

Aus dem gesamten karibischen Raum strömen Arbeiter nach Kolumbien. Das Land avanciert zum drittgrößten Bananenexporteur der Welt – und das verschlafene Aracataca, so García Márquez, zur „Wildwest-Boomtown“, denn Bevölkerung binnen weniger Jahrzehnte von ein paar Hundert Menschen auf etwa 10.000 anwächst.

Horden bunten Volkes folgen den Glücksrittern auf dem Fuß, Handwerker, Händler, Huren. Für Geld gibt es jetzt amerikanische Zahnpasta und Hustensaft, doch auch Tanzparties, Teufelspakte und Wählerstimmen. Und sonntags steigen auf dem Hauptplatz Verlosungen mit Musikbegleitung.

García Márquez kennt die Bananenplantagen noch aus seiner Kindheit: die schwarzen Wege, die mit grünen Bündeln beladenen Ochsenkarren, die brackigen Bewässerungsgräben, die immer wieder Überschwemmungen verursachen – und die Siedlung der Gringos jenseits der Bahnhalle, wo die Herren auf Terrassen zwischen Palmen und Rosenbüschen dinieren; wo Pfaffe und Wächter über den Rasen stolieren und Damen in Massenkleidern mittels goldener Scheren Blumen käpfen.

Eine Zitadelle des Luxus und des Fortschritts – und wie ein riesiger Höhenstall mit Elektrodraht umzäunt, der „an den kühlen Sommermorgen morgens schwarz von verbräunten Schwämmen“ ist.

Die Arbeiter von Macondo leben dagegen in armseligen Hütten ohne sanitäre Anlagen. Ihre Bezahlung besteht in

IN DER WELT VON GARCÍA MÁRQUEZ LÄUFT DIE ZEIT IM KREIS

dia, einer der Romanhelden, kaum Unterschiede zwischen ihnen erkennt. Dennoch zieht der Oberst in diesen Krieg – und damit in den Tann der Unmoral, die den Kontinent immer wieder erschüttern, ohne ihn je umzuwälzen.

Wechselnde Regierungen verfolgen und hoffen den Hasen, bedenken

Herrschaft eines Tages, fruchtbar und zerstörerisch wie ein Tropengewitter, über Macondo hereinbeicht.

„Mit Hilfsmitteln begab, die in früherer Zeit der göttlichen Vorsehung vorbehalten waren, veränderten sie die Regenzen, beschleunigten den Kreislauf der Ernten, lenkten den Fluss aus



Während einer Dürre essen kolumbianische Bauern Kakaoen, um wichtige Nährstoffe aufzunehmen. Manche leiden so sehr, dass sie sich als Sklaven verkaufen

Gutscheine, die „nur zum Einkauf von Virginia-Schinken in den Faktoreien der Gesellschaft“ berechneten. Und die Fiesensärzte verschreiben den Kranken die immer gleiche türkiserfarbene Pille, statt sie zu untersuchen – „gleich ob sie über Sumpffieber, Gonorrhö oder Stuhlverstopfung“ klagen.

Und so kündigen sich bald jene Ereignisse an, „die Macondo den Todesstoß versetzen“. Eines Tages nämlich begehen die Arbeiter auf: Sie wollen nicht auch noch sonntags Bananen schneiden und verladen müssen. Der Protest mündet in einen Streik, der die Felder brachlegt, die Güterzüge zum Stillstand bringt und Horden unbefähigter Arbeiter durch die Dorfstraßen spült. Das Militär setzt Soldaten ein. Die Arbeiter wehren sich mit Sabotage und Gewalt: „Die Bäche färbten sich mit Blut.“

Die Behörden bestellen die Smitenkenden zum Dialog auf dem Bahnhofsplateau von Macondo ein. Doch anstelle der Offiziellen erscheint die Armee und mäht die Menge mit Maschinengewehren nieder.

Unter den Leichen, die mit fast 200 Güterwagen ans Meer transportiert werden, um dort in den Fluten versenkt zu werden, findet sich auch ein Lebender

wieder: der Streikführer José Arcadio Buendía, den die Soldaten für tot gehalten haben. Er kann aus dem Zug flüchten und den Daheimgebliebenen von den 3000 Opfern erzählen, die mit ihm soeben an die Küste gerollt sind. Doch niemand glaube ihm: „Seit den Zeiten deines Onkels, des Obersten, ist in Macondo nichts passiert.“ Die Regierung lässt erklären, die Arbeiter seien den Appellen gefolgt und in friedlichen Kolonnen nach Hause gegangen. Es ist, als hätte es das Massaker am Bahnhof nie gegeben.

Auch diese Episode hat der Autor Kolumbiens Geschichte entlehnt: dem lange verschönten Barbad in der Hafenstadt Ciénaga am 5. Dezember 1928, als das kolumbianische Heer eine nie ganz geklärte Zahl streikender Tagelöhner der United Fruit Company erschoss.

García Márquez war damals gerade 20 Monate alt. Doch sein Großvater hat ihm von der Tragödie erzählt: von der reglosen Menge, dem Feuerbefehl, der „methodischen und unerbittlichen Sen-

der Maschinengewehre“. An jenem Tag, bemerkt Gabos Mutter mehr als 20 Jahre später, sei „die Welt untergegangen“.

Und so ist es auch im Roman nicht weniger als eine Sinnfälligkeit, die das Ungeheuerliche stützen muss. Ein Dauerregen setzt ein, der die Bananengesellschaft zwingt, ihren Betrieb einzustellen.

Es regnet vier Jahre, elf Monate und zwei Tage. In den Getrieben der Bananen blühen Blumen, auf der Wäsche wächst Tang. Blatgelb bohren sich in die Haut der Menschen, und die Fußböden ihrer Häuser müssen die Bewohner mit Kariken entweissen.

Als nach dem „Orkan der Bananengesellschaft“ auch der Regen nachlässt, liegt das Dorf in Ruinen. Aus dem „Sumpfland der Straßen“ ragen „zerstückelte Möbel, Tiergerippe mit bunten Linsen bedeckt“. Die Bananenfelder sind ein „Morast verfaulter Stauden“. Und das Dorf fällt in seinen Urzustand zurück.

Es verdrängt in einer „Vergangenheit, deren Verdrängung sich nicht vollzog, weil sie sich endlos versicherte, in sich selbst verzehrt, in jeder Minute aufzubrechen, doch ohne aufzubrechen, jemals aufzubrechen“.

Und auch seine Bewohner erkennen, „dass die Zeit nicht vorübergehend, sondern „im Kreise lief“.

Es ist wohl kein Zufall, dass wenige Jahre zuvor der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss darart magische Kosmologien in seinem Buch „Das wilde Denken“ rehabilitiert hat.

In diesem Text, Frucht zahlreicher Expeditionen in den brasilianischen Regenwald, unterscheidet Lévi-Strauss zwischen „warmen“ Gesellschaften, die den Innern Gang der Geschichte als Motor für ihre Entwicklung nutzen, und „kalten“, die vielmehr versuchen, ihren Alltag an den Kreislauf der Natur und der Jahreszeiten anzupassen. Und stellt fest, dass die magische Sicht der Dinge nur eine andere Methode sei, Ordnung in die Welt zu bringen – weniger effizient vielleicht, doch nicht minder systematisch und konsequent.

So ist die zyklische Zeitauffassung, die den Roman durchtrinkt, eine Herausforderung europäischen Fortschrittsdenkens – und zugleich ein Appell, den Kreislauf des Inneren gleichen zu durchbrechen. Denn der führt, in grausamer Folgerichtigkeit, auch das Haus der Familie Buenda wieder dem Nullpunkt entgegen: Es wird zum „Urwald“, den kein Mensch zu entwicken gesagt hätte“.

Auf Erde wohnen in den verfallenden Mauern nur noch zwei Menschen: Aureliano Babilonia, Büchersammler mit obsessivem Interesse an einem in Sanskrit beschriebenen Stapel Pergamente, die ein fahrender Mann im Haus der Buendias zurückgelassen hat – und die

schöne Amarantha Ursula, die der betrunkenen Aureliano eines Tages vergewaltigt.

Und erst kurz vor der Katastrophe, als Amarantha Ursula ein Kind mit einem Schweinegeschwanz geboren hat und daran verblüht ist, als ein Zyklon das Dach des Hauses abdeckt – erst in diesem Moment gelingt es Aureliano, das geheimnisvolle Dokument zu entschlüsseln.

Und er erkennt, dass es die gesamte Familiengeschichte der Buendias prophesiert, noch bevor sie geschehen ist. Dass Amarantha Ursula seine Tante ist – und der Knabe mit dem Schweinegeschwanz Strafe für den Irrsinn. Und dass diese Chronik von Macondo am Ende auch seinen eigenen Tod ankündigt.

Er begriff, „dass er nie aus diesem Zimmer gelangen würde“. Und dass auch Macondo „vom Wind vernichtet und aus dem Gedächtnis der Menschen in dem Augenblick getilgt sein würde, in dem Aureliano Babilonia die Pergamente endgültig entziffert hätte“.

Mit den letzten Seiten des endlich entschlossenen Schriftstücker ändert auch der Roman. Nach einem guten Jahr Arbeit, 30.000 gerauchten Zigaretten und 120.000 Pesos Schulden ist „Hundert Jahre Einsamkeit“ fertig. Im Juni 1967 kommt der Roman mit einer Auflage von 16.000 Exemplaren heraus.

Der Erfolg der Saga übertrifft sämtliche Hoffnungen. Nach gut zwei Wochen ist das Buch vergriffen. Kollegen feiern ihn als den lateinamerikanischen Cervantes“. Und tatsächlich wird kein spanischsprachiges Buch seit dessen „Don Quixote“ so viele Leser finden wie „Hundert Jahre Einsamkeit“.

Es ist nicht einfach exotischer Eskapismus, der die Leser des Romans zu Süchtigen macht. Denn der Wunderglaube des Erzählers ist kühl kalkuliert: ein Glaube wider besseres Wissen; ein Glaube als Experiment. Eine Haltung, die der Ethnologe „schleichende Beobachtung“ nennt – jene Methode, bei der der Forscher in das Kostüm der Erforschten schlüpft, aber dabei seine wissenschaftliche Skepsis nie ganz ablegt.

So schildert García Márquez die maßlosen Leidenschaften seiner Protagonisten, ihre Liebe, Grausamkeit und

zerstörerische Trauer, nicht nur mit leibhaftig gewürzten Bildern, sondern zugleich mit lakonischer Distanz. Und so weist er ausgerechnet mit dem Instrument des Romans, einer der großen Errungenschaften abendländischer Kultur, diese Kultur selbst in die Schranken.

Denn nicht nur die Grenze zwischen Realität und Fantasie verschwimmt auf jeder Seite, sondern auch die zwischen Kunst und Kitsch – ein programmatischer Balanceakt, wie García Márquez erklärt, „zwischen dem Erhabenen und dem Vulgären“. Ein inbrünstiges, doch zugleich reservierter Gesang „wie der Bolero“ – jene lateinamerikanische Schmelze, die ihre eigene Sentimentalität mit kaum merklichem Augenzwinkern zur Schau stellt.

Und so lässt sich auch der scheinbare Fatalismus des Romans, seine Behauptung, alle Dinge seien vorherbestimmt und kehreten immer wieder, zugleich als Plädoyer für das Gegenteil lesen: als Ruf nach grundlegender Veränderung – deren Beginn sich García Márquez wohl nicht zuletzt von der Kubanischen Revolution erhofft.

Denn nach dem dortigen Umsturz entstehen in ganz Lateinamerika Romane, die einen von kolonialer Konvention befreiten Blick auf das eigene Land richten. 1962 verdichtet der Mexikaner Carlos Fuentes in seinem Buch „Der Tod des Artemio Cruz“ die Erinnerungen eines von Geld und Macht korrumpierten Ex-Revolutionärs auf dem Sterbebett zu einem dschungelhaft labyrinthischen Lamento über Mexikos Geschichte.

1963 lässt der Argentinier Julio Cortázar in „Rayuela“ einen lateinamerikanischen Emigranten aus einem von Verfall verführten Europa in die Barbarei und Nartamir seiner unglücklichen Kontinente zurückfinden.

Und der Peruaner Mario Vargas Llosa, der 18 Jahre nach García Márquez den Literaturnobelpreis erhalten wird, erzählt 1966 in „Das grüne Haus“ die unglückliche Geschichte eines Bordells am Rand des Amazonas-Urwalds, peilt gefüllt mit jener Art von exotischem Personal, wie sie Mythen bevölkern.

Auch jenseits des Atlantiks trifft die neue neue aus Lateinamerika einen plötzlich blanken Nerv. Denn nicht nur



Legendär in Brasilien trifft Salgado auf diese traurige Hochzeitsgesellschaft. Fast scheint es, als habe der Gatte seine Braut schon verlassen

die Revolution in Kuba, auch der Vietnamkrieg hat das Interesse der Europäer an dem südamerikanischen Kontinent und der „Dritten Welt“ angefeuert und einen neuen Geschmack an gänzlich Fremden geweckt. Hier plantiert sich ein Kontinent zu seinen eigenen Bedingungen auf der Landkarte – und malt die weißen Flecken mit nie gesehenen, schillernden Farben aus.

Der Umsturz auf Kuba hat diese literarische Entwicklung ausgelöst, und so ist es nur folgerichtig, dass das Jahr 1971, als die kubanische Staatsmacht dem kritischen Dichter Héberto Padilla festnimmt und so das Ende der unbegrenzten Freiheit auf der Insel besiegelt, auch den Niedergang der Bewegung markiert.

Gabriel García Márquez fröhlich weigert sich, an das Ende der Revolution zu glauben. Mit dem sentimentalistischen Erosion seiner Figuren hält er am Modell seiner Hoffnung fest.

Trotz all der Ungerechtigkeiten, die er in seinem Leben gesehen und über die er schon als junger Journalist berichtet hat, ist ihm jene Resignation fremd, die etwa sein Freund, der chilenische Dichter Pablo Neruda, als typisch südamerikanisch empfindet. „Wir werden gern ‚Kontinent der Hoffnung‘ genannt“, schreibt Neruda 1975. „In Wirklichkeit ist diese Hoffnung so etwas wie ein Himmelversprechen, wie ein Schuld-schein, dessen Einlösung verschoben wird. Sie wird verschoben auf die nächste Legislaturperiode, das nächste Jahr, das nächste Jahrhundert.“

García Márquez aber glaubt weiterhin an die Einklösung des Schuld-scheins. Auch auf Kuba. Er weigert sich, die Revolution anderer Autoren für die Freilassung des Dichters Padilla zu unterzeichnen – und handelt sich dafür den Zorn des Kollegen Vargas Llosa ein, der den einstigen Freund später als „Hoffung Caseros“ beschimpft.

Doch während Vargas Llosa sich der politischen Gegenseite anschließt und 1990 für das peruanische Bürgeramt zu den Präsidentschaftswahlen antritt, bleibt García Márquez seinen linken Idealen treu. Er hilft beim Aufbau einer Filmakademie auf Kuba, beteiligt sich an Kampagnen gegen die Diktaturen in Chile, Argentinien und Uruguay; gründet

eine Stiftung zur Verteidigung der Menschenrechte und der politischen Gefangenen in Lateinamerika – zögert aber auch nicht, sich bei Fidel Castro für die Freilassung Oppositioneller einzusetzen.



Doch je inniger er derweil in weiten Bestellen die existenzielle *soland* Lateinamerikas beklagt und beingt, desto schärfer erfährt er selber die Einsamkeit des Rahms. Um Ruhe zum Schreiben zu haben, muss er sich nun vor Journalisten, Literaturwissenschaftlern und Bewunderern abschirmen. Und verabschiedet sich dabei innerlich aus der Welt.

Er versteckt sich hinter falschen Adressen und Telefonnummern, verschwindet plötzlich an unbekannte Orte. Er verschanzt sich in den sieben Häusern, die er in fünf Ländern besitzt, und hinter herrschenden Honoraren, die er für Interviews verlangt (50.000 Dollar pro halbe Stunde). Sein Bruder Eligio, der die Verwandlung beobachtet, ahnt in diesen Fluchbewegungen den „Anfang einer unerbittlichen menschlichen Leere“ – und findet das „Deutens“ wieder, das er aus Gabriel's Romanen kennt: „die tiefe Einsamkeit der Macht“.

Auch General Aureliano Buendía, eine der Hauptfiguren in „Hundert Jahre Einsamkeit“ erlebt ja diesen Moment auf dem Zenit seiner Glorie:

„Die Leute, die ihn in den besetzten Dörfern zujubeln, waren ihm lästig und wirkten auf ihn genau wie die, welche dem Feind zujubeln. Allerwärts traf er Jugendliche, die ihn mit seinen eigenen Augen anblickten, die mit seiner eigenen Stimme sprachen, die ihn mit dem gleichen Argwohn grüßten, mit dem er sie grüßte, und die sich als seine Söhne ausgaben. Er fühlte sich zersplittert, nachgemacht und einsamer denn je.“

Als Gabriel García Márquez am 17. April 2014 mit 87 Jahren in Mexiko-Stadt an den Folgen eines Krebsleidens stirbt, scheint es fröhlich, als hätte ihn die ganze Welt Ehrenbezeugungen anflutern ihn wie die gelben Fahnen der Bananenarbeiter Mauricio Babilonia in seinem Roman. Fast alle Staatsoberhäupter Lateinamerikas halten Elogen, zudem Fußballer, Musiker, Schriftsteller.

„Tausend Jahre Einsamkeit und Trauer angesichts des Todes des größten Kolonialisten aller Zeiten“, ruft der Kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos. Und ordnet drei Tage Staatstrauer an.

TV-Sender unterbrechen ihre Programme, Tageszeitungen veröffentlichen Extra-Ausgaben. Selbst die Guerrillatruppe „Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens“, Erbin jener *violencia*, die García Márquez einst die Abwärtsität seines Kontinents genügt hat, schickt eine Kurznachricht aus dem Urwald: „Kolumbien und die Welt erleiden mit dem Tod von Gabo einen großen Verlust.“

Deinen Helden, den Obersten Aureliano Buendía, begleitet die *soland* indes bis in den Tod. Während hinter ihm ein Zirkus durch Macondo zieht, lebt der Krieger an einer Kantine und stirbt beim Wasserlassen.

„In zum nächsten Tag um elf Uhr merkte die Familie nichts“, heißt es dann, „als Santa Sofia von der Feindseligkeit den Müll in des Hinterhof trug und dabei gewahrte, dass die Aangier herabstießen.“ ●

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, ist Autor im Team von GEDRUCKTE. Der Brasilianer Sebastião Salgado, Jg. 1944, gehört zu den renommiertesten Fotografen der Welt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Gabriel García Márquez, „Leben, um davon zu erzählen“, Fischer; erster (und leider auch letzter) Teil seiner auf mehrere Bände angelegten, äußerst lesenswerten Autobiographie. Michael Wood, „Gabriel García Márquez. One Hundred Years of Solitude“, Cambridge University Press; bündiger, gedankreicher Zugang zum vierteiligen Universum von „Hundert Jahre Einsamkeit“, der auch die geschichtlichen Hintergründe und literarischen Techniken des Werkes darstellt.





DIE SPUR DER VERSCHWUNDENEN

Im Jahr 1976 liegt das wirtschaftlich einst starke Argentinien in Agonie, Bürgerkrieg droht. Da putscht, wie zu dieser Zeit in so vielen Ländern Südamerikas, das Militär – und errichtet ein Gewaltregime, in dem jede Kritik mit Entführung, Folter und Tod geahndet werden kann. Überlebende und Täter berichten über den jahrelangen Krieg der argentinischen Generäle gegen das eigene Volk

Eine Frau liegt tot neben einem Wagen,
ein weiteres Opfer hängt aus der Tür, ermordet von
einer paramilitärischen Kampfgruppe

A

Als das argentinische Militär am 24. März 1976 gegen die schwache Präsidentin Isabel Perón putscht, hat der einst reichste Staat Südamerikas knapp fünf Jahrzehnte des ökonomischen Abstiegs sowie chaotischer politischer Verhältnisse hinter sich. Seit der Militärschöpfung von 1929, die Argentinien auf Rohstoffexporte angewiesene Ökonomie besonders hart traf, ist das Land nicht mehr zur Ruhe gekommen.

1955 hat das von den absteigenden Eliten getragene Militär den Präsidenten Juan Perón gestürzt, der wegen seiner Sozialreformen vor allem bei Arbeitern und Bauern beliebt war. Fürten absteigende Generale auf Dauer nur noch einen gewöhnlichen Staatsverfall herbei, wussten weitere zwei Mal gegen linksgerichtete Anstöße – und befehlten so die Wut der Armen.

In den späten 1960er Jahren eskaliert die Lage. Linke Terrorgruppen erschüttern das Land mit Attentaten, Überfällen und Entführungen hochrangiger Politiker und ausländischer Geschäftsführer. Immer wieder greifen die Guerillas auch das Militär und die Polizei an. Rechte Militärs wiederum stützen linke Aktivitäten.

1973 gewinnt der aus dem Exil zurückgekehrte Juan Perón die Präsidentschaftswahl, stirbt aber im Jahr darauf. Seine Frau Isabel, die Vizepräsidentin, folgt ihm im Amt nach, ist aber überfordert. Der Terror nimmt zu, allein im September 1974 erschließen etwa 100 Brandstifter. 1975 fallen nach offiziellen Angaben 137 Polizisten und Militärsangehörige den Guerillas zum Opfer, im Jahr darauf sind es 158.

Die Generale, die Isabel Perón 1976 absetzen, versprechen ein Ende des Terrors. Mit der Rehabilitation, sie wollten die innere Sicherheit wiederherstellen, beginnen sie einen brutalen Feldzug gegen linke Oppositionelle und alle, die sie dafür halten.

Wir werden 50.000 Menschen töten: 25.000 Subversive, 20.000 Sympathisanten, und wir werden 5.000 Fehler machen.
General Luciano Benjamín Menéndez

Das Volk wird darüber informiert, dass das Land ab sofort dem Oberkommando der Streitkräfte unterstellt ist. Wir wissen alle Einwohner an, sich strikt an die Bestimmungen und Richtlinien des Militärs, der Sicherheitskräfte und der Polizei zu halten. Alle haben strengstens darauf zu achten, Einzel- oder Gruppenaktionen sowie Äußerungen zu vermeiden, die ein drastisches Eingreifen der ausführenden Organe auslösen könnten.
Erklärung der argentinischen Patavisten unter General Jorge Rafael Videla

Nationale Reorganisation ist nicht einfach nur ein Schlagwort oder ein bloßer Leitspruch. Sie ist mehr als das – und reicht weniger als die Wiederentdeckung der grundlegenden Werte des Vaterlandes und die Stärkung seiner Institutionen mithilfe von Recht und Gesetz, Moral und Glaubwürdigkeit.
Juan José Jorge Rafael Videla

Manchmal ist physische Unterwerfung notwendig, zwingend und somit legitim.
Momentaner Miguel Molina, Generalvikar der Streitkräfte

Die subversiven Verbrecher werden verfolgt – und sollten einige übrig bleiben und sich ergeben, dann werden sie vor Gericht gestellt. Sollten sie dies nicht tun, werden wir sie töten.
General Antonio Domingo Bussi

Zuerst töten wir die Subversiven, dann ihre Kollaborateure, danach ihre Sympathisanten, dann die Unentschlossenen und zum Schluss die Zurückhaltenden.
General Héctor Sainz-Juan

Wir verhandeln nur mit Kugeln, denn wir sind zu folgendem Schluss gekommen: keine Worte mehr, nur noch Niederwerfung und Vernichtung.
Major Agustín Picot, Kommandeur der Gendarmen

Die Verhältnisse sind sehr schlechte. Tausende, von denen man nichts weiß. Täglich werden die Kreise enger gezogen. Konzentrationslager überall, ein Menschenleben ist wenig wert, und man gewöhnt sich daran, dass überall im

Bekanntesten Leute verschwinden und man nichts mehr von ihnen hört.

Elizabeth Kilarow, Studentin aus Deutschland, in einem Brief, im März 1977 verfasst, im Mai 1977 erwidert

Als ich den Schlüssel ins Schlüsselloch meiner Wohnungstür steckte, wurde mir klar, was hier vor sich ging, denn sie zogen plötzlich heftig von drinnen an der Tür und brachten mich zum Stöhnen. Ich wich zurück, wollte fliehen, doch zwei Schüsse, einer in jedes Bein, beendeten meinen Fluchtversuch. Sie schleppten mich an Händen und Füßen über die Türschwelle des Hauses. Dann zogen sie mich mit Gewalt auf den Boden eines Autos, und die Fahrt begann.

Dr. Norberto Linsky, Arzt, im April 1978 verabschiedet

Die einzige Erinnerung an meine Mama ist die der Entführung. Wir sind im Bus, ich schaue aus dem Fenster. Autos fahren vorbei, und dann hält der Bus, ich drehe mich um und sehe diese Männer einsteigen. Sie streuen direkt auf den Platz zu, auf dem meine Mama sitzt, packen sie an den Haaren und befördern sie an den Sitz. Es passiert alles blitzschnell – so als ob ich in einem Film sehen würde. Meine Mutter beginnt zu schreien: „Laßt mich meinem Sohn einen Kuss geben.“ Die Männer beachten sie gar nicht. Einer von ihnen packt mich, wirft mich über seine Schulter wie einen Kofferteil, bringt mich weg, und das ist alles, woran ich mich entsinne.

Pablo Ernesto de Vito, Jg. 1973; die Mutter wurde im Juli 1977 entführt

Wir kamen im Olimpo an. Es wurde deswegen so genannt, weil es den Entführern zufolge „der Ort der Güter“ war.
Graciela Treito, 1979 entführt

Es war ein geheimes Zentrum, das auf einem Parkplatz errichtet worden war. Es hatte drei oder vier Folterkammern, „Operationsaal“ genannt. Im Sektor der Isolationshaftgefangenen waren alle Fenster mit Backsteinen zugemauert.

Isabel Cerrutti, im Juli 1978 entführt

Das Erste, was sie mir sagten, war, ich sollte vergessen, wer ich bis dahin gewe-



Sie übernehmen am 24. März 1976 die Regierung (v. l.): Admiral Masera sowie die Generale Videla und Agosti



Ein Mann blickt in den Gewehrlauf eines Soldaten. Die Botschaft der Militärjunta an die Bürger: Es kann jeden treffen

Demonstranten wie hier in Buenos Aires droht, dass sie verschwinden: Tausende Verhaftete tauchen nie wieder auf



Polizisten holen Verdächtige von der Straße, ihren Arbeitsplätzen, aus ihren Häusern. Es gibt mehr als 800 geheime Gefängnisse im Land



Drei Exekutierte,
abgelegt ins Gras. Doch
nur wenige Opfer der
Junta und ihrer Häscher
werden überhaupt
gefunden



Nur Knochen sind von diesen Ermögerten
geblieben. Die Identität der Leichen müssen
Forensiker nach ermitteln



Kugel im Kopf. Andere »Verschwundene« werden
ertränkt, verbrannt, mit Elektroschocks zu Tode
gequält – oder lebend aus dem Flugzeug geworfen



»Olymp« nennen die Häscher das Gefängnis
mit dieser Folterkammer in Buenos Aires. Weil
sie hier wie Götter strafen können

sen bin, dass ich eine Nummer bekommen würde, die ich mir merken müsste, dass für mich die Welt dort aufhöre.

Javier Abasco

Von jetzt an bis in alle Ewigkeit ist dein Name K35, denn für die von draußen bist du vergessen.

Miguel D'Agustino, 1977 entführt

Einmal stand ein Missetäter nicht mehr auf der Liste der Verhörenden und wurde vergessen. So vergingen sechs Monate, und sie wurden nur darauf aufmerksamer, weil es einem der Wächter seltsam vorkam, dass sie ihn nie zu etwas aufrufen und er immer in der gleichen Lage war, ohne dass er „verlegt“ wurde. Dieser Gefährte verbrachte sechs Monate im Sitz, mit der Kapuze über dem Kopf, ohne zu sprechen oder sich zu bewegen, und wartete auf den Tod.

Zengo Nr. 2819

Ich besaß eine Entscheidung, dass in Argentinien Konzentrationslager existieren oder dass Inhaftierte in militärischen Einrichtungen über den Zeitraum hinaus festgehalten werden, der notwendig ist, um eine Person zu vernehmen, bevor sie in ein Gefängnis verlegt wird.

General Pablos, Dezember 1977

Wie Gendarmen mussten die Gefangenen zu einem Zimmer bringen, an dem ein Schild mit der Aufschrift: „Raum für Intensivtherapie – kein Zugang für Kankas“ angebracht war. Dort war ich dabei, wenn Gefangene gefoltert wurden.

Carlos Beltrán, Gendarm

Alles ging mit schwindelerregender Eile vor sich. Vom Zeitpunkt, als sie mich aus dem Auto holten, bis zur ersten Folterung verging weniger Zeit, als ich benötigte, um es zu berichten.

Dr. Norberto Lisovsky

Der Verhörraum war im hintersten Saal gelegen, und darin befanden sich ein Eisenbett der Art, wie das Militär sie benutzt, ein Tisch und Fotos von den Gefangenen. Dort gab es auch ein batteriebetriebenes Feldtelefon, das beim Drehen der Kurbel elektrische Stromschläge abgab. Je nach Geschwindigkeit,

mit der sie gedreht wurde, änderte sich die Stärke der abgegebenen Stromschläge.

Antonio Cruz, Gendarm

Sofort nach meiner Ankunft brachten sie mich in den „Raum für Intensivtherapie“. Sie zogen mich an und fesselten Hände und Füße an die Eisenrangen eines Bettes, sodass ich in der Luft hing. Sie befestigten ein Kabel an einem Zeh meines rechten Fußes. Die Folter wurde in abgestufter Form angewendet, wonach sie zwei elektrische Stäbe mit verschiedener Stromstärke benutzten: einen mit 125 Volt, der unkontrollierbare Muskelzuckungen und Schmerzen am ganzen Körper hervorrief und an Gesicht, Augen, Mund, Armen, Vagina und After angewendet wurde. Einen anderen mit 220 Volt, der tiefe Brandmale hinterließ, und der ein Zusammenziehen der Muskeln verursachte, besonders an Beinen, Leiste und an den Seiten des Rumpfs, so als ob einem alle Glieder gleichzeitig ausgerissen wurden. Sie legten mir auch einen nassen Lappen auf die Brust, um die Intensität des Schocks zu erhöhen.

Teresa Celia Meschieri, Mitglied einer linken Stadtgarilla, 1976 entführt

Zuerst banden sie ihn an einem Bettgestell fest. Er wurde mit einem Gürtelknäuel grausam geschlagen, und als sie merkten, dass diese Foltermethode ergebnislos blieb, fingen sie an, ihn mit dem Telefonkabel zu bearbeiten. Bevor die Folterer in dieser Nacht fortgingen, fesselten sie ihn unter freiem Himmel an eine Säule, mit dem strikten Befehl, dass ich ihn nichts zu essen und nur Wasser zu trinken geben sollte. Dort aufgehängt, starb er in den frühen Morgenstunden; er hatte die schweren Misshandlungen nicht überstanden.

Anacleto Cruz

Wenn die Opfer zu Gott flichten, sagten die Wachen: „Hier sind wir Gott.“

Jorge Rojas

Die Elektroden an den Zähnen waren grau, es kam einem vor, als ob ein Knall einem den Kopf in Stücke zerlegen ließ. Sie stopften mir ein dünnes Band mit kleinen Kugeln in den Mund, das sich kaum hinunterschlucken ließ, da es Würgen und Erbrechen verursachte, wodurch die Züchtigung noch verschärft wurde, bis sie erreichten, dass

man es verschluckte. Jede Kugel war eine Elektrode, und wenn der Strom eingeschaltet war, war es, als ob tausend Kristalle zerbrachen, in deinem Inneren zerplätteten und sich alles verbreitend im Körper ausbreiteten. Es machte einen so verrückt, dass man weder scheinen, stehen noch sich bewegen konnte. Ein krampfartiges Zittern, das einen, wäre man nicht gefesselt gewesen, zur Fäkalhaltung zusammengekrümmt hätte.

Antonio Horacio Mito Retamozo, im August 1976 entführt

Sie gingen so weit, uns eine Plastiküte über den Kopf zu stülpen und sie am Hals fest zueinander zu binden, bis uns die Luft ausging und wir fast ohnmächtig wurden. Eine andere Form der Folter war, uns an ein Bett zu fesseln und einen Behälter voll Wasser am Ende zu stellen. Der Kopf des Opfers wurde darin untergetaucht und die nicht die Letzte Luftblase aufsteigen war“, holten sie ihn nicht heraus, und kaum hatte das Opfer nach Luft geschnappt, tauchten sie seinen Kopf schon wieder unter.

Daniel Eduardo Fernández, 18-jähriger Schüler

Sie verpassten mir Elektroschocks an allen sensiblen Körperteilen – an den Augen, Genitalien, Brustwarzen und Zehenknöcheln. Zweimal blieb mein Herz stehen. Sie wollten Namen und Adressen von anderen Regimegegnern.

Peter Basterra, Grafiker, im August 1979 entführt

Sie folterten mich drei Wochen lang, vor- und nachmittags und nachts; sie zogen mir Plastiküten über den Kopf oder tauchten meinen Kopf unter Wasser oder quälten mich mit dem „Todeshelm“, einem schauderhaften Apparat voller Elektroden, der einem auf den Kopf gesetzt wird. Der Körper wird danach von Schreien zerrissen.

Antonio Horacio Mito Retamozo

Ich versuchte mich selbst zu töten, indem ich das verdünnte Wasser aus einem Fass trank, das für eine andere Art der Folter, „U-Boot“ genannt, bestimmt war. Aber es gelang mir nicht.

Teresa Celia Meschieri

Einmal sah ich, wie ein Gefangener nackt und lebendig begraben wurde. Seinen Kopf ließ man frei, tränke die Erde mit Wasser und trat sie fest. Dies ging 48 Stunden lang. Es verursachte sehr schmerzhaftes Krämpfe.

Oscar Eduardo Torres, Gefangeninsassener

Man warf sie in zuvor ausgehobene Gruben und begrub sie darin nackt bis zum Hals, manchmal vier oder mehr Tage lang, bis sie zur Asche bereit waren. Sie hielten sie ohne Wasser und Nahrung,

sich noch am Leben und noch nicht verrückt geworden war. Gleichzeitig wünschte ich sehnlichst, dass sie mich so schnell wie möglich umbringen würden.

Dr. Norberto Linasy

Ende Juli besuchte Galtieri die Einrichtung. An dem Tag gaben sie uns gekochtes Mate-Tee mit Zucker, und wir mussten baden. Der Kommandant fragte jeden Einzelnen von uns aus. Mich fragte er, ob ich wohl wüsste, wer er sei, er sagte mir, dass er die einzige Person sei, die über mein Leben entscheiden könne.

Adriana Ace, 1978 verschleppt, Leopoldo Galtieri wurde 1981 Führer der Junta

An einem Tag legten sie mich mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch, festelten mich wie immer und fingen in aller Ruhe an, mir die Haut von den Fußwunden abzuziehen. Ich konnte es nicht sehen, da mir die Augen verbunden waren, aber ich nehme an, dass sie dazu eine Rasierklinge oder ein Seismesser benutzten. Manchmal kam es mir vor, als ob sie die Haut vom Rand der offenen Wunde mit einer Pinzette abziehen. Dieses Mal verlor ich die Besinnung. Es war sonderbar, aber von nun an wurde die Ohnmacht etwas, das mich mit entsetzlicher Leichtigkeit überkam.

Dr. Norberto Linasy

Ich erschrak, als ich meine Augenbinde abnahm: Mein ganzer Körper war so von schwarzen Flecken entsetzt, als ob ich mich in Stacheln drückt hätte, voller Brandnarben von Zigaretten bis hin zum elektrischen Seismesser. Da am Rücken das rohe Fleisch zum Vorschein kam, klebte das Haar daran fest; bei der Hitze und dem Schmerz begann es zu verfließen, ohne dass ich es merkte.

Antonio Horacio Mito Restanovic

Einmal besuchten sie einen verwundeten Gefangenen. Ich blickte in seine Zelle und bemerkte, dass er eine schwere Kopfverletzung hatte. Dann sah ich auf seine Hände und erkannte, dass dort Würmer dabei waren, den armen Kerl bei lebendigem Leib zu zerfressen.

Antonio Cruz

Wir sahen viele Frauen, die auf dem Boden, auf Matten, die Geburt ihrer Kinder erwarteten.

Sara Salazar de Quatinoly, Frau eines Guerillaführers

Am 12. März begannen die Geburtswunden bei der Gefangenen Inés Ortega de Fossati. Wir schrien uns heiser nach dem „Wachführer“. Stunden vergingen ohne Antwort. Da ich die Einzige war, die Erfahrung hatte, half ich ihr, so gut ich konnte. Sie war Erstgebärende und 17 oder 18 Jahre alt. Endlich, nach zwölf Stunden, brachte man sie in die Küche und legte sie auf einen schmutzigen Tisch. Mit der Binde vor den Augen und im Beisein aller Wachen bekam sie ihr Baby mit der Hilfe eines angeblichen Arztes, der nichts anderes tat, als sie anzuschauen, während die Übrigen lachten.

Adriana Calvo de Laborda, Physiotherapeutin

Meine Schwester, meine Großmutter und ich schliefen in einem Doppelbett, und ich erinnere mich daran, dass meine Schwester jede Nacht fragte: „Was ist mit Mama und Papa passiert?“ Zuerst erzählte meine Großmutter uns, sie wären bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Das Geschichtchen hielt sich nicht lange, nur so lange, bis ich fünf war. Ich erinnere mich, dass meine Schwester jeden Tag fragte, jeden Tag. Und ich stimmte ein: „Was ist passiert?“ Als wir eines Nachts im Bett lagen, verriet Großmutter uns die Einzelheiten; sie benutzte das Wort „Krieg“ und erzählte uns, das Militär habe sie umgebracht. Und meine Schwester hieß uns zu fragen.

Santiago del Valle, Jg. 1975; seine Eltern wurden 1976 entführt

Und während wir weinten und beim Thema Kinder waren, sagte sie plötzlich: „Und außerdem gibt es da noch jemanden, den wir nicht einmal unter uns haben.“ Und da erzählte sie mir, dass meine Mama schwanger gewesen war. Und so erfährte ich, dass sie schwangenen Frauen ihre Babys als Kriegsbeute weggenommen hatten.

Ramiro Fresco, Jg. 1973; die Eltern wurden 1977 entführt

Wie erfahren, dass es im Marinekrankenhaus eine Liste von verheirateten Angehörigen der Kriegsmarine gab, die keinen Nachwuchs bekommen konnten und daher Kinder von Verschwundenen adoptieren wollten.

Sara Salazar de Quatinoly

Militärs adoptieren die Babys ermordeter Gefängnisinsassen

der Sonne oder dem Regen ausgesetzt. Wenn sie ausgegraben waren, brachte man sie in die Folterkammer.

Dr. Tereza Hazaron, Anästhetikerin, im November 1976 entführt

Die Folter mit der Kapuze ist genauso schrecklich oder noch schlimmer als die körperliche; denn während diese bezweckt, den Gefangenen bis an die äußeren Grenzen des Schmerzes zu treiben, löst die Kapuze Hoffnungslosigkeit, Angst und Wahnvorstellungen aus. Unter der Kapuze kommt einem voll zu Bewusstsein, dass es einen Kontakt zur Außenwelt nicht gibt. Nichts beschützt dich, du lebst in totaler Einsamkeit. Diesen Gefühl von Schutzlosigkeit, Isolation und Angst. Die bloße Tatsache, nicht sehen zu können, untergräbt deinen Lebensmut und schwächt die Widerstandskraft.

Lisandro Raúl Cubas, 1976 auf offener Straße entführt

Ich lebe fortwährend im Angesicht des Todes. Ich hatte das Gefühl, nicht klar denken zu können. Ich versuchte verzweifelt, meine Gedanken mit irgendwas zu beschäftigen, um zu spüren, dass



Als bekannt wird, dass Offiziere die Kinder ermordeter Frauen als die eigenen aufziehen, beginnen deren leibliche Großeltern, regelmäßig zu demonstrieren



Victoria Montenegro wird als Baby ihrer Mutter weggenommen und von einem General adoptiert. Die Wahrheit erfährt sie erst, als Aktivistinnen sie zu einem Gen-Test überreden



Zwei Jahre nach dem Ende der Junta 1983 beginnt die Aufarbeitung der Morde – hier ein verurteilter Oberst



Bereits 1985 kommt die Führungsriege der Putschisten vor Gericht. Ex-Diktator Videla (2. v. r.) wird zu lebenslanger Haft verurteilt

Geschichte erleben.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

“

Herzlichst Ihr

Michael Schepfer



Michael Schepfer,
Chefredakteur GEO EPOCHE

GEO EPOCHE
Magazin



IHRE Abovorteile

1. **Dauerhafte Einsparnis**
6x im Jahr 10% sparen und portofreie Lieferung.
2. **Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
3. **Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
4. **Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

GEO EPOCHE
eUpgrade



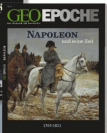
Für Abonnenten:

Das eMagazin von GEO EPOCHE grafisch völlig neu aufbereitet für das iPad.

Sie sind bereits Abonnent des GEO EPOCHE Magazins?

Dann buchen Sie jetzt Ihr GEO EPOCHE eUpgrade für nur 2-Euro mehr je Ausgabe.

Weitere Infos und Buchung unter +49 (0)40/5555 89 90 oder www.geo-epoche.de/digital



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Napoleon und seine Zeit“
- „Otto von Bismarck“ – Diplomat, Kriegstreiber, Reichgründer

GRATIS
zur Wahl



2. CERRUTI Rollerball „Lage“

So wert das Schreiben zum Gelingen.

- Metall-Rollerball in zeitloser Eleganz
- Mit auswechselbarer Mine (schwarz) und Design-Verpackung mit Zertifikat



3. Dockingstation

Im Look der 60er Jahre.

- Mit AM/FM-Tuner und einem Anschluss für alle gängigen MP3-Player.
- Maße: 20,3 x 10,4 x 9 cm

1 Jahr GEO EPOCHE bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (siehe die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angehen).

+49 (0)40/5555 89 90

oder mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

DIE MACHT DER GENERÄLE

Nirgendwo sind die Militärs im 20. Jahrhundert so dominant wie in Südamerika, wird dieser häufig geputzt. Zeitweise herrschen Offiziere fast überall zwischen Karibik und Kap Horn. Der Grund dafür liegt in der Geschichte des Kontinents

Die Militärdiktaturen, die in den 1960er und 1970er Jahren viele Länder Südamerikas beherrschten, sind eine Spätfolge der Kolonialzeit. Denn nach den Unabhängigkeitskriegen des 19. Jahrhunderts entstehen fast überall auf dem Kontinent Staaten mit schwachen Zentralregierungen, in denen meist eine kleine Oberschicht von Großgrundbesitzern über landlose Arbeiter herrscht. Um ihre Stellung abzusichern, unterstützen die Gutsherren unerschöpfliche, ehrgeizige Anführer lokaler Milizen.

Doch die Warkords setzen sich immer wieder gegenseitig die Herrschaft aus den Händen. Kolumbien etwa erlebt in den ersten 50 Jahren seiner Unabhängigkeit rund zwei Dutzend Putschs und Gegenputsche, Peru mehr als 30 verschiedene Kabinette.

Erst langsam etablieren sich zivile Zentralregierungen, und die Konflikte verlieren mehr und mehr an Bedeutung. Die ökonomische und politische Macht bleibt allerdings weiterhin bei den Großgrundbesitzern, auf deren Gütern noch immer weite Teile der Bevölkerung arbeiten. Und ein restriktives Wahlrecht erlaubt lange Zeit nur den Wohlhabenden die Stimmabgabe. Erst von 1912 an wird in vielen Ländern ein allgemeines Wahlrecht eingeführt – doch auch das ändert wenig an der wirtschaftlichen Machtverteilung.

Als in den 1930er Jahren wegen der Weltwirtschaftskrise die Nachfrage nach Rohstoffen einbricht, schwindet die Dominanz der traditionellen Oberschichten zugunsten neuer Eliten, die die Industrialisierung vorantreiben. In den folgenden Jahrzehnten ziehen immer mehr Menschen in die Städte. Gewerkschaften bilden sich, kommunistische Parteien haben Zulauf – vor allem nach der Revolution auf Kuba von 1959. Zudem entstehen allseits Guerillagruppen, die mit Anschlägen den Wandel zum Sozialismus erzwingen wollen.

Daraufhin putschen Offiziere in fast allen Ländern Südamerikas: Oft mit der Begründung, sie müssten die bedrohte innere Sicherheit wahren. In vielen Fällen bekommen sie von den USA Geld, Waffen und Unterstützung bei der Militärausbildung. Im Kalten Krieg will die Supermacht kommunistische Erfolge unbedingt verhindern.

Grob lassen sich in Südamerika zwei Sorten von Diktaturen unterscheiden: Zum einen kommen rechte Despoten an die Macht, die jede Opposition brutal unterdrücken, den Wirtschaftseliten dagegen freie Hand lassen, zum anderen entwickeln sich Militärdiktaturen, die auf Sozialreformen setzen und politisch etwas gemäßigter verfahren.

Zum ersten Typ gehört die Junta unter General Augusto Pinochet, die in Chile 1973 den demokratisch gewählten so-

zialistischen Präsidenten Salvador Allende stürzt. Pinochet verliert Oppositionsparteien, entmachtet Gewerkschaften, lässt Tausende politische Gegner inhaftieren und ermorden.

Chiles Militärs geben die zuvor staatlich festgelegten Preise frei, heben Zölle auf und privatisieren Staatsbetriebe. So wollen sie Märkte, Produktion und Handel effizienter machen, Wohlstand schaffen und die vermeintliche Gefahr einer kommunistischen Revolution bannen. Die USA unterstützen diesen Kurs, leisten Pinochet Wirtschaftshilfe. Ähnlich gehen die Militärs in Brasilien (1964–1985), Argentinien (1976–1983), Paraguay (1954–1989) und Uruguay (1973–1985) vor.

Anfangs ziehen viele Länder ökonomische Vorteile aus diesem Kurs. Brasiliens Wirtschaft etwa wächst zeitweise um gut elf Prozent jährlich. Allerdings profitieren davon vor allem die ohnehin Wohlhabenden. Und die Menschen leiden unter massiven Repressionen. In Uruguay und Argentinien etwa werden Zehntausende verhaftet, gefoltert, ermordet.

Weniger brutal handeln die Putschisten in den ökonomisch unterentwickelten Andenländern wie Peru und Ecuador (die wegen ihres linksgerichteten Wirtschaftskurses nicht von den USA gestützt werden). Auch hier gibt es Unterdrückung und Zensur, gibt es keine freien Wahlen. Doch die Offiziere bemühen sich um mehr gesellschaftliche Gleichheit, stärken die Rechte der Arbeiter, beschließen Landreformen. So enteignen sie in Peru Gutshäuser, verlieren mehr als sieben Millionen Hektar Land an Bauern und Genossenschaften. In Ecuador verstaatlicht die Junta einen Teil der Erdölindustrie.

Letztlich aber sind die wirtschaftlichen Erfolge überall mit enormen Schulden erkauft, leiden viele Länder bald unter massiver Inflation. Immer häufiger stoßen die Menschen, demonstrieren wegen der steigenden Arbeitslosigkeit. Auch die Proteste gegen die Menschenrechtsverletzungen, die viele Bürger während der Zeit des Wachstums noch ignoriert hatten, nehmen zu. Die USA rücken von den Diktatoren ab.

Dem wachsenden Druck geben die Militärs schließlich nach. Wirtschaftlich gescheitert und diplomatisch isoliert ziehen sie sich ab etwa 1979 aus der Politik zurück, machen den Weg frei für demokratische Regierungen. Als Letzter kapituliert Ende 1989 Pinochet, nachdem die Bevölkerung in einem Volksentscheid für freie Wahlen votiert hat.

Was von den Junten bleibt, sind lange Listen von Namen: Zehntausende Menschen starben in den Jahren des Terrors. Doch kaum ein Verantwortlicher – Ausnahme: Argentinien – wird je von einem Gericht verurteilt. Ute Eberle

Ein Kind zu haben war mein Lebenswunsch, aber wir konnten keines bekommen. Ich habe meinem Mann oft gesagt, dass wir eines adoptieren sollten. Doch er wollte nicht. Mir ging es schlecht, auch seelisch. 1977 hatten wir einen heftigen Streit. Ich stieg auf die Brüstung des Balkons und sagte, ich würde mich umbringen, wenn ich kein Kind bekäme.

Marta Leira, Frau eines Geheimdienstoffiziers, nahm 1977 mit ihrem Mann ein Kind von Versuchswandern auf

Nachdem wir die Ärzte über unsere Entscheidung, ein Baby zu adoptieren, informiert hatten, wurde mir am 4. April 1978 mitgeteilt, dass ein Junge geboren werden soll, der adoptiert werden könnte. Ich habe daraufhin meiner Frau sofort angekündigt, dass unser erster Sohn nun da sei, und um die Situation weniger traumatisch zu machen, habe ich es bewusst unterlassen, Angaben über seine biologische Herkunft zu verlangen.

Luís Palu, Geheimdienstoffizier

Ich persönlich habe kein einziges Kind gezeugt, ich habe allerdings einige dieser Kinder an Wohlfühlseinrichtungen übergeben, damit dort neue Eltern für sie gefunden würden. Auftritte ihrer Eltern erleben ihre Kinder zum Aufbruch. Das muss unbedingt unterbunden werden.

General Ramón Juan Alberto Camps

Die Frau von Miara konnte keine Kinder bekommen, deshalb wollte sie eines adoptieren. Eines Tages kam sein Vorgesetzter und erzählte ihm von gerade geborenen Zwillingkindern, und ob er sie nehmen wolle. Die Eltern seien Terroristen. So bekamen sie die Kinder.

Edgardo Frota, Anwalt; Samuel Miara war Lagerkommandant

Ich würde gern wissen, wie die letzten Momente [von Tolosa ermordeter Mutter] waren, was sie in Bezug auf uns erwartet oder gehofft hat, ob sie gedacht hat, dass sie uns würde großziehen können – all das sind Dinge, die ich mich schon viele Male gefragt habe.

Mariano Angel Ruggiardo Tolosa, Jg. 1977; wuchs mit seinem Zwillingsschwager Gonzalo Javier bei Samuel Miara auf

15 Tage nach meiner Geburt riss man mich meiner Mutter aus den Armen. Sie sah mich nie wieder, denn sie wurde ein Opfer der sogenannten „Verlegungen“. Das waren militärische Operationen, bei denen den Gefangenen ein Schlafmittel verabreicht wurde, bevor sie bei lebendigem Leib aus Militärflugzeugen über dem Meer abgeworfen wurden.

Victoria Donda, Jg. 1977; wuchs bei Adoptiveltern auf

Jede Nacht startete ein Lufttransporter. Er flog immer in Richtung Südosten. Abflugzeit war zwischen 23 und 24 Uhr. Zwischen 1.00 und 1.30 Uhr kehrte er zurück. Der Flug war oft Gegenstand der Gespräche des Personals des Krankenhauses. Man sagte, dass Leute abtransportiert und ins Meer geworfen wurden.

Jorge Luis Espato, Krankengeschäft

Sie wurden auf einen Lastwagen mit Vordack gebracht. Wir fuhren zum Militärflughafen. Zwei von uns bestiegen das Flugzeug. Dann wurden die Schwerverwundenen heraufgetragen und ins Flugzeug geladen. In bewusstlosem Zustand wurden die Gefangenen angezogen, und sobald der Kommandeur des Flugzeugs den Befehl erteilte, wurde die Luke geöffnet, und sie wurden herabgeworfen, nackt, einer nach dem anderen.

Adolfo Silveira Mazzocco, Offizier

Die Zahl der Leichen, die im Atlantik und Rio de la Plata treibend gefunden wurden, ist auf zehn gestiegen. Eine weitere männliche Leiche wurde von den Behörden gefunden, die verurteilt waren, sie zeige die gleichen Zeichen von Verstärkung wie die anderen.

„La Prensa“, Tageszeitung, 20. Mai 1976

25 von Kugeln durchlöcherter Leichen wurden zwischen März und Oktober 1976 an den Küsten Uruguays angespült, was wohl nur ein kleiner Teil der Fracht von zu Tode Geflohten war, die von Schiffen der Armee im Rio de la Plata versenkt wurden; darunter befand sich auch der 15-jährige Floreal Avellaneda, an Händen und Füßen gefesselt, an dessen Leiche laut Autopsiebericht „schwere Brüche und Verletzungen im Analbereich“ festgestellt wurden.

Rodolfo Walsh; veröffentlicht 1977

Die Festgenommenen wurden auf den Lastwagen geladen. Nach etwa drei Kilo-

metern hielten wir auf einem Weg zwischen zwei Äckern. Dann befahl uns der Hauptmann, dem jüngeren der Gefangenen die Fesseln abzunehmen und ihnen einen mitgebrachten Spaten zu geben. Er befahl ihnen, eine Grube von 1,80 Meter Tiefe auszuheben. Niemand sprach. Nachdem der Hauptmann befohlen hatte: „Diese müssen wir auf 1,80 schicken“, begannen die Unteroffiziere auf die Gefangenen zu schießen.

Carlos Beltrán, Soldat

An diesem Abend kam ein Zivillwagen, und drei Gefangene wurden herausgezerrt. Sie wurden bis an den Rand des Brennens gebracht, und man befahl ihnen, sie sollten nicht schreien, da sie auf freiem Fuß gesetzt würden. Im gleichen Moment stellten sie sich hinter die beiden, holten ihre Revolver heraus und begannen, auf sie zu schießen. Die drei Gefangenen fielen in den Brennen. Zwei starben sofort, aber der Ältere blieb noch am Leben. Als sie auf die Körper Brennholz warfen, sagte ich ihnen, sie sollten aus Barmherzigkeit den Gradmesser ablesen, doch sie reagierten nicht und machten weiter. Nach einer Weile gingen wir, um die Verbrennung zu beobachten.

Antonio Cruz

Die vier Körper wurden in die Grube geworfen und mit fünf Liter Benzin übergossen. Dann wurde eine Art Fackel aus einem Stock gebastelt, angezündet und in die Grube geworfen. Es gab eine starke Schlacke. Während es fast 20 Minuten brannte, verbreitete sich ein unangenehmer Geruch. Als sie die Grube zuschütteten, konnte ich zwei der verkohlten Körper sehen. Sie waren auf 80 Zentimeter geschrumpft.

Carlos Beltrán

In Argentinien gibt es keine Massengräber, und jede Leiche liegt in ihrem Sarg. Alles wurde nach den gängigen Abläufen in die entsprechenden Verzeichnisse eingetragen. „Verschwundene!“ Man darf hier nichts durcheinanderbringen. Man weiß doch, dass es Verschwundene gibt, die friedlich in Europa leben.

Kardinal Juan Carlos Aramburu, Erzbischof von Buenos Aires, November 1982

Als ich zum ersten Mal hinging, um mich den Müttern anschließen, trafen sie sich immer noch am Eingang der Kirche San Francisco, zwei Häuserblöcke von der Plaza entfernt. Von dort starteten wir, eine Gruppe von 20 oder 30 Frauen, die eine Erklärung unterschrieben hatten. Und danach begannen wir, uns an der Plaza zu treffen. Und weil wir das Treffen an einem der Pavillons abhielten und dort die Erklärung unterschrieben, wurde die Polizei auf uns aufmerksam und sagte, wir könnten uns dort nicht ver-

Zeitspunkt liefen wir noch Arm in Arm in einer Fünfer- oder Sechserformation. Eines Tages schlug jemand vor, in Zweierformation zu gehen, und da begannen wir so zu laufen, und wir merken, dass wir damit noch deutlicher zu erkennen waren – und wir liefen so weiter. Wir konnten nicht anhalten, denn jedes Mal, wenn wir es versuchten, befahlen sie uns weiterzugehen. Während der ersten Jahre liefen wir [auf der Plaza] um die Blumenbeete herum, die zum Belgrano-Denkmal führten. Dann liefen wir um die Pyramide und die Blumenbeete herum – bis sie Zäune aufbauten und wir nicht mehr an ihnen vorbeikamen. Daran blieb der Kreis so, wie er noch heute ist: um die Mayo-Pyramide herum.

Marta Vázquez

Meine Abstrecher zur Plaza wurden Routine. Für mich war es so, als finde ich bei jenen Menschen das, was ich sonst bei niemandem finden konnte. Wir sprachen die gleiche Sprache, wir verstanden einander, wir hatten die gleichen Probleme.

Carmen Aguilar de Lapaca;
ihrer Tochter wurde 1977 entführt

Ich glaube, das war eine der grausamsten und sadistischsten Seiten jener Jahre der Diktatur. Sie ließen uns – alle Verwandten der Inhaftierten/Verschwindenden – einmal im Monat zum Innenministerium kommen. Und naiv klammerten wir uns an die Hoffnung, wenigstens wir tief ins Innere wussten, dass sie uns niemals etwas erzählen würden. Aber würden wir diese Hoffnung verlieren, würden wir alles verlieren.

Alcira Riverola de Cárdenas;
ihr Sohn wurde 1976 entführt

Das sind ein paar verrückte alte Frauen. Soll dich darauf ein, dass da viele Lügen zu hören bekommen wirst. Du bist für uns das Wichtigste auf der Welt, du wirst immer unsere Tochter bleiben.

Cyrlene Lande, Offizier, zu seiner Adoptivtochter Laura (deren richtiger Name Catalina de Sanzón Grande ist);
Lande hatte ihre inhaftierte Mutter erzwungen lassen, um Catalina zu adoptieren

Meine Adoptivmutter gab es zu, aber sie erzählte mir, dass sich meine leibliche Familie nicht um mich kümmern wollte, nachdem meine Eltern bei einem Gefecht ums Leben gekommen waren. Das war, als ich etwa 21 Jahre alt war. Gegen

Ende der Unterhaltung sagte sie, dass sie ins Gefängnis kämen, wenn ich irgendwas davon preisgeben würde. Also sagte ich, dass ich es nicht weiter erzählen würde, um sie zu schützen.

Catalina de Sanzón Grande

Dieser Prozess ist dabei, mein Leben zu zerstören. Das ist wie eine Verfolgung für mich. Zurzeit fühle ich mich so verfolgt, wie sich damals meine leiblichen Eltern gefühlt haben müssen. Ich habe große Angst vor der Politik. Und ich habe Angst, noch mehr zu verlieren, denn ich glaube, ich habe schon zu viel verloren.

Hilario Basso; wurde von einer Familie adoptiert, zu der er noch heute ein sehr inniges Verhältnis hat

Es war das Größte für mich. Nicht nur, weil ich ihn unendlich lieb gewonnen habe, sondern weil ich meiner Tochter, seit sie verschwunden ist, versprochen habe, dass ich alles dafür tun würde, ihr Kind zu finden.

Hilario Basso; Großmutter; da sie als Angehörige im Prozess gegen die Zivilisten anfragt, beschränkt ihr Enkel den Kontakt zu ihr auf das Nötigste

Wie soll ich sie [die tote Mutter] denn lieben? Natürlich weiß ich, dass sie meine Mutter war, dass sie ein fantastischer Mensch war, dass sie ein furchtbares Schicksal getroffen hat. Aber das ist, als würdest du mich fragen, ob ich einen Nachbarn liebe, den ich nicht kenne.

Hilario Basso

Wir hatten eine glückliche Kindheit, vielleicht in einem Zustand der Unwissenheit oder wie auch immer man es nennen will, aber in einem Zuhause, in dem wir liebevoll aufgezogen wurden. Besonders meine Mama, die mich bedingungslos liebt, ist aus vielerlei Gründen ein wichtiger Teil dessen, was ich als Mensch bin. Ich sehe sie als Mama, weil ich durch ihre Erziehung zu dem Menschen geworden bin, der ich heute bin. Es gibt Dinge, die einem als Kind mit auf den Weg gegeben werden, die einem prägen und die einem für bestimmte Sachen die Augen öffnen. Wenn man klein ist, gibt es Momente, in denen der Mensch, der dich aufzieht, dir einen

Bis heute demonstrieren die Frauen auf der Plaza de Mayo

sammeln – weil wir bereits eine Gruppe von 30 oder 40 Müttern und sonst sehr auffällig waren. Da wussten sie noch nicht, wer wir waren, aber irgendetwas musste sie nervös gemacht haben, und daher teilten sie uns mit, wir sollten herumgehen, weil wir dort nicht bleiben könnten. Und so kamen wir auf die Idee, die ganze Zeit zu laufen.

Marta Vázquez, eine der ersten „Großmütter der Plaza de Mayo“, deren Kinder unter der Diktatur verschwunden waren; Tochter und Schwägerin wurden 1976 entführt

Auf diesem Weg trafen wir uns, die Großmütter. Wir bildeten eine Gruppe, um nach den verschwundenen Kindern zu suchen. Zuerst dachten wir, wir wären nur wenige. Das Erschrecken war ungeheuer, als uns bewusst wurde, dass wir Hunderte waren.

Maria Inés Chanabé de Mariani;
ihr Schwägerntochter wurde erzwungen, ihre gerade einmal drei Monate alte Enkelin Clara wahlrechtlich verschleppt

Sie wiesen uns an „Laufen, laufen!“ und so marschierten wir los. Aber zu diesem

wichtigen Teil dieser Werkzeuge an die Hand gibt – oder auch nicht. Danach entscheidet jeder selbst, welchen Weg er im Leben gehen will.

Matías Angel Raggiardi Tobos

Eines Nachts verließen wir ein Treffen der Hinterbliebenen, als mir jemand sagte: „Der Vater dieses Jungen wurde zusammen mit deinem Vater umgebracht. Es gibt eine Liste, auf der sein Name und der Name deines Vaters stehen.“

Paulo Martín Bahera, Jg. 1972; sein Vater wurde am 1. Oktober 1976 ermordet

Nicht alle Geschichten sind gleich. Die Ausgangssituation war vielleicht die gleiche, eine Geburt im Gefängnis, gefolgt vom Verschwinden. Dies ist eine schreckliche Erfahrung, und ich denke, dass es unbedingt notwendig ist, nach der Wahrheit zu suchen und zu wissen, was passiert ist, damit so etwas nie wieder geschieht. Aber jede Geschichte hat auch ihre Besonderheiten, und nicht alles ist so schwarz oder weiß, sondern eben manchmal auch grau. Ich verlange von niemandem, dass er meine Auffassung teilt. Ich weiß sehr wohl, dass Carlos und Marta [die Adoptivmutter] sich falsch verhalten haben, und bin auch nicht damit einverstanden, so sehr sie mich wie einen eigenen Sohn liebt und aufgezogen haben. Aber ich verstehe auch die Umstände der damaligen Zeit, und ich kann Geschehenes nicht umgehen machen. Genauso wenig kann ich meine Gefühle ändern, die ich für sie und meine, wie ich sie nenne, Kindheitsfamilie habe.

Carlos Rodolfo d'Elia Casco, Jg. 1978; wurde bei María Leira und Kapitänsleutnant Carlos Frederico Ernesto Larrea auf war er mit 26 bereit, die Wahrheit über seine Vergangenheit zu akzeptieren

17 Jahre lang hat ich vor dem Schlafen gehen um ein Wunder, darum, meinen Enkel sehen zu dürfen, bevor ich sterbe. Ob ich möchte, dass er mit mir nach Uruguay kommt, um dort bei uns zu leben? Natürlich. Aber das wird einfach seine Zeit dauern. Man kann so viele Jahre nicht in zwei Tagen nachholen, auch nicht in zehn.

Renée d'Elia, Großmutter von Carlos Rodolfo d'Elia Casco

Ich wollte nicht sterben, ohne ihn einmal umarmen zu haben – und jetzt kann ich ihn umarmen!

Estela de Carlotto, Präsidentin der „Gründmutter der Plaza de Mayo“; fand nach jahrelanger Suche ihren 36-jährigen Enkel Guido Montoya Carlotto, der als Ignacio Herbas aufgewachsen war

Nach allem, was wir erlebt haben, konnten wir endlich einen Tag mit unserem Guido verbringen. Ich habe einen großen Teil meines Lebens wiederbekommen, den ich vor 37 Jahren verloren hatte. Ich habe quasi meine Schwester Laura wiedersehen und die 30.000 anderen.

Jorge, Onkel von Guido Montoya Carlotto, nach dem ersten Treffen

Meine Geschichte zu kennen, meine Familie kennenzulernen und mir alles anzuhören, was mir die Freunde meiner Mutter und meines Vaters erzählen, tat mir gut; nicht nur, weil ich endlich die Wahrheit lernte und erfuhr, was wirklich geschehen war, wie sie umgebracht wurden, wie sie gelebt hatten, sondern auch, weil mir dieses Wissen die Augen öffnete. Außerdem gab es mir die Kraft, den Landas [ihre Adoptivfamilie] die Stirn zu bieten.

Catalina de Sanzuri Orsando; erfuhr erst mit 21 von ihrer Zeugensadoption

Hiermit verurteile ich María Francisca Morillo, als Ministerin folgender Straftaten – Aneignung eines Kindes unter zehn Jahren und Verschleierung seiner Identität – zu zwölf Jahren Haft.

Richter im Prozess gegen die Zieheltern von Catalina de Sanzuri Orsando, bei dem Catalina als Klägerin auftrat

[Jantachef] Galtieri fragte jeden Einzelnen von uns nach seinem Namen. Als ich an der Reihe war, erklärte er seine Genugtuung darüber, mich im Namen des Präsidenten der Argentinier, General Videla, freizulassen. Er gab mir den Rat, mich immer an die Farben unserer Fahne zu erinnern, „die den ganzen Himmel unseres Vaterlandes bedecken“. Ich sollte nach Hause zurückkehren und meiner Schwiegermutter helfen, ihre Tochter großzuziehen. Dann hat er mich, all das Geschehene zu vergessen.

Elba Juana Ferraro de Bettanini; verlor drei Söhne unter der Militärdiktatur

Sie warfen mich bewusstlos, barfuß und in Lumpen gehüllt auf eine Weide etwa anderthalb Kilometer vom Bahnhof. Ich war in einem erbärmlichen Zustand und muss am Rande des Todes gewesen sein. Ich schliefte mich zum Haas meines ältesten Sohnes, der in dieser Gegend wohnte. Dort traf ich meine Frau, die allein im Haus war – und so verwirrt, dass sie mich nicht erkannte.

Oscar D. und seine Frau Raquel wurden im Februar 1977 gefangen genommen

Es gab keine andere Lösung. Es war der Preis, um den Krieg gegen die Subversiven zu gewinnen, ohne dass die Gesellschaft etwas davon erfährt.

General Jorge Rafael Videla

1983 muss die Junta nach der Niederlage im Falklandkrieg gegen Großbritannien akzeptieren. Raúl Alfonsín, Sieger der folgenden Wahlen und neuer Präsident, beauftragt eine „Nationale Kommission über das Verschwinden von Personen“, die Verbrechen der Militärschlichter aufzuarbeiten.

1985 wurden Ex-Jantachef Videla und Admiral Massera zu lebenslanger Haft verurteilt, drei weitere hohe Militärs erhalten unbefristete Haftstrafen, Ex-Jantachef Galtieri und zwei weitere wurden zunächst freigesprochen.

Vier Jahre später begnadigt Präsident Carlos Menem eine Reihe bereits verurteilter Offiziere und Guerrillakämpfer. 1998 wird Videla erneut inhaftiert, es folgen zwei weitere Prozesse, die er 2013 mit 87 Jahren im Gefängnis stirbt.

Insgesamt wurden während der Militärdiktatur nach offiziellen Angaben etwa 9000 Menschen verschleppt und ermordet. Menschenrechtsorganisationen zufolge aber liegt die Zahl der Verschwindenden bei rund 30.000.

Hundert Baby wurden ihren Müttern im Gefängnis weggenommen und Angehörigen des Militärs zur Adoption übergeben. 216 konnten inzwischen identifiziert werden.

Etwa 400 verschleppte Kinder sind bis heute verschwunden. ●

Daniela Beron hat diese Collage rekonstruiert, Michael Schepel hat sie zusammengefasst. Übersetzung: Anette Brandt

Tod in den Anden

In vielen Ländern Südamerikas kämpfen seit den 1960er Jahren linke Guerilleros gegen die Regierung. Doch keine Bewegung ist so mörderisch wie der »Leuchtende Pfad« in Peru, der ein kommunistisches Regime nach dem Vorbild Mao Zedongs errichten will

Text: MATTHIAS MEISENHÖLLER

und ANDREAS SEDLMAIR, Fotos: TAFOS





Im Andenhochland sympathisieren entlang viele Bauern mit den Guerilleros, die eine gerechtere Gesellschaft versprechen. Doch bald leiden sie unter dem Terror des «Leuchtenden Pfades» – wie diese Familie, die um zwei erschossene Angehörige trauert

E

Erst als Erenciona Huancasauri ihrem Mann aufhelfen will, merkt sie, dass sein Arm vom Körper getrennt ist. Beginnt sie vollends wahrzunehmen, was sie sieht: den zerschmetterten Mund, die aus dem gespaltenen Schädel tretende Hirnmasse, die nur noch von der Kleidung zurückgehaltenen inneren Organe, das Zucken des Sterbenden.

Das Grause, das am 3. April 1983 über die Gemeinde Lucanamarca im peruanischen Andenhochland gekommen ist, hat einen poetischen Namen: Sendero Luminoso, der „Leuchtende Pfad“ – eine kommunistische Guerillabewegung, die radikalste in Südamerika.

Viele der Indios wollten nichts wissen von der Revolution, die der Sendero propagiert; einige Tage zuvor haben Männer aus Lucanamarca einen Befehlshaber der dogmatischen Kämpfer getötet.

Deshalb sind an diesem Morgen etwa 60 Guerilleros aus ihrem Unterschlupf in den Bergen aufgebrochen, gut 3500 Meter über dem Meeresspiegel, um Rache zu nehmen.

Ihr Anführer, ein hagerer Mestizo namens Hildebrando Pérez Huamancá, früherer Universitätsprofessor, hatte zwei Pistolen eingesteckt. Seine Männer waren mit Messern, Äxten, Macheten, Gewehren bewaffnet.

Gegen 8.00 Uhr erreichten die Senderistas eine Ansiedlung vor Lucanamarca. Sie trieben die Bauern zusammen, fesselten sie. Sperrten sie in ein Gefäß. Und begannen ihre Vergeltung: verbrühten Geisichter und Leiber der Gefangenen mit siedendem Wasser, metzelten 29 Menschen nieder, darunter Frauen und Kinder. Dann zogen die Mörder weiter.

Sie trafen auf einen Mann, der sein Vieh weidete, und töteten ihn, ebenso

seine herbeiziehende Frau. Im nächsten Dorf besuchten sie weitere acht Menschen. Um kurz nach Mittag stießen sie auf 13 Männer, die aus Lucanamarca als Kundschafter ausgeschildet worden waren, als sich die Gräueltaten herausgruben. Drei konnten fliehen. Zehn starben.

Gegen 16 Uhr umschlitten die Angreifer Lucanamarca. Der Rest drang in die Straßen und Gassen des Ortes ein.

Zielhäuser suchten die Trupps bestimmte Häuser auf, trieben ausgewählte Personen heraus. Aber auch die übrige Bevölkerung wurde zum Platz vor der Kirche geführt. Einige Frauen und Kinder versuchten fortzulaufen, etliche wurden von den Posten abgefangen. Ein kleiner Junge konnte sich in einem Oberstock des Pfarrhauses verbergen.

Schließlich lagen alle Männer des Dorfes gefesselt im Staub des Platzes vor der alten, weißen Kirche mit den zwei wuchtigen Glockentürmen. Ihre Frauen und Kinder standen daneben.

Dann fielen die Guerilleros über eine erste Gruppe Gefesselter her: hackten und stachen mit Macheten und Messern auf Gliedmaßen und Köpfe ein, erschlugen die Wehrlosen mit Steinen. Das Geräusch brechender Knochen und berstender Schädel mischte sich mit Schmerzensschreien – und Hochrufen der Mörder auf den „Leuchtenden Pfad“.

Pfötzlich gelte aus dem Pfarrhaus die Stimme des kleinen Jungen: „Da kommen Soldaten!“

Ein Bluff. Ein verweifter Trick. Doch die Mörder hielten inne. Sie zählten laut durch – und setzten sich ab. Auf den Rückzug streckten sie die Postentaste in Brand, Wohnhäuser und Läden.

Die Frauen liefen zu ihren verbrannten Männern, den Verletzten. Reichten Wasser, klagten hilflos. Auch Erenciona Huancasauri. Fassungslos, entsetzt.

Insgesamt wurden an diesem Morgen 69 Menschen ermordet, darunter 18 Kinder, elf Frauen, einige davon schwanger, sowie etliche Alte.

Abimael Guzmán, der Gründer und Anführer des Sendero Luminoso, wird später sagen: „Die Hauptursache war, ihnen klarzumachen, dass wir hatte Knochen sind, die bereit sind, alles zu tun. Alles.“

„Ihnen? Das sind die Staatsanwälte, die reichen Kaufleute und Grundbesitzer – aber auch einfache Bauern, die sich der Revolution widersetzen. Denn der Sendero Luminoso kennt keine Neutralität. Keine Kompromisse. Keine Gnade.“

Andern, so predigt es ihr Führer, sei das große Ziel einer klassenlosen Gesellschaft nicht zu erreichen.

Über dieses Ideal und den Weg dorthin hat Abimael Guzmán gründlich nachgedacht: Er hat einst an der Universität unterrichtet. Die ersten seiner Gefolgsleute waren Studenten. Zu ihnen hat er über Marx gesprochen, über Lenin und Mao – aber auch über Shakespear und den antiken Tragödiendichter Aischylos. Professor Guzmán vermochte in jedem Text eine revolutionäre Handlungsanweisung zu entdecken.





Obwohl sich die Ideologie des «Leuchtenden Pfades» vor allem gegen die Staatsmacht richtet, gegen die reichen Kaufleute und Grundbesitzer, trifft der Terror in erster Linie die armen Kleinbauern des Andenhochlandes. Denn die radikale Guerilla akzeptiert keine Neutralität – wer ihren Kampf nicht unterstützt, den sieht sie als Feind an.

Und so behauptet es, im Namen einer vermeintlich besseren Zukunft zu handeln, als er 1980 befiehlt, «die erste Kompanie in Taten zu stählen». Es ist ein blutiges Ringen, das bis in die 1990er Jahre andauern und Peru ins Chaos stürzen wird, das fast 70 000 Menschen das Leben kosten und 600 000 zur Flucht zwingen wird. Ein grausamer Kampf

zwischen fanatischen Guerilleros und brutal reagierenden Militärs, dessen Opfer meist gerade jene Ärmsten der Gesellschaft sind, für deren Wohl die Revolutionäre zu kämpfen vorgeben.

Manuel Abimael Guzmán Reynoso wird am 3. Dezember 1934 als unehelicher Sohn eines Kaufmanns geboren. Er besucht die katholische Schule in Arequipa,

der zweitwichtigsten Metropole des Landes nach der Hauptstadt Lima, die Peru politisch, wirtschaftlich und kulturell beherrscht, in der sich fast ein Drittel der Bevölkerung bult.

In Arequipa studiert er auch: Philosophie und Jura. Guzmán ist ehrgeizig und begabt, etwas introvertiert, sehr ernsthaft. Wie viele Intellektuelle seiner

Generation tritt er der Kommunistischen Partei bei. Dort tut er sich vor allem als Theoretiker hervor.

1962 erhält Guzmán eine Professorenstelle – doch nicht in Lima oder sonstigen in Arequipa. Sondern an der Universität von Ayacucho, einer der kleinsten und ärmsten Städte des Landes.

Ayacucho ist ein Proletariat, Telefon gibt es nicht, auf den Straßen sind mehr Esel als Autos zu sehen. Die Luft in knapp 2800 Meter Höhe über dem Meer ist dünn und klar, die Nächte sind dunkel und still, verstärken das Gefühl von Isolation. Guzmán bezieht ein einfaches Haus und hofft auf eine baldige Berufung nach Lima.

Das Departement gehört zum indisch geprägten Teil Perus. Drei Viertel der Einwohner verständigen sich in Quechua, einer indigenen Sprache. Die meisten sind harte, arme Bauern. Viele erwirtschaften mit Mühe genug zum Überleben; die etwas Wohlhabenderen können ihre Hüten wenigstens mit Ziegeln decken statt mit Stroh, die Lehmwände weiß kalkan.

Doch auch sie leiden immer wieder Hunger, müssen ohne Stromanschluss auskommen, verlieren oft ihre Kinder im Säuglingsalter. Noch eine Generation später stirbt jedes zweite Baby vor seinem fünften Geburtstag, liegt die statistische Lebenserwartung bei 45 Jahren, kommt ein Arzt auf 39.000 Menschen. Kaufkraft und Großgrundbesitzer beuten viele Landarbeiter aus wie Leibeigene.

Die Armut führt zu Unfrieden. Zu Streit um Felder, zu Vieh- und Erntediebstählen. Der Reizkern presst den weniger Glücklichen die Parzelle ab; wer

lesen kann, betritt den Analphabeten, wer ein Amt bekleidet, misbraucht seine Macht. Selbst Totschlag und öffentlicher Raub bleiben vielfach ungeahndet.

Denn die Zentralregierung kümmert sich kaum um das abgelegene, vermeintlich barbarische Hinterland – auch weil in Lima eine klare Hierarchie der Rassen herrscht: je weißer, desto besser. Und wenn einer schon ein *cholo* ist, ein „Dunkler“, dann bildet er sich etwas darauf ein, wenigstens nicht aus dem Hochland zu stammen.

Zwar erklären vor allem Intellektuelle solche Auffassungen für überholt. Doch offen oder uneingestanden prägen diese Urteile weiterhin das Verhalten der Mehrheit, sogar unter der verachteten Landbevölkerung selbst: Wer nur ein wenig Vermögen oder Bildung erlangt, legt Wert auf die Festhaltung, kein Indio zu sein, sondern *Mestizo*, also ein Mischling – ob nun zu Recht oder nicht.



Weite Teile Südamerikas sind durch eine ähnliche Kombination aus Rassismus und wirtschaftlicher Ungleichheit geprägt, aus Schwäche des Rechtsstaats, Korruption und Machtmissbrauch. In vielen Staaten ist das Land im Besitz einer Elite weißer Großgrundbesitzer, genießen diese Magnaten den Schutz des

Militärs, sind Arme und Analphabeten vom Wahlrecht ausgeschlossen, werden Regierungen, die versuchen, Reformen durchzusetzen, von Offizieren gestürzt.

1959 jedoch haben linke Untergrundkämpfer unter Fidel Castro und Che Guevara die Macht in Kuba erobert. Ihr Erfolg hat vielerorts Unruhen ausgelöst: in Venezuela, Argentinien, Brasilien und Chile. Fast überall auf dem Kontinent gibt es nun Guerillabewegungen, die den weißen Eliten ihren Einfluss und ihren Reichtum streitig machen. Und fast überall reagiert der Staat mit Gegengewalt, oft übernehmen Militärjuntas die Macht und schlagen die Erhebungen rücksichtslos nieder.

Auch in Peru versuchen linke Guerilleros Mitte der 1960er Jahre den Umsturz. Doch die Gruppen sind klein, und so kann die Zivilregierung des Landes die Ordnung schnell wiederherstellen.

Dennoch putscht 1968 das Militär. Die Generale wollen die Entziehung einer neuen Guerillabewegung verhindern. Der demokratisch gewählte Regierung trauen sie nicht zu, die dafür nötigen sozialen Reformen durchzusetzen.

Anders als die Offizierscorps vieler Nachbarstaaten ist Perus Armee seit jeher vollverbunden. In dem Land gibt es hohe Generale von dunkler Hautfarbe und bescheidener Herkunft; ihr Verhältnis zu der weißen Elite ist gespalten.

Und so wird Peru nun von einer „Revolutionregierung der Streitkräfte“ regiert, die Wirtschafts-, Bildungs- und Bodenreformen verspricht – auch für das Hinterland und die Indios.

Abimael Guzmán Hoffnungen auf eine Berufung an die Universität von

Nach Marx, Lenin und Mao Zedong sieht er sich als viertes Schwert des Kommunismus: Abimael Guzmán, der Gründer des „Leuchtenden Pfades“



Guzmán's Kämpfer rauben Gewehre aus Polizeistationen, stehlen Sprengstoff aus Bergwerken. Doch weil sie nur wenige moderne Waffen besitzen, töten sie oft mit Macheten, Äxten und Speeren

Lima haben sich derweil nicht erfüllt. Doch Ayacucho erweist sich immer mehr als idealer Standort für die Umsetzung seiner politischen Überzeugungen.

Die Universität der Provinzstadt hat sich in den frühen 60er Jahren zu einem Hort linker Ideologien entwickelt. Ihre Lehrpläne schreiben den Studenten obligatorische Vorlesungen zu Grundfragen des Marxismus vor, und auch die übrigen Veranstaltungen sind an den Lehren von Karl Marx orientiert.

Ganz offen kann Guzmán so in seinen Lehrveranstaltungen kommunistische Ideen propagieren, und er findet ein aufnahmefähiges Publikum. Viele seiner Studenten sind Söhne einfacher Bauern oder Landarbeiter, die die revolutionäre Lehre wegen ihrer sozialen Herkunft, der Armut ihrer Familien anspricht. Guzmán beeindruckt sie.

Er ist kein charismatischer Redner. Aber er argumentiert überzeugend im kleinen Kreis. Ist ungeheuer belesen, scheint sich überall auskennen, in der Philosophie sowieso, aber auch in Politik und Geschichte, Musik, Literatur, mit dem Theater, spricht sogar Quechua.

Der Professor ist untersteht, trägt stets einen korrekten Anzug, im breiten Gesicht eine dickrandige Brille. Er trinkt kaum, und entgegen den Gewohnheiten der Zeit herrscht in seinen Philosophie-Seminaren Rauchverbot. Der Unterricht ist schematisch, Guzmán dozieren ununterbrochen. Fragen dürfen nur am Schluss gestellt werden.

Seit Mitte der 1960er Jahre jedoch ist der Marxismus, den Guzmán lehrt, nicht mehr der seiner ursprünglichen Partei: Die kommunistische Bewegung in Peru wird in dieser Zeit vom Bruch zwischen der UdSSR und Mao Zedongs China erschüttert, zerfällt in rivalisierende Fraktionen und Splittergruppen.

Anders als die Spitze der peruanischen KP, die sich weiterhin an Moskau orientiert, sieht Guzmán in den Ideen Maos die Lösung für die Probleme Perus.

Vor allem die Fokussierung des „Großen Vorstößens“ auf die arme Landbevölkerung und der Gedanke eines revolutionären „Volkskrieges“, der sich vom Land auf die Städte überträgt,

erscheinen ihm wie gemacht für sein als halbfeudal empfundenes Heimatland. Guzmán schließt sich einer maoistischen Abspaltung von Perus KP an.

Zweimal besucht er die Volksrepublik China, um sich ideologisch und strategisch schulen zu lassen. Er erlebt dort die „Kulturrevolution“, jene Kampagne, in der Mao die Jugend dazu benutzt, das ganze Land gewaltsam auf seinen radikalen Kurs zu bringen. Guzmán ist fasziniert von Maos rücksichtsloser Konsequenz und seiner Wirkung auf die Massen, fühlt sich bestärkt in seiner Orientierung auf eine revolutionäre Politik, auf den bewaffneten Aufstand als einzige Lösung für Perus Probleme.

1970 sieht Guzmán den Zeitpunkt gekommen, seine eigene maoistische Organisation zu schaffen. Er gründet in Ayacucho die „Kommunistische Partei Peru – Leuchtender Pfad“. In ihrem Namen bezieht sich die Gruppe auf ein Zitat des Gründers der Kommunistischen Partei Perus, der davon gesprochen hatte, der Marxismus-Leninismus werde den „Leuchtenden Pfad zur Revolution“ öffnen. Seine Arbeit als Professor dient Guzmán nur noch dazu, Mitstreiter für seine Partei zu gewinnen und mit deren Hilfe den bewaffneten Kampf vorzubereiten. Ungehindert von staatlichen Autoritäten oder der Universitätsleitung kann er unter den Studenten seine radikale Botschaft verbreiten. Sein erstes Dogma lautet, dass die Revolution unweigerlich kommen wird – und siegen muss.

Zweitens sei jede soziale oder politische Reform bloß ein verlogener Versuch, die kapitalistische Ausbeutung zu verlängern. Daher sind für Guzmán die Offiziere in Perus Junta „Faschisten“, ist Castros sozialistisches Kuba nur „Lateinamerika's fargeschrittene bourgeoise Demokratie“, sei der weltweit zum revolutionären Vorbild erkorene Märtyrer Che Guevara eine „Ballettratte“.

Denn bis auf die Macht sei alles Illusion – auch die Idee der Menschenrechte, die Guzmán für eine bürgerliche Erfindung zur Unterdrückung des revo-

lutionären Kampfes hält. Physische Gewalt gegen politische Gegner ist für ihn nicht nur eine Notwendigkeit im Kampf für die richtige Sache, sondern die heiligste Pflicht eines Revolutionärs.

In dem bevorstehenden Krieg gegen die Herrschenden gelte der Tod des Einzelnen nichts, der Sieg „der Massen“ dagegen alles. Eine Million Menschenleben, so wird es Guzmán später verfallen, werde der Sieg der Revolution in Peru voraussichtlich kosten.

Der strenge Dozent versteht es, Zuhörer im Stil eines Propheten zu manipulieren. Seine klare, auf wesentliche

Grundsätze reduzierte Weltanschauung gibt ihnen Sicherheit und das Gefühl, auf der richtigen Seite der historischen Entwicklung zu stehen, und die Partei bietet ihnen eine neue Heimat.

Guzmán's Propagierung der Gewalt und des gradenlosen Blatvergnügens akzeptieren sie als wichtigen Bestandteil seines in sich schlüssigen Weltbildes.

Da der Professor nun zum Personaldirektor der Universität aufgestiegen ist und einer seiner Genossen das Studentenwerk leitet, kann er Anhänger mit Stolen, Stipendien und Wohnheimplätzen belohnen.

Auch als Guzmán 1973 aus gesundheitlichen Gründen nach Lima zieht (er kann aufgrund einer Erkrankung die Höhe in den Bergen nicht mehr ertragen) und drei Jahre später seine Professur niederlegt, schreitet die Rekrutierung neuer Kader für den „Leuchtenden Pfad“ weiter voran, können seine treuen Gefolgsmänner in Ayacucho weitere Gefolgsleute an sich scharen. Sie alle werden auf strengste Geheimhaltung und absoluten Gehorsam gegenüber der Parteiführung verpflichtet.

Im Jahr 1977 zählen sich bereits einige Hundert Männer und Frauen zu Guzmán's Anhängern, vor allem Studenten, aber auch Lehrer und Professoren. Nun entsendet er seine Genossen in die Dörfer um Ayacucho, um geheime Zellen des Senders Luminoso zu gründen.

Che
Guevara?
Eine
bourgeoise
„Ballettratte“

Sie sollen dort weitere Mitstreiter finden, die übrige Bevölkerung ideologisch auf den kommenden Volkskrieg vorbereiten und Waffen für den Kampf organisieren.

Anfang 1979 taucht Guzmán in Lima unter – und bleibt für die nächsten 13 Jahre praktisch unsichtbar. Nur seine engsten Genossen kennen fortan den Aufenthaltsort ihres Anführers.



Zu jener Zeit ist Peru bereits ein anderes Land: Die linke Militärregierung hat ausländische Konzerne und die meisten Großgrundbesitzer enteignet, landwirtschaftliche Kooperativen ins Leben gerufen, die Gewalt örtlicher Machthaber beschlitten und das Landvolk an der Lokalverwaltung beteiligt.

Doch oft entsteht daraus neuer Streit. Viele Bauern gehen bei der Umverteilung leer aus; andere wollen sich nicht in Kooperativen zwingen lassen, sondern das Land unabhängig bebauen. Wieder anderen geht der Wandel zu langsam. Häufig wechseln nur die Protagonisten von Korruption und Machtmissbrauch.

Als sich 1975 innerhalb des Militärs eine konservative Fraktion durchsetzt und das Reformtempo bremst, schlägt die Unzufriedenheit vielerorts in Aufruhr um: Arbeiter streiken, Bauern besetzen Betriebe von Großgrundbesitzern. Die Junta unterdrückt die Rebellion mit Waffengewalt, muss aber letztlich einsehen, dass sie für die Probleme des Landes keine Lösung hat. Schließlich bereiten die Offiziere die Rückgabe der Macht an eine zivile Regierung vor. Praktisch alle Parteien und Lager beteiligen sich an dieser Wiedereinrichtung der Demokratie.

Nicht aber der Sendero Luminoso. Abimael Guzmán sieht in dem kommenden Machtwechsel und der damit vermutlich einhergehenden Instabi-

len Lage im Land die ideale Voraussetzung für den Beginn des seit Langem geplanten bewaffneten Kampfes.

In mehreren geheimen Sitzungen schwört er seine Kader auf den bevorstehenden Guerillakrieg ein. Guzmán verfügt nun über eine Kerntruppe, die bereit ist, den Anweisungen ihres Anführers bedingungslos zu folgen, für die brutale Entschlossenheit selbstverständlich ist.

Am 18. Mai 1980 wählen die Peruaner den Liberalen Fernando Belaúnde zu ihrem Präsidenten. Derselben Mann, den die Generale zwölf Jahre zuvor abgesetzt haben. Missmutig akzeptiert das Militär den Ausgang der Abstimmung.

Da hat der Krieg des „Leuchtenden Pfades“ bereits begonnen. Nur hat es noch kaum jemand bemerkt.

In der Nacht auf den 17. Mai 1980, den Tag vor der Wahl, dringen fünf Maskierte in das Gemeindebüro eines Dorfes in der Nähe von Ayacucho ein. Sie überwältigen den Wachmann, knabbeln ihn. Dann schleppen sie Wählerverzeichnis und Urnen auf den Dorfplatz und verbrennen sie. Nach einer halben Stunde sind die Männer wieder verschwunden.

Der Lokalpresse ist der Vorfall nur eine Notiz wert. Für den „Leuchtenden Pfad“ hingegen ist der Anschlag, ausgeführt von vier Jugendlichen und einem Lehrer, der Auftakt zu ihrer Revolution.

Guzmán testet, wie der Staat reagiert. Am 1. Juni werfen Senderistas ein Polizeigebäude in Ayacucho mit Steinen. Ende des Monats wagen sie einen Sprengstoffanschlag auf die Ortsfiliale der Regierungspartei. Es folgen Anschläge auf eine Schule, eine Brücke.

Das Dynamit, das die Guerilleros nun immer geschickter einsetzen und zu einer höchst effektiven Waffe entwickeln, stammt aus Perus oft abgelegenen und schlecht bewachten Bergwerken.

Routineermittlungen führen zu einigen Festnahmen, ansonsten scheint die Obrigkeit mit sich selbst beschäftigt. Denn am 28. Juli übernimmt die neue, zivile Regierung die Macht.

Ab Anfang Oktober 1980 nehmen die Angriffe mit Steinen, Molotowcocktails und Dynamit zu: auf Polizei- und Radiostationen, auf Eisenbahngleise, auf Strommasten.

Mitte November liegt erstmals eine Stadt zu Teilen im Dunkeln: Arequipa, Guzmáns Heimatort. Das bei all diesen Anschlägen niemand ums Leben kommt, ist seiner Zufall.



Doch am 24. Dezember stürmen mehr als 30 Senderistas ein Landgut südlich von Ayacucho, schneiden den 60-jährigen Besitzer die Ohren ab und prügeln ihn schließlich zu Tode: der erste Totschlag des „Leuchtenden Pfades“.

Zwei Tage später entdecken Einwohner Limas auf dem Weg zur Arbeit an mehreren Ampeln aufgehängte Handkader. Einige Tiere tragen eine merkwürdige Botschaft: „Deng Xiaoping Hundesohn“ – eine Schenkung des chi-



In den abgelegenen Regionen, in denen Guzmíns Truppen ihren Terror verbreiten, existieren häufig kaum staatliche Strukturen. So sprechen die Dorfgemeinschaften selbst Recht – wie über diesen jungen Mann, der seine Frau verprügelt hat. In den Gebieten, die der »Leuchtende Pfad« einnimmt, fällen Fortan seine Kämpfer alle Urteile

neischen Reformer, der angeblich das Erbe des verstorbenen Mao verrät.

Die Anschläge sind Guzmíns öffentliche Kriegserklärung: Als »viertes Schwert des Kommunismus« nach Marx, Lenin und Mao will er auftreten, von Peru aus die Weltrevolution zu vollenden.

Kaum ein Politiker in Lima nimmt die schwarze Drohung ernst. Selbst unter

maristisch ausgerichteten Oppositionsgruppen gelten Guzmín und seine Gefolgsleute als verirrte Außenseiter. Geheimdienstberichte, die vor der Gefahr warnen, werden ignoriert. Niemand erkennt, dass die rasche Abfolge der Anschläge ihr schnelles Wiederaufflammen nach Verhaftungen auf eine starke, intelligent geführte Organisation hindeuten.

Guzmíns Strategie hält sich an Mao Zedongs Lehren für den Guerilla-

kampf. Die ersten Anschläge haben Unsicherheit verbreitet, Aufmerksamkeit erregt – auch unter potentiellen Rebellen – sowie »Operationszonen« geöffnet, in denen die Rebellen zuschlagen und sich wieder zurückziehen können.

Als Nächstes gilt es, einzelne Operationszonen in offen unkämpfte »Guerillazonen« zu verwandeln. Später sollen



Die etwa zehn Millionen Menschen, die um 1990 im peruanischen Hochland leben, sind häufig Analphabeten. Sie leben hauptsächlich von Kartoffeln, Quinoa-Hirse und Mais. Hin und wieder fahren sie mit traditionellen Gefährten aus Schilf auf einen der Bergseen und langen Favelas

aus den Guerillazonen von der Bewegung beherrschte „Basen“ werden, die wiederum der Eröffnung neuer Operationszonen dienen, ihrer Umwandlung in Guerillazonen und so weiter – bis die Revolution die Zentralmacht regelrecht stranguliert.

Die entsprechenden Instruktionen laufen über eine streng hierarchisch

organisierte Befehlskette von der Zentrale über regionale „Anschlüsse“ zu den lokalen Zellen. Immer nur ein Mitglied steht mit der nächsthöheren Ebene in Kontakt.

Auf diese Weise bleibt die Organisation, die inzwischen wohl 500 militante Kämpfer umfasst und sich durch erzwungene oder freiwillige Zuwendungen der Basen immer besser versorgen kann, trotz ihrer verstärkten Präsenz auf dem

Land extrem konspirativ, damit für die Polizisten der Region schwer zu fassen.

Zuweilen beginnen maskierte Sendero-Aktivisten, auf Gemeindeversammlungen für ihre Revolte zu werben. Gezielt nutzen sie Streitigkeiten und Neid, um Mehrheiten für sich zu gewinnen.

Sie üben Gewalt aus, die anfangs oft Zustimmung findet: Sie ermorden



Grundherren, Viehliebe, korrupte Bürgermeister und Richter, verhängen Prügelstrafen für Säuer und Ehebrecher.

Alle das lässt viele Einheimische in der Region Ayacucho anfangs mit den Guerrilleros sympathisieren. Denn die Senderistas erfüllen Sehnsüchte der Menschen nach einer gerechteren Ordnung in der vernachlässigten Provinz.

Der „Leuchtende Pfad“ ist man im ganzen Land bekannt. Im Oktober 1981 muss Präsident Belaúnde, der die Gu-

errilleros noch wenige Monate zuvor als „unbedeutende Viehliebe“ bezeichnet hat, auf die Mondserie resignieren.

Er schickt zusätzliche Polizisten, weigert sich aber, die Armees einzusetzen. Zu tief sitzt sein Misstrauen gegen die Militärs, die ihn einst gestürzt haben. Zu fragil scheint die oben zurückgelassene Demokratie, zu fern der Aufruf hoch oben im versetzten Indianerland.

Zudem bekämpft die Opposition schwächere Antiterror-Gesetze. Viele linke Politiker und Aktivisten teilen mit Guzmán die marxistische Grundorientierung, die Empörung über Ausbeutung und Kastenherrschaft.

Sie fürchten die Sicherheitskräfte mehr als den bewaffneten Protest, vermuten hinter einigen Sprengstoffanschlägen gar Provokationen der Polizei.

So lähmt der Staat sich selbst – während in den Bergen der „Leuchtende Pfad“ an Boden gewinnt.

Am Abend des 2. März 1982 schleichen einige Dutzend Guerrilleros in Positionen rings um das Gefängnis von Ayacucho. Hier sitzen fast 80 ihrer Genossen in Haft.

Um kurz vor Mitternacht hallen Schüsse durch die Nacht: Scharfschützen töten den Posten auf dem Gefängnisturm. Dann überwinden Rebellen mit Strickleitern die rückwärtige Außenmauer, sprengen drinnen einen Weg durch Tore und Mauern zu den Zellen frei. Eine andere Gruppe greift mit Gewehren und Dynamit den Haupteingang an.

Auch aus den umliegenden Straßen krachen Schüsse und Explosionen: Kommandos attackieren einzelne Posten und die Stationen der Polizei. Nach kaum einer halben Stunde beherrschen sie die gesamte Stadt.

Verbunkuldiert in ihren Baracken, setzen die Angegriffenen panische Funkprüche nach Lima ab. Dort sind im Hintergrund der Hilferufe Geschrei und Lärm der Kämpfe zu hören.

78 angeklagte oder verurteilte Kämpfer sowie 169 gewöhnliche Kriminelle entkommen aus dem Gefängnis. Eine Handvoll Senderistas aber befindet sich noch in Ayacucho Krankenhaus.

Doch bevor ihre Genossen auch sie befreien können, überwindet eine belagerte Polizei-Spezialeinheit den Schock, unternimmt einen Gegenangriff. Mehrere Guerrilleros werden erschossen. Häufig wenden die Angreifer sich zur Flucht und verschwinden in der Nacht.

Kurz darauf tauchen Polizisten im Krankenhaus auf, brüllen Nachschwestern und Ärzte an, in ihren Zimmern zu bleiben. Dann bringen sie drei Häftlinge aus; ein vierter überlebt nur, weil ihn die Polizisten für tot halten.



Von seinem Versteck in Lima aus verheerlich Guzmán, mittlerweile wohl der meistgesuchte Mann Perus, den Überfall bald als „historischen Sieg“, in einem heimlich gedruckten Pamphlet mit dem Titel „Lasst uns den Guerrillakrieg entwickeln“. Er fühlt sich bestärkt, nun den Aufbau kommunistischer Herrschaftsbezirke voranzutreiben.

Denn die eingeschüchterte Polizei zieht sich aus immer mehr Außenposten zurück, konzentriert ihre Kräfte in größeren Ortschaften. Weite Teile des Department Ayacucho mit seinen rund 600.000 Einwohnern und Hunderten Dörfern und Kleinstädten sind nun in der Hand des Sendero Luminoso.

In den „befreiten“ Dörfern nehmen Demütigungen und Morde zu: Mal wird eine „Schwätzerin“ ausgepeitscht und kahl rasiert, dann ein vermeintlicher Spion öffentlich hingerichtet; manchen wohlhabenden Bauern setzt auch sein guter Leumund bei den Nachbarn nicht. Offene Gegner müssen ohnehin sterben.

Die neuen Herren verbieten Jahrmärkte, denn die seien eine Verschwendung von Ressourcen und das Relikt einer archaischen Vergangenheit.

Aber auch gewöhnliche Märkte in den Städten dürfen von den Bauern nicht mehr beliefert werden – das ist Teil einer von Mao inspirierten Strategie, die Orte auszuhungern, zu „erdrosseln“.

Mit dem gleichen Ziel werden die Kooperativen nicht reformiert, sondern zerstört, wird Gerät und Vieh ziellos verteilt oder vernichtet. Jeder Bauer soll

ausschließlich sich und seine Familie ernähren – sowie den Senderos im Kollektiv müssen die Gemeinden Weizen, Kartoffeln und Mais anbauen, um die Kämpfer zu versorgen. Abgefuezte Dynamitstrangen markieren Beginn und Ende der Arbeit um 7.00 Uhr früh und 18.30 Uhr am Abend.

Die meisten Bauern unterstützen die neue Ordnung oder fügen sich. Zumindest für den Moment.

Als im September 1982 eine Gefolgsfrau Guzmán gestört wird, strömen in Ayacucho mehr als 10.000 Menschen zu ihrer Beerdigung zusammen. Offen flattert das rote Banner, der Polizeichef zieht aus Furcht seine Männer von den Straßen ab. „Das Volk wird siegen!“, rufen die Trauernden.

Und im Wechsel: „Wer tönt sie?“, „Belände!“ – „Wer wird sie töten?“ „Das Volk!“

Am selben Tag halten Senderos auf dem Marktplatz einer nahe gelegenen Straße ein „Volksgesicht“ über zwei Bauern und schlachten sie ab. Deren vermeintliche Schuld: Sie gäben als „Klassenfeinde“.

Immer häufiger schlagen Guzmán's Leute nun auch jenseits der Grenzen Ayacucho zu, verüben Überfälle, Sprengstoff- und Brandanschläge in anderen Regionen und selbst in Lima. Im Dezember 1982 droht nach mehreren Morden an Bürgermeistern und hohen Beamten eine Massenflicht von Staatsbediensteten aus Ayacucho.

Präsident Belaúnde verhängt über das Departement sowie angrenzende Gebiete den Notstand und weist das Militär an, die Ordnung wiederherzustellen.

Am 23. Dezember 1982 erreichen die ersten Truppentransporte die Andenstadt. Dort kreuzt sich ihr Weg mit einem Leichenzug, der ein ermordetes Sendero-Opfer zum Friedhof bringe.

Anfang 1983 regt sich in einigen Dörfern erstmals Widerstand gegen die Mördertruppe. In einer Gemeinde, deren Einwohner bereits zuvor durch Selbstorganisation zu bescheidenem Wohl-

stand gelangt sind, gemeinschaftlich eine Schule und ein kleines Wasserkraftwerk errichtet haben, kommunale Rinder- und Schafherden halten, werden zwei Senderos im Schlaf überfallen, verprügelt und umgebracht, ein anderer mit Steinen und Stricknadeln zu Tode gemartert, seine Leiche geschändet.

Die Dörfler können sich behaupten, weil sie nun vom Militär unterstützt werden. Doch die nach Ayacucho entsandenen Truppen verhalten sich vielfach wie in Feindesland. Die Soldaten stehen vor einem Dilemma: Da die Senderistas oft unerkannt in ihren Heimatdörfern leben, können die Soldaten kaum zwischen Guerilleros und Bauern unterscheiden.

Vor allem in den von Sendero beherrschten „Roten Zonen“ setzen die Streitkräfte deshalb auf Gegenterror. Hier gehen die Militärs davon aus, dass jeder Dorfbewohner ein Mitglied oder zumindest Unterstützer der Guerilla ist. Und so plündern und prügeln sie, schießen, töten, foltern und vergewaltigen auf blößen Verdacht. Menschen werden gekidnappt und verschwinden einfach; nur selten wird eine Leiche gefunden, können die Angehörigen das Opfer wenigstens würdig bestatten.

Allein in den ersten zwei Jahren nach Entsendung der Armee kommen Tausende Andenbewohner durch den Terror des Militärs um.

Eben darauf hat Guzmán spekuliert: eine blutige Realität, die viele Opfer kostet und so den Senderos stützt. Tanätsch neigen viele zuvor noch zögerliche Dörfler nun seiner Mordtruppe zu, die ihnen gegenüber der Armee als das kleinere Übel erscheint.

Im offenen Gefecht jedoch haben die Guerilleros keine Chance. Einer Schätzung zufolge verfügen sie Anfang 1983 nur über zwei leichte Maschinengewehre, ein Sturmgewehr, je 50 Maschinengewehre und Revolver sowie ein paar Karabiner und Büchsen – Beste aus den Überfällen auf Haciendas und Polizisten.

Häufig kämpfen die Senderistas mit Macheten, Messern, Ästen, Speeren. Vor allem aber mit Dynamit und Sprengsätzen, die sie mit Schülern aus Lama-

Har schleudern, oft tödlich genau. Zwar fällt ihnen im Laufe der Kämpfe zunehmend modernes Kriegsgut in die Hand. Dennoch bleiben solche Waffen sowie die zugehörige Munition knapp.

Dafür begünstigt das unwegsame Gelände die Aufständischen. Fast unbefestigt können sie sich über die zerklüfteten Gebirgslänge der Anden und durch den dichten Dschungel im Osten der Berghette bewegen.

Ihr zweiter Vorteil ist Ortskenntnis. Anders als das Militär, das wie taub und blind zuschlägt, haben die Guerilleros in den Dörfern „tausend Augen und tausend Ohren“, wie sie verkünden.

Da es zu den von Mao gelehnten Taktiken gehört, sich vor einem überlegenen Feind zurückzuziehen, überlässt der Sendero manche Dörfer den Regierungstruppen und deren Willkür.

Die dortigen Bauern fühlen sich verraten: Für ihre Unterstützung der Guerilla haben sie Schutz vor dem Militär erwarnt, den Guzmán's Leute ihnen nun verweigern. Um enttäuschte Dorfbewohner aber versuchen, die Seite zu wechseln, schlägt der „Leuchtende Pfad“ erbarmungslos zurück. So wie Anfang April 1983 in Lucanamarca.

Dieses erste große Massaker des Senderos an Bauern ist ein Fanal: Immer mehr Indios begreifen, dass sie zwischen zwei rücksichtslosen Gruppierungen gefangen sind. Und dass viele der Maoisten die ungebildeten Berghute kaum weniger versuchten als die weißen Machthaber – nach einem Rückzuggriff protest ein Guerillaführer: „Wir haben diese aus Scheiße gemachten Wilden angelockt!“

Denn der „Leuchtende Pfad“ ist ein Abbild der Gesellschaftsordnung, gegen die er vorgeht: rebellierte. Die Mehrheit der einfachen Guerillakrieger, die kämpfen – und sterben – sind Indianer vom Land; dagegen wird die Führung von akademisch gebildeten Metizern aus den Mittelschichten der Städte dominiert.

Dessen engster Kreis besteht vor allem aus Professoren, Studenten, Oberschülern, Lehrern. Und an der Spitze der Organisation steht ein Mann, der einen absolutistisch regierenden Monarchen gleicht: Abimael Guzmán, das Phantom,

Der Staat reagiert mit Gegenterror



Fast 70.000 Menschenleben fordert der „Vollkrieg“ des »Leuchtenden Pfades« zwischen 1980 und 2000. Die meisten Opfer sind Bauern, die nicht mit der Guerrilla oder dem Militär kooperieren



Im September 1992 gelingt es Perus Geheimpolizei, Abimael Guzmán zu verhaften. Wie eine Trophäe präsentieren die Behörden den Guerrillaführer anschließend in einem Getteckkäfig

das stets unsicher bleibt und nie an Gewaltaktionen teilnimmt.

Jahrelang leskt er von einem Versteck in Lima aus alle Aktionen des Senders, achtet mit eiserner Sorgfalt auf die ideologische Geschlossenheit und die bedingungslose Disziplin seiner Truppe.

So sehr Guzmán das brutale Vorgehen der Armee begrüßt, weil es die Zivilbevölkerung in den betroffenen Gebieten der Führung des Landes entfremdet: Militärisch schadet es seinen Plänen.

Nach heftigen Verlusten muss sich der »Leuchtende Pfad« 1984 aus Teilen des Departements Ayacucho zurückziehen. Doch kann er sich vor allem im Dschungelgebiet und im Hochland der Nachbarregion halten und festsetzen.

Darauf trägt die Unfähigkeit der Regierung bei, eine schlüssige Strategie zu entwickeln. Zivilisten, Militärs, Polizei und Geheimdienste misstrauen einander, befürchten sich um Macht und Einfluss. Einen General, der den Gegenterror der Armee begrenzen und durch Entwicklungsprojekte ergänzen will, ersetzt die Regierung durch einen Hardliner.

Als 1985 der Sozialdemokrat Alan García zum Präsidenten gewählt wird, hat bereits die Wehrtüchtigkeit von den Terror in den Anden Notiz genommen, sind die Menschenrechtsverletzungen der Armee zum Skandal geworden. García verspricht einen neuen Kurs.

Dann aber meuten inhaftierte Senderistas in drei Gefängnissen. Längst

sind die Zuchthäuser selbst Brutstätten der Rebellion geworden, in denen Kader trainiert, Miststreuer indoziert, Pläne geschmiedet werden. Man sehen Polizei und Militär ihre Chance, werfen den Aufreißer blutig nieder – und massakrieren anschließend Handlanger Überlebende.

Gerüchten zufolge kommt der Befehl dazu vom Präsidenten, García streitet dies ab, lässt 25 Polizisten vor Gericht stellen. Daraufhin verweigern Teile der Armee den Kampf gegen den Sender.



Während der Staat zwischen Gewalteinbrüchen und Ohnmacht schwankt, kann Guzmán in mehreren »Guerrillazonen« die entrebten Basen errichten, vor allem in einigen Randgebieten des Departements Ayacucho, aus denen das Militär die Kämpfer nicht verdrängen konnte.

Es sind Regionen des Terrors, in denen aufsteigt, wie Peru nach einer erfolgreichen Revolution des »Leuchtenden Pfades« aussehen würde (auch wenn sich Guzmán kaum je konkret über die kommunistische Zukunft äußert, die er für sein Land versieht).

Die Hierarchie ist harsch und verläuft von den verantwortlichen Kommandanten über die Kämpfer hinab zur »befreiten Masse«, die Mais, Bohnen und andere Feldfrüchte für alle anbaut. Viele Bauern haussen, dem Wetter ausgesetzt, in Zelten, unzulänglich gekleidet, unterernährt, krank: Ihre Bedürfnisse müssen zurückstehen, die Truppe geht vor.

Aufsässigkeit, gar Flucht werden brutal bestraft. Gebete und christliche Feiertage sind verboten, manche Kommandeure verlangen, dass die Bauern nicht mehr »ach Jesus!« schreien sollen, sondern »ach Gonzalo!«. Denn so nennt sich Guzmán nur: »Präsident Gonzalo«.

Guerrillas ermonden halbe Familien, bevor sie die andere, traumatisierte Hälfte zwangsrekrutieren. Sie fordern die Auslieferung von Kindern oder töten Eltern, um deren Söhne und Töchter zu rasben. Denn Kinder sind Guzmán wichtig. Sie sollen Gefällnisse ersetzen.

Nach jung und prägnant, werden sie vom neunten Lebensjahr an militärisch gedrillt, indoziert, aufs Töten und Sterben für »Präsident Gonzalo« vorbereitet. Leben Verwandte mit auf der Basis, ist die Anneke nicht »Papa« oder »Tante«, sondern »Genosse« oder »Kamerad«. Härte gilt alles: Es kommt vor, dass Guerrillas, die vor Elend und Armut in Tränen ausbrechen, von ihren Kameraden hingerichtet werden.

Mit zwölf Jahren werden die Kinder in die Kampfverbände übernommen.



Traditionelle Feste verschaffen den Andenbauern ein wenig Ablenkung von ihrem einsynigen Alltag. Doch der «Leuchtende Platz» unterragt in den von ihm kontrollierten Gebieten Feiern als Verschwendung von Ressourcen – schließlich müssen die besetzten Gemeinden nun auch die Kämpfer der Guerilla ernähren

Und oft in der ersten Reihe eingesetzt: Da sie nichts als die eine Wahrheit kennen, morden und brandschatzen die jüngsten Senderistas besonders fanatisch.

In den unkämpften Zonen wird die Guerilla zunehmend blindwütig. Sie sprengt Brücken, zerstört Stromtrassen – versucht geizig, die Infrastruktur, jede zivile Organisation zu zerstören.

Manchmal marschieren Kommandos in ein Dorf ein, greifen sich am Ortsrand einen Dorfbewohner und fragen, wer in der Gemeinde ein Amt bekleide, und sei es noch so unbedeutend: als Ortsvorsteher, Küster, Schlächterverwalter des Friedhofs.

Dann findet ein „Volkgericht“ gegen die Vertreter der „alten Ordnung“ statt, anschließend die Hinrichtung. Die Guerilleros – nicht selten Frauen – zie-

hen das Haupt des Opfer an den Haaren zurück und schneiden die Kehle durch „wie Hühnern“, so ein Zeuge.

Zuweilen fangen sie das aus den Schlagadern schießende Blut auf und schreiben damit Passen auf die Mauern. Manchmal zerschlagen sie den Kopf mit Steinen. Oder sie überschütten das Opfer mit Benzin und zünden es an.



Sie verbieten Beerdigungen, damit die Leichname zur Entwürdigung und Abschreckung öffentlich verrotten.

Viele Indios haben die Senderistas inzwischen für die mythischen *taqas*, menschenfressende Ugebeuer, die der Legende nach ihre Opfer auf grausame Weise köpfen.

Statt Partei zu ergreifen, versuchen die Andenbewohner, irgendwie durchzukommen. Verlangen die Rebellen Lebensmittel oder Untertan, erlauben sie beides. Anschließend aber tügen die Bauern alle Hinweise auf die Anwesen-

heit der Kämpfer – und kollaborieren ebenso willig, wenn die Armee auftaucht.

Vor allem die Frauen ringen zäh ums Überleben ihrer Familien. Sie schicken die von Mord oder Rekrutierung bedrohten Männer und Söhne in die halbwegs sicheren Städte, bringen Kinder bei Verwandten und Paten in stabilen Regionen unter, holen Großeltern ins Haus, um selber mit den Babys am Leib zwischen den Fluchtorten wandern, Lebensmittel, Informationen, Geld anherbringen zu können.

Oft werden sie auf ihrem Weg von Soldaten, die sie für Senderista-Sympathisanten halten, misshandelt und vergewaltigt. Und machen doch immer weiter Suchen nach „Verschundenen“, organisieren Menschenrechtskomitees.

Ayacucho ist ein Quechua-Wort. Es bedeutet „Winkel der Toten“.

D

Der Ort Cangari-Vira Viru im Departamento Ayacucho liegt auf einem wasserarmen Karren oberhalb eines Flusses. Eine Erdmauer mit 18 Wachtürmen aus Lehm und roten Ziegeln umgibt das Dorf, davor Dornengestrüpp. Morgens ziehen die Einwohner auf die Felder und Weiden am Fluss, abends treiben sie ihre Ziegen und Kühe zurück in die Festung, benennen die Türme. Und haben Wacht gegen den Sendero Luminoso.

Das Wehrdorf haben sie 1990 innerhalb nur eines Monats errichtet – auf Drängen der Militärs, um die Bewohner von zwei Siedlungen aufzutranschieren.

Es ist Teil einer neuen Strategie. Nachdem der Gegenterror gescheitert ist, versucht die Armee, das Vertrauen der Landbevölkerung zurückzugewinnen und sie in Milizen zu organisieren. Gegen die Rebellen geht die Truppe weiter rücksichtslos vor – Unbeteiligte aber werden nun möglichst geschont.

Offiziere, die Quechua sprechen, streifen die traditionellen Strickmützen und *Pachos* der Andenbewohner über, gehen in die Siedlungen und versprechen

Medizin, Werkzeuge, Lebensmittel, später auch Traktoren, Lastwagen. Und werben für ein Bündnis gegen den inneren – überall gefürchteten Sendero.

Auf diese Weise haben sich in mehr als 3500 Dörfern nun *reservas campesinas* gebildet, „Bauernpatruillen“. Einige aus eigener Initiative, andere auf Überredung oder Einschüchterung hin.

Die Waffen der Bauern sind einfache Macheten, Speere, selbst gefertigte Büchsen, Gezäune aus Konservendosen, Schwarzpulver und Nägels. Denn Ausrüstung erhält die Staatsmacht dem *reservas* vor: Seit der *conquista* sind moderne Waffen in Peru ein Monopol der Herrschenden. Und dabei soll es nach dem Willen der Elite auch bleiben.

Doch die Formierung des bewaffneten Widerstands, ist der Anfang vom Ende des Sendero in den Andengebieten, wie sich später herausstellen wird.

Einen weiteren Schlag fügt der Bewegung ein Wechsel in der Politik zu: Im Juni 1990 wählen die Peruaner, erschöpft von dem nicht endenden Bürgerkrieg und einer Wirtschaftskrise mit Inflationsraten von über 1000 Prozent, einen Außenseiter zum Präsidenten.

Alberto Fujimori, Kind japanischer Einwanderer und Kandidat der neu gegründeten Partei *Cambio 90* („Wechsel 90“), ist frei von vielen Skrupeln und Vorurteilen seiner Vorgänger. Ökonomisch verordnet er dem Land eine neoliberale Schocktherapie. Zugleich sucht er die Nähe der Generäle, stärkt die Geheimdienste und weist sie an, die Falschung nach den führenden Köpfen des Sendero zu verstärken. Sein neuer Geheimdienstchef Vladimiro Montesino, schon bald der mächtigste Mann im Staat, befehligt eine illegale Todeswache, die in der Hauptstadt gezielt echte oder vermeintliche Mitglieder der Guerillaorganisation ermordet.

Zur gleichen Zeit sieht Guzmán das „strategische Gleichgewicht“ ruhen – nach Mao Zedong die Phase unmittelbar vor der entscheidenden strategischen Offensive der Revolutionäre. Und er befiehlt, den Aufstieg ins Herz des Landes zu tragen: nach Lima. In die alles beherrschende Metropole.

Mit ihren baumbestandenen Boulevards, Einkaufsauslagen, Computerge-

schäften, Kinos und Videotheken, ihren italienisch wirkenden Cafés ähnelt die Kapitale dem Brückenkopf einer anderen Welt. Doch bereits jenseits der Innenstadt und der besseren Viertel beginnt das andere, das verfallende Peru. Wie eine Sichel legen sich weit ins Unland reichende Stürme um das Zentrum.

Hier wohnt fast jeder zweite Limaño, mehr als drei Millionen Menschen. Viele hausen in Hütten aus Strohmatten und Wellblech. Die Glücklicheren leben in den rustenförmig angelegten Straßenzügen von Villa El Salvador, das einmal als Montaniedlung konzipiert war.

Auch in Villa El Salvador herrschen Armut und Kriminalität. Trotzdem ist das Quartier in mancher Hinsicht ein Erfolg: Nigundwo in Peru gibt es eine so große Dichte von kommunalen Entwicklungsprojekten, Selbsthilfegruppen, sozialen Clubs und Gewerkschaften. Das Viertel scheint gefeit gegen den Sendero.

Genau das reizt Guzmán. Sozialreformer hält er für gefährliche Handlanger der herrschenden Klasse. Kann der Sendero sie in Villa El Salvador verdrängen, sei der Sieg so gut wie sicher.

Ab 1990 verschärfen seine Leute gezielt politische Rivalitäten, Unzufriedenheit, Gerüchte von Korruption und Machtmissbrauch. Gewissen Anhänger, unterwandern Institutionen.

Dann greifen sie erneut zu Drohungen und Mord: zwingen Gewerkschaftsführer, Ortsvorsteher, Entwicklungshelfer zum Rückzug – oder töten sie, oft mit Dynamit. Bringt Ärzte, Anwälte, Taxi-fahrer und Ladenbesitzer um. Allmählich verschiebt sich die Machtbalance in Villa El Salvador. Das Quartier wird zur umkämpften „Guerrillazone“.

CIA-Analysen kommen zu dem Schluss, Peru sei am Ende: noch drei Jahre, dann werde Guzmán die Macht übernehmen.

Auch 1992 ist ein furchtliches Jahr. Dutzendweise fallen Bauern im Kampf gegen die Guerrilleros – und töten, morden, klopfen im Gegenzug Senderistas. In den Armenvierteln der Städte steigt die Mordrate, in Vierteln der Mittelschicht explodieren Bomben, Politiker sterben bei Attentaten.

Um freier Hand gegen den Terror zu haben, löst Präsident Fujimori am



Um 1990 agiert der «Leuchtende Pfad» auf annähernd der Hälfte des peruanischen Staatsgebiets. Erst nach der Verhaftung Guzmán 1992 gelingt es der Regierung, die Guerrillakämpfer zurückzudrängen. Ab etwa 1995 gilt sie als besiegt.

5. April 1992 mit Unterstützung der Armee das Parlament auf. Zudem setzt er die Verfassung außer Kraft und beruft in die obersten Gerichte des Landes Kandidaten seiner Wahl. Aber auch dieser Staatsstreich bringt keine Wende.

Im Juli töten Autobomben Dutzende Limeños, verletzen Hunderte. Soldaten erführen aus vermeintlich verlässliche Studenten aus einem Wohnheim, ermorden sie, lassen die Leichen verschwinden. Wie gelähmt erwartet Peru den Kollaps.

12. September 1992, Lima. Geduldi beobachten mehrere Polizeisten in der Calle Uno ein lindgrünes Haus, das die Nummer 439 trägt.

Sie stehen unter dem Kommando von General Antonio Ketin Vidal, der seit 1985 die Antiterrorabwehr der Polizei führt – einem kultivierten Mann, der sich bei deutschem Weißwein und Musik von Bach, Beethoven oder Schumann entspannt und die großen Philosophen des 20. Jahrhunderts liest.

Vidal bewundert, was er „die britische Schule“ nennt: detaillierte, eher konventionelle Ermittlungsarbeit. Von einem Briten stammen seine Grundsätze erfolgreicher Aufstandsbekämpfung: Die Armee solle nur als nachgeordnetes Instrument dienen; der Gegner verdiene Respekt; man müsse versuchen, die Bevölkerung für sich zu gewinnen.

Im Erdgeschoss des Hauses 439 in der Calle Uno unterhält eine Tanzlehrerin, die mit einer verhafteten Sendero-Sympathisantin befreundet war, ihre Schale. In der ersten Etage sind auch tagtäglich die Vorhänge zugezogen. Seit Monaten schon schlendern Geheimpolizisten immer wieder als verkleidete Paare garniert über die Straße, pflegen als Gärtner die öffentlichen Rabatten. Sonneneln, als Müllmänner verkleidet, den Abfall ein.

Und finden darin eine Medikamentschachtel, die ein schwedisches Mittel gegen Schuppenflechte enthalten hat – unter der Guzmán leidet. Dann Ziga-

retterkappen der Marke „Winston“ (dass Guzmán „Winston“ raucht, ist auf einem alten Videoschnitt zu erkennen).

Zudem kauft die Tantelehrerin mehr Lebensmittel, als sie für sich und ihren Mann brauchen würde. Und große Unterhosen – während ihr Mann eher schmal ist. Vidal hat nun einen Verdacht.

Zu der Zeit plant Abimael Guzmán die Expansion der Revolution über Peru hinaus. Botschafter des Senders suchen Kontakt zu möglichen Sympathisanten in Bolivien, Ecuador und Chile.

Gebannt von der Agonie Limas, nehmen nur wenige wahr, dass der „Leuchtende Pfad“ in der Krise steckt. Dass sich von den Gipfeln der Anden bis in das regnerische Tal des Apurimac nun wirklich ein Volksaufstand entfaltet: gegen den maoistischen Sendero.

Viele Bauern haben ihre Ängste verloren, sehen, dass sie gegen den Terror etwas ausrichten können. Langsam neigt sich das Kräfteverhältnis gegen die Rebellen, entgleitet ihnen die Kontrolle über ein Dorf nach dem anderen.

Am 12. September stirbt Antonio Kertz Vidal selber in einem Auto in der Calle Uno. Ein kühler Samstagabend.

Gegen 20 Uhr betritt ein Paar das Haus Nr. 459. Als es rund eine halbe Stunde später wieder herauskommt, befindet Vidal seinen Kommando des Einsatzes. Das Paar wird verhaftet, die Tür zur Wohnung im ersten Stock aufbrechen.

Wenig später meldet das Kommando über Funk: „Wir haben Fettmaul“ – Guzmáns Spitzname unter den Geheimpolizisten. Vidal steigt aus und klinkt mit der Strafen von Calle Uno 459 einpor.

Dann steht er vor dem Mann, dessen Propaganda ihn eben noch gefiebert hat als „die grandioseste Frucht der bewussten Materie, hervorgebracht und geschmiedet vom kommunistischen Proletariat: der Führer der Weltrevolution, die Synthese eines millionenfachen Willens, Licht, Lehrer und Leiter von Kommunisten und Revolutionären, die das Volk bilden, Führer der Unterdrückten und Ausgebeuteten zu ihrer Befreiung“.

Guzmán ist grau geworden, aufgeschwemmt. Ein Bein steif von der Schuppenflechte. Er ist völlig überrascht.

Vidal sagt: „Wie Sie als Dialektiker wissen, Dr. Guzmán, gibt es Zeiten, da

gewinnt man, und Zeiten, da verliert man. Dieses Mal haben Sie verloren.“

Anschließend bespricht er die Presse – und dann erst seine Vorgesetzten. Er will einen ordentlichen Prozess, keinen weiteren Totschlag.

G

Guzmán überlebt – und Präsident Fujimori kostet den Triumph über seinen größten Feind aus, demütigt den Terroristenführer. Er steckt ihn in einen gestreuten Sträflingsanzug, der eher an US-Gangsterfilme als an peruanische Gefängnisse erinnert, und führt ihn der Öffentlichkeit wie ein wildes Tier in einen Gitterkäfig vor.

Mit Guzmán geraten zwei seiner wichtigsten Kommandeure sowie das Parteiarchiev in die Hände des Geheimdienstes: bis Jahresende sind 19 von 22 Mitgliedern der Parteiführung gefasst.

Nach den Verhaftungen beginnt der Krieg abzuklingen. Der mythische Guerillaführer erspürt sich als krankes, alter Mann, der Fujimori bald – im Gegenzug für Erleichterungen seiner Haftbedingungen – ein „Friedensangebot“ macht und die Einstellung der Kämpfe verspricht. Seine Organisation zerfällt nun in einzelne Einheiten und Fraktionen, wird immer kleiner und unbedeutender.

„Präsident Gonzalo“ wird zu lebenslanger Haft verurteilt und sitzt in einer Marinebasis ein. Bu heutz.

Einer seiner Zellennachbarn ist Vladimir Montesinos. Der einstige Geheimdienstchef büßt eine Haftstrafe ab, für eine Vielzahl von Verbrechen – darunter die Morte seiner Todesschwärze.

Im Jahr 2000 stürzt Alberto Fujimori über einen Korruptionskandal. Die neue peruanische Regierung setzt bald darauf eine „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ ein. Sie soll die im Bürgerkrieg begangenen Verbrechen und Menschenrechtsverletzungen aufklären. Der Abschlussbericht der Kommission im Jahr 2003 gibt dem Sendero Luminoso die Verantwortung für mehr als die

Halbte der insgesamt knapp 70.000 Todesopfer. Fast 26.000 Menschen seien von Militär und Polizei getötet worden.

Wenigleich auch heute noch einzelne Zellen des „Leuchtenden Pfades“ existieren, die sich in entlegenen Landesteilen als Schutzmacht der Coca-Bauern etabliert haben, sind die radikalen Kämpfer keine Bedrohung mehr für Peru.

Und auch in fast allen anderen Ländern Südamerikas hat der Übergang zu demokratischen, häufig linkspopulistischen Regierungen den Niedergang der Untergrundbewegungen eingeleitet.

Nur in Kolumbien kontrolliert die seit einem halben Jahrhundert kämpfende FARC, die sich durch Entführungen und Drogenhandel finanziert, noch immer große Teile des Landes. Doch seit 2012 verhandeln auch deren Kämpfer mit der Regierung über einen Friedensschluss.

Insgesamt haben sich die meisten Länder des Kontinents in den vergangenen Jahren stabilisiert, von wirtschaftlichen Krisen etwa in Argentinien und Venezuela abgesehen. Symbolisch für die neue Ära steht die Wahl des früheren Stadtgehirns José Mujica (von den – in ihrer Brutalität nicht mit dem Sendero vergleichbaren – Tupamaros) 2010 zum Staatspräsidenten von Uruguay.

In Südamerika, so scheint es, ist die Zeit von Gewalt und Gegengewalt endgültig vorbei. ■

Dr. Matthias Meyerhöller, Jg. 1969, schreibt regelmäßig für GEOEPPOGIE. Andreas Seidelmaier, Jg. 1965, gehört zum Forschungs- und Redaktions-Team der Redaktion. Die Fotos entstammen dem Projekt TAPOS (Talleres de Fotografía Social, „Workshops für Sozialfotografie“). In dieser Initiative wurden zwischen 1986 und 1994 rund 200 Latinfotografen mit Kameras und Schwarzweißfilmen ausgestattet, damit sie in Bildern Zeugnis ablegen konnten von ihrem Leben, ihrer Angst, ihrer Hoffnung in einem von Gräueltat geprägten Land.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Gustavo Górriz, „The Shining Path“, University of North Carolina Press: die beste Darstellung des peruanischen Guerillakrieges. Steve J. Stern (Hg.), „Shining and Other Paths“, Duke University Press: Aufsatzsammlung zu Aufstieg und Fall des Sendero Luminoso.

Die Geschichte Südamerikas

Ab 1499 unterwerfen Konquistadoren im Auftrag ihrer europäischen Herrscher binnen weniger Jahrzehnte nahezu ganz Südamerika. Im 19. Jahrhundert können die Nachfahren der einstigen Einwanderer die Unabhängigkeit für ihre Nationen erkämpfen. Doch erst an der Wende zum dritten Millennium scheint Ruhe auf dem Kontinent einzukehren

Text: OLAF HUSCHKE, Karten: STEFANE PETERS

Um 1490

In Südamerika leben zwischen zehn und 50 Millionen Menschen, darunter gut ein Drittel im Reich der Inkas, einem straff organisierten Vielvölkerstaat in der Andenregion, der sich über Teile der heutigen Staaten Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Chile und Argentinien erstreckt.

1492

Spanien. Das Königspaar Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien beauftragt den genuesischen Seefahrer Christoph Kolumbus damit, den westlichen Seeweg nach Indien zu erkunden, stattdessen auf der Fahrt entdeckte Inseln und Länder für die Monarchen in Besitz zu nehmen und Handelsbeziehungen mit deren Bewohnern zu knüpfen. Nach gut zweimonatiger Seereise lässt Kolumbus vor der zu den Bahamas gehörenden Insel Guanahani anker. Da er glaubt, in Indien gelandet zu sein, nennt er die Bewohner des Eilands *indios*. Bei späteren Reisen nimmt er unter anderem die Inseln Kuba und Hispaniola in Besitz.

1494

Da Portugal unter Berufung auf einen Vertrag die von Kolumbus entdeckten Gebiete beansprucht, vermittelt Papst Alexander VI. zwischen den Seemächten: Im Vertrag von Tordesillas teilen sie die unentdeckte Welt durch eine Demarkationslinie in der Nähe des 46. Grades westlicher Länge, sodass die Gebiete 2000 Kilometer westlich der Kapverdischen Inseln Spanien zufallen; alle Territorien östlich dieser Linie Portugal. Andere Nationen erkennen den Kontakt indes nicht an.

1498

Auf einer weiteren Reise geht Kolumbus vor der Küste Südamerikas vor Anker. Er glaubt, noch eine große Insel entdeckt zu haben.

1499

Venezuela. Der Spanier Alonso de Ojeda lässt einen Teil der südamerikanischen Küsten kartieren und entführt mit seinen Begleitern zahlreiche Indios, die er in Spanien als Sklaven verkaufen wollte.

* Die geographischen Angaben beziehen sich in der Regel auf die heute existierenden Staaten

1500

Portugal. König Manuel I. beauftragt den Seefahrer Pedro Álvares Cabral mit einer Indien-Expedition. Doch der kommt vom Kurs ab, landet an der brasilianischen Küste und nimmt das Land für seinen König in Besitz. Da Kunstschätze aber weder Gold noch Silber finden, schickt der König in den folgenden Jahren nur verurteilte Straftäter und einige Priester dorthin. Verrückte gründen Kaufleute Niederlassungen, um bei den *indios pau brasil* („glühendes Holz“) gegen Messer und Ante zu tauschen. Bald wird die ganze Kolonie nach dem rötlichen Rohstoff benannt, den die Europäer zum Färben von Textilien nutzen.

1503

Spanien. Die Herrscher gründen eine Kolonialbehörde, die vor allem ein staatliches Handelsmonopol durchzusetzen hat. Die *conquistadores* genannten Eroberer (die im königlichen Auftrag unterwegs sind, ihre Unternehmen aber privat finanzieren) sowie Kaufleute müssen einen Teil ihrer Erträge ans Königshaus abführen.

Flora. Unter dem Titel „Mundus Novus“ erscheint ein Bericht des Kaufmanns und Entdeckers Amerigo Vesputi, der die von Kolumbus erkundeten Gebiete erstmals als Kontinent beschreibt. Der Autor ist mit Ojeda sowie einer portugiesischen Expedition in die Neue Welt gesegelt. Wenig später zeichnet der deutsche Kartograph Martin Waldseemüller eine Weltkarte, auf der er den südamerikanischen Kontinent nach Amerigo Vesputi „Amerika“ nennt.

1512

Spanien. Per Gesetz legt die Krone die Grundlage für die Zwangsarbeit der indigenen Bevölkerung Südamerikas. Als Entlohnung für die Eroberung und Kolonisierung der Neuen Welt bekommen spanische Einwanderer je nach Leistung eine bestimmte Anzahl von Indios „*encomienda*“, als Lohn für deren Arbeit sollen die Spanier die Südamerikaner „zivilisieren“ und durch Unterweisung im christlichen Glauben dessen „Seele erretten“. Zudem hat Spaniens König Karl I. klämische Menschenhänd-

ler autorisiert, Afrikaner als Sklaven in die Neue Welt zu verschleppen.

1520

Venezuela. Spanier gründen mit Nueva Toledo die erste dauerhafte Siedlung auf dem südamerikanischen Festland. Sie haben diese Region unter anderem gewählt, weil die dort lebenden Guajiro-Indianer nach Perlen tauschen, die in Europa sehr gefragt sind. Darüber hinaus müssen die Einheimischen für die Siedler bald auch in Flüssen Gold schürfen.

1525

Kolumbien. Europäer gründen an der Nordküste die Siedlung Santa Marta. 1533 errichten sie die Hafenstadt Cartagena, fünf Jahre später Bogotá.

1528

Venezuela. Das Augsburgische Handelshaus der Welser erhält von Spaniens König Karl I. für eine ihm gewährte Anleihe die Statthalterschaft über die Provinz Venezuela. Die Deutschen verpflichten sich, die Region zu kolonisieren und dort nach Gold zu suchen. Tatsächlich aber versuchen sie, durch

1500: DIE WELT DER UREINWOHNER

Raub und Sklavenjagd schnellen Profit zu machen, und vernachlässigen die Kolonie. 1516 entsteht Karl I. ihnen die Region.

1532

Peru. Mit knapp 200 Reitern und Infanteristen dringt der spanische Abenteurer Francisco Pizarro in das durch Seuchen und Thorstreitigkeiten geschwächte Inka-Reich vor. Die Einheimischen sind den Feuerwaffen und Lanzenreitern der Europäer nicht gewachsen. Im Jahr darauf löst Pizarro den Herrscher Atahualpa hinrichten und nimmt die Hauptstadt Cuzco ein. Anschließend macht sich der Eroberer, der das Reich nun im Auftrag Spaniens regiert, daran, Städte und Regionen auszuplündern und deren Bewohner zu versklaven. Die Krone ist mit einem Fünftel an der Beute beteiligt.

1533

Brasilien. Portugals König beginnt, das Land systematisch zu kolonisieren. Er vergibt entlang der Küste 15 umfangreiche Lehen. Nun entstehen auch dort größere Orte. Zudem legen Siedler Plantagen mit aus Indien stammendem Zuckerrohr an. Viele Indios sterben an Seuchen und an den Folgen der harten Arbeit. Deshalb lässt der König bald Afrikaner als Sklaven nach Brasilien verschleppen.

1535

Argentinien. Spanier gründen Siedlungen am Río de la Plata, darunter Buenos Aires. Zudem nehmen sie von Peru aus



Südamerika, um 1500: Im Westen hat die Hochkultur der Inka einen komplexen Staat erschaffen, während die Arawak im Norden in dörflichen Gemeinschaften leben und die Guaraní am Río Paraguay als hallenordische Jäger und Sammler. Doch so unterschiedlich die Völker auch sind, fast allen droht das gleiche Schicksal: die Eroberung durch die Europäer

den Nordwesten des Landes ein. Aus Buenos Aires werden sie von Einheimischen auch wieder vertrieben; erst 1580 können sie die Stadt erneut gründen.

1537

Ram. Nach jahrelangen Besatzungen erklärt Papst Paul III. in einer Bulle, die Indios seien vernunftbegabte Menschen, in

der Lage, den katholischen Glauben anzunehmen, und dürfen nicht versklavt werden. Gleichwohl verbessert sich die Lage der Indios nicht.

1539

Peru. Nach der Niederlage gegen Pizarro ziehen sich die Inka ins Hochland der Anden zurück und gründen die befestigte

Stadt Vilcabamba. Erst gut 30 Jahre später können die Spanier die Festung einnehmen – und Tupac Amaru töten, den letzten Herrscher der Inka.

1541

Venezuela. Der aus Deutschland stammende Ritter Philipp von Hutten macht sich auf die Suche nach dem legendären

Goldreiß El Dorado, allerdings ohne jeden Erfolg.

1543

Peru. Spanien gründet das Vizekönigreich Neu-Kastilien (später in Peru umbenannt), zu dem ein großer Teil Südamerikas gehört – nicht jedoch das portugiesische Brasilien sowie Venezuela, das Teil des bereits 1515 gegründeten mittelamerikanischen Vizekönigreichs Neu-Spanien ist. Mit der Zentralisierung der Verwaltung wird die Macht des Königs gegenüber den Konquistadoren gestärkt.

1545

Bolivien. Im Vizekönigreich Neu-Kastilien entdecken Spanier eine Silbermine, gründen die Stadt Potosí, legen ein Bergwerk an und zwingen Indios zur Arbeit. Die Silbermine wird zur wichtigsten Einnahmequelle der Krone in der Neuen Welt. Zwischen 1503 und 1660 werden etwa 17 000 Tonnen amerikanischen Silbers nach Spanien verschifft.

1548

Brasilien. João III. von Portugal ernennt den Adligen Toró de Sousa zum ersten Generalgouverneur Brasiliens. Sousa gründet unter anderem Bahia, das für zwei Jahrhunderte die Hauptstadt der Kolonie sein wird. Um 1600 leben in der Stadt bereits 2000 Europäer.

1553

Chile. Indios vom Volk der Mapuche greifen die spanische Fregata Tucapel an, nehmen den Gouver-

neur der Provinz gelangen und töten ihn. Einige Jahre nachden Pizarro Männer erstmals von den Indianern aus der Region vertrieben worden waren, sind die Spanier zurückgekehrt, haben 1541 die Stadt Santiago gegründet und große Gebiete eingenommen. Den Mapuche gelingt es, sich den Spaniern über Jahrzehnte zu widersetzen, bis Madrid ihnen 1641 in einem Vertrag die Autonomie in ihrer Region zugesteht.

1580

Spanien. Nach dem Tod des portugiesischen Königs vereint Philipp II. von Spanien, ein Verwandter des Verstorbenen, die iberischen Kronen. Damit herrscht er auch über das portugiesische Kolonialreich. Erst 1640 wird die Union wieder aufgelöst.

1600 (1602)

Seit dem Jahr 1500 hat die Zahl der Indios um schätzungsweise 90 Prozent abgenommen. Die Gründe: Mangel, Zwangsarbeit und eingeschleppte Seuchen. Auch viele Eroberer kommen um, etwa die Hälfte stirbt bei Kämpfen oder an Krankheiten.

1609

Paraguay. Jesuiten gründen eine Siedlung für Indios, um sie zum Christentum zu bekehren. Bald entstehen vielerorts auf dem Kontinent solche Missionsstationen.

1615

Guayana. Kolonialbeamte informieren Spaniens König Philipp III. darüber,

dass niederländische Kaufleute in dem Gebiet an der Nordküste des Kontinents Handelsposten eingerichtet haben. Der Monarch lässt die Niederländer gewähren – wohl weil er nach langen Kämpfen erst wenige Jahre zuvor einen Waffenstillstand mit den Vereinigten Niederlanden geschlossen hat. Aus den Siedlungen entsteht bald eine niederländische Kolonie. Franzosen gründen dort später ebenfalls Handelsposten.

1708

Brasilien. Da im Südosten Gold gefunden worden ist, kommen immer mehr Portugiesen ins Land, um das Edelmetall zu schürfen. Doch die weißen Bewohner der Region, die vielfach in Brasilien geboren wurden, wehren sich mit Waffengewalt gegen die Neulinge. So entbrennt ein Bürgerkrieg, in dem die von der Regierung unterstützten Zuwanderer schließlich siegreich sind. Viele Brasilianer ziehen nun weiter westwärts, wo die bald neue Goldvorkommen entdecken.

1719

Die spanische Krone gründet neben dem bereits bestehenden Vizekönigreich Peru das Vizekönigreich Neu-Granada, das die heutigen Staaten Venezuela, Kolumbien und Ecuador umfasst. 1716 folgt die Gründung des Vizekönigreichs der La Plata, das aus Argentinien, Uruguay, Paraguay und dem heutigen Bolivien besteht. Im Jahr darauf

wird Venezuela aus Neu-Granada ausgegliedert und zu einem Generalkapitanat erhoben.

1750

Madrid. Portugal und Spanien einigen sich auf den Grenzverlauf zwischen ihren südamerikanischen Gebieten, nachdem portugiesische Siedler immer weiter in spanische Regionen vorgedrungen sind. Da in diesen Gebieten kaum Spanier siedeln, verzichtet Madrid auf sie – im Tausch gegen ein strategisch wichtiges Areal am Río de la Plata. Elf Jahre später wird das Abkommen revidiert. Erst 1777 einigen sich die zwei Staaten endgültig über die Grenze: Portugal verzichtet auf den Zugang zum Río de la Plata, erhält dafür das heutige Rio Grande do Sul.

1765

Falklandinseln. Briten gründen auf der knapp 400 Kilometer nördlich von Argentinien liegenden Inselgruppe eine Siedlung.

1776

Spanien. König Karl III. beschneidet die Kompetenzen seiner Vizekönige in Südamerika und setzt in den Verwaltungen der Provinzen ihre persönlich verantwortliche Intendanten ein, die Steuern erheben, die Finanzen kontrollieren und die öffentliche Sicherheit gewährleisten sollen. Bald werden auch Handelshemmnisse gelockert. Auf diese Weise will Karl III. Spanien mit den Vizekönigreichen zu einem Wirtschaftsraum ver-

schmelzen: Hopfen- und Amerika soll Rohstoffe liefern, die im Mutterland verarbeitet werden.

1780

Pena. José Gabriel Condorcanqui, ein christlich erzogener Inka, der sich nach einem königlichen Vorfahren nun Tipac Anca II. nennt, lässt einen hohen spanischen Beamten töten. Es ist der Höhepunkt im Kampf des Inka-Führers gegen die spanische Herrschaft. Nach der Bluttat wüthet das Heer seiner kämpfbereiten Anhänger auf 70.000 Mann an. Dennoch reiben spanische Soldaten die schlecht ausgerüstete Widerstandarmee bald auf. Tipac Anca II. wird 1781 hingerichtet.

1789

Brasilien. In der Region Minas Gerais erheben sich Nachfahren portugiesischer Einwanderer gegen die Herrschaft des Königs in Lissabon. Die Revolte wird niedergeschlagen.

1795

Venezuela. Afrikanische Sklaven und Indios rebellieren gegen die spanisch-stämmigen Kreolen. Zwar werden die Aufständischen nach besiegt, doch fürchten die Kreolen nun weitere Unruhen.

1799

Venezuela. Der deutsche Universalgelehrte Alexander von Humboldt landet in Caracas und beginnt im Jahr darauf eine fünfjährige Reise, um unter anderem Venezuela, Kolumbien und Ecuador zu erforschen.

um 1800

Seit Beginn der Kolonisation haben sich etwa 150.000 Spanier legal in Südamerika niedergelassen. Nach Brasilien sind wohl knapp eine Million Portugiesen eingewandert.

1805

Spanien. Das mit Frankreich verbündete Land verliert in der Seeschlacht von Trafalgar gegen Großbritannien einen Großteil seiner Flotte. Damit ist Madrid kaum noch in der Lage, seine Kolonien zu schützen. 1805 überfällt London die spanischen Besitzungen am Río de la Plata und besetzt unter anderem Buenos Aires. Die Invasionen werden von lokalen Milizen zurückgeschlagen. In Buenos Aires fordern Kreolen, weiße Nachfahren europäischer Siedler, nun die Unabhängigkeit von Spanien.

1807

Portugal. Napoleon Bonaparte marschiert in dem Königreich ein. Daraufhin flieht die Herrscherfamilie in die Kolonie Brasilien.

1808

Spanien. Napoleon zwingt König Ferdinand VII. zur Abdankung und setzt seinen Bruder Joseph als neuen Monarchen ein. Daraufhin beginnen die Spanier einen langjährigen Kampf gegen die Fremdherrschaft der Franzosen.

1809

Ecuador. Aufständische setzen den höchsten Kolonialbeamten ab, der das spanische Regime Joseph Bonapartes vertritt. In den

Folgenden Jahren erheben sich vielerorts kreolische Rebellen gegen Spaniens, die zu Bonaparte stehen – mit dem Ziel, die ererbten Regionen bis zu einer Rückkehr Ferdinands VII. auf den Thron zu verwalten. Doch schon bald erklären sich die ersten dieser von Aufständischen beherrschten Gebiete zu unabhängigen Staaten, so Venezuela, die Vereinigten Provinzen des Río de la Plata und Kolumbien. Einzig in Peru kommt es nicht zu Unruhen, denn dort sind starke Truppen stationiert, die zu dem Regime in Madrid stehen.

1814

Spanien. Ferdinand VII. wird wieder in sein Amt eingesetzt, nachdem einheimische und britische Truppen Napoleons Besatzungsarmee vertrieben haben. Nun will der König seine Kolonien in Südamerika zurückerobern.

1815

Venezuela. Ferdinand VII. schickt 10 000 Soldaten nach Übersee, die das Land für die spanische Krone zurückerobern sollen. Bald haben sie in Neu-Granada und Venezuela die alte Ordnung wiederhergestellt.

Brasilien. Rio de Janeiro wird Hauptstadt des neu gegründeten Vereinigten Königreichs von Portugal, Brasilien und den Algarven.

Guyana. Nachdem Napoleon in Europa vernichtend geschlagen worden ist, teilen die Fürsten auf dem Wiener Kongress sowie die Verhandlungsführer eines

britisch-niederländischen Abkommens Guyana (das in den Jahren zuvor von den Briten besetzt worden war) unter Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden auf.

1816

Venezuela. Simón Bolívar, ein reicher Landbesitzer aus Caracas, organisiert den Widerstand gegen die Spanier in seiner Heimat und bald auch in der kolumbianischen Region um Bogotá. Unterstützt wird er dabei von lokalen kreolischen Milizen, Truppen der Republik Haiti (einer früheren Kolonie Frankreichs) sowie von britischen und irischen Söldnern. Auf den Feldzügen eroberte Land verteilt er an Kämpfer seiner Armee. Bald kommandiert er 14 000 Mann.

1817

Chile. Unabhängigkeitskämpfer besiegen die Madrid-treuen Truppen im Land und rufen im folgenden Jahr die Republik aus.

1819

Auf Bolívars Vorschlag beschließt ein Kongress in venezolanisches Arguana, Venezuela, Neu-Granada und Quito (das heutige Ecuador) zur Republik Großkolumbien zu vereinen – obgleich längst nicht alle Regionen des neuen Staates vertreten sind. Quito und Teile Venezuelas sind noch von Spanien besetzt.

1821

Brasilien. Da die französischen Truppen aus Portugal vertrieben sind und

seine Heimat von Aufständischen anstürmt, wird, erneuert König João VI. seinen Sohn Dom Pedro zum Regenten Brasiliens und kehrt nach Europa zurück. Als im folgenden Jahr das Parlament in Lissabon Brasilien wieder zur Kolonie degradieren will, erklärt Pedro die Unabhängigkeit des Landes und proklamiert sich zum Kaiser.

1830

Venezuela. Simón Bolívar, von Krankheiten geschwächt, tritt als Präsident zurück. Als er Ende des Jahres an Tuberkulose stirbt, ist Großkolumbien bereits in die Republiken Venezuela, Neu-Granada und Ecuador zerfallen – nach dem Sieg über die Kolonialmacht verbindet die Bürger der Länder kaum noch etwas. Dennoch sind die neuen Staaten sehr ähnlich: Sie werden von der kreolischen Oberschicht beherrscht, Schwarze und Indios sind von der politischen Teilhabe weitgehend ausgeschlossen.

1844

Paraguay. Carlos Antonio López, einer von zwei gleichberechtigten Staatschefs, putscht und regiert das Land fortan als Diktator. Während seiner 18-jährigen Herrschaft eignet sich seine Familie etwa die Hälfte des Landesbesitzes an. Zudem baut er mit 50 000 Soldaten die größte Streitmacht Südamerikas auf. Nach seinem Tod 1862 führt sein Sohn Francisco Solano López Paraguay als Diktator.

1864

Uruguay. Von Brasilien unterstützte uruguayische Aufständische marschieren auf die Hauptstadt Montevideo. Fast gleichzeitig eilen paraguayische Truppen auf Bitten der bedrückten Regierung Uruguays herbei und greifen Brasilien an, über argentinisches Territorium, ohne Erlaubnis der dortigen Regierung. Daraufhin verbinden sich Argentinien, Brasilien und die inzwischen siegreichen uruguayischen Rebellen gegen Paraguay. Im Verlauf des Fünfjährigen Kriegs wird Paraguay völlig verwüstet. Schätzungen zufolge stirbt mehr als die Hälfte der wohl 500 000 Paraguayern.

1879

Chile. Truppen marschieren in Bolivien ein und besetzen die Hafenstadt Antofagasta. Zwei Monate später tritt Peru an Bolivien an. In den nun entworfenen „Salpeterkrieg“ ein. In der umkämpften Region wird seit Jahren Salpeter abgebaut und als Dünger nach Europa verkauft – zumeist von chilenischen Unternehmen. Als Bolivien entgegen bestehender Verträge die Exportsteuern erhöht und die Niederlassungen ausländischer Firmen zu verstaatlichen droht, sieht Chile darin einen Kriegsgrund. Nach fünf Jahren Krieg verliert Bolivien die Region um Antofagasta an Chile und so seinen Zugang zum Meer.

Argentinien. Die Regierung will das Siedlungsgebiet für die kreolische Bevölkerung in Ozean des

Landes ausdehnen und beginnt die Vertreibung und Ermordung der dort siedelnden Indios. Bis 1885 gelingt die völlige Eroberung der Region.

1889

Brasilien. Ein Bündnis aus Armee und Republikanismus zwingt Pedro II. zum Abdanken. Der Monarch emigriert nach Europa. Zwei Jahre später hat das Land eine neue Verfassung. Brasilien wird in einen aus 20 Ländern bestehenden Bundesstaat umgewandelt. Zwar werden nun auch Bürgerrechte garantiert, das Wahlrecht bleibt indes, wie überall auf dem Kontinent, weiterhin nur den lesekundigen Männern vorbehalten – gut zwei Prozent der Bevölkerung.

1899

Kolumbien. Oppositionspolitiker der Liberalen Partei, zumeist wohlhabende Kaffeepflanzer, beginnen einen Kampf gegen die durch Wahlbetrug an die Macht gekommene konservative Partei. Bis 1902 kennen rund 100 000 der vier Millionen Kolumbianer bei Kämpfen ums Leben, dann einigen sich beide Seiten. Die Regierung erlässt eine Amnestie, verspricht Reformen und beteiligt die Opposition künftig an der Macht.

1908

Venezuela. Unter dem neuen Präsidenten Juan Vicente Gómez wird Erdöl zum wichtigsten Exportgut. Gómez fördert die Industrie, schreibt aber auch gesetzlich garantierte

Löhne für die Arbeiter fest. Wie sein Vorgänger ist Gómez ein Diktator, der Presse und Opposition unterdrückt, Wahlen manipuliert – bis zu seinem Tod 1935.

1910

Argentinien. Das Land wird zum größten Rindfleischexporteur der Welt. Von der Nachfrage, vor allem aus Europa, profitieren auch Paraguay und Uruguay.

1912

Argentinien. Die Regierung führt als erstes Land in Südamerika das allgemeine und gleiche Männerwahlrecht ein. Frauen dürfen sich dagegen erst ab 1947 an der politischen Willensbildung beteiligen.

1915

Seit Ende der Kolonialzeit sind mehr als zehn Millionen Menschen nach Südamerika eingewandert – die meisten nach Argentinien und Brasilien. Sie stammen vor allem aus Italien, Spanien und Portugal, zudem aus Mittel- und Osteuropa sowie Japan.

1929

Nach einer Phase der Prosperität in den meisten Ländern des Kontinents stürzt die durch einen Börsenrash in New York ausgelöste Weltwirtschaftskrise Südamerika in eine lange Abschwungphase. Der Export von Erzen, Düngern, Kaffeebohnen bricht völlig zusammen, auf dem Kontinent existieren kaum Fabriken, in denen die Rohstoffe verarbeitet werden könnten, und zum

Aufbau eigener Industrien fehlt das Kapital. In den folgenden Jahren kommen zahlreiche populistische und nationalistic Regierungen an die Macht. 1930 etwa wird der Präsident Argentinien vom Militär gestürzt, im gleichen Jahr setzt sich in Brasilien der Diktator Getúlio Vargas durch.

1932

Bolivien. Truppen dringen in den von Paraguay beanspruchten Gran Chaco ein, eine dünn besiedelte Grenzregion. Der Grund für den nun beginnenden Krieg ist umstritten. Möglicherweise will Bolivien, das seine Häfen im Salpeterminen verloren hat, durch das Flusssystem Paraguays eine Verbindung zum Meer erlangen. Drei Jahre später schließen beide Länder einen Waffenstillstand, 100.000 Soldaten sind ums Leben gekommen. Der Zugang zum Meer aber bleibt Bolivien weiterhin verwehrt. Damit endet der letzte große Krieg in Südamerika.

1946

Argentinien. Oberst Juan Perón gewinnt die Präsidentschaftswahlen, weil er den Arbeitern höhere Löhne und soziale Sicherheit versprochen hat – und weil seine äußerst populäre Frau Eva ihn unterstützt. Perón versteht seine Politik als dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Er will die Arbeiter in Staat und Gesellschaft integrieren und das Land wirtschaftlich wie politisch vom Ausland unabhängig machen. Seine Regierung

kontrolliert die Preise, senkt den Zinssatz zeitweise bis unter die Inflationsrate, schützt die Wirtschaft vor ausländischer Konkurrenz ab – und erzeugt so einen schuldenfinanzierten Wirtschaftsboom, der die Löhne steigen lässt. Doch schneidet der populistische Politiker vor tiefer gehenden Änderungen zurück, etwa einer Agrarreform. Stattdessen sichert er sich durch eine Verfassungsänderung fast diktatorische Befugnisse. Regimegegner können inhaftiert, Zensuren zensiert werden.

1948

Kolumbien. Als ein Führer der liberalen Partei von einem geistig verwirrten Mann erschossen wird, kommt es in Bogotá zu Ausschreitungen. Viele Bürger glauben, die regierende konservative Partei habe den Mörder geduldet. Bald weitet sich der Konflikt zu einem Bürgerkrieg zwischen Anhängern und Milizen der beiden Parteien aus, der zehn Jahre andauern wird.

Venezuela. Rómulo Gallegos wird als erster demokratisch gewählter Präsident des Landes vereidigt. Doch als die linksliberale Staatsoberricht zum Misfall der Oberschicht ankündigt, das Gesundheitssystem für die mittellose Bevölkerungsmehrheit zu verbessern und die Ausgaben für Bildung massiv zu erhöhen, putscht die Armee. Die Militärs verbieten linke Parteien und zerschlagen die Gewerkschaften. Zudem stoppen die Offiziere alle Reformpro-

gramme – und verwenden das eingesparte Geld für eigene Zwecke. In den folgenden Jahren wird in jedem Staat des Kontinents die Regierung mindestens einmal durch das Militär gestürzt.

1953

Kolumbien. Das Militär vertreibt den konservativen Regierungschef. Die Bevölkerung begrüßt den Putsch – verspricht doch der neue regierende General, den Bürgerkrieg (bei dem über 100.000 Kolumbianer ums Leben gekommen sind) zu beenden. Als der Juntachef Struengeler vertrieben, zwingt ihn die Armee 1957 ins Exil. Liberale und Konservative Partei bilden eine „Nationale Front“ und teilen sich die Macht. Fortan stellen sie abwechselnd den Präsidenten, auch die Parlamentssitze werden aufgeteilt – ohne Rücksicht auf Wahlergebnisse.

1954

Paraguay. General Alfredo Stroessner stürzt den Präsidenten. Der neue Diktator muss sich schon bald gegen Umsturzversuche wehren. Doch in den folgenden 35 Jahren wird er acht manipulierte Wahlen gewinnen. Seine Gefolgsleute verhalten sich zahlos brav und folgen ihm.

1955

Argentinien. Das Militär zwingt Präsident Perón ins Exil, da durch dessen Wirtschaftspolitik die Gold- und Devisenreserven des Landes fast aufgebraucht sind und die Wirtschaft stagniert. Unter den Fol-

gen der peronistischen Politik wird das Land noch mehr als drei Jahrzehnte leiden – zumal nun eine Phase der politischen Instabilität beginnt, in der Argentinien abwechselnd von Militär- und Ziviladministratoren regiert wird.

1959

Kuba. Die linken Guerrillas Fidel Castro und Ernesto „Che“ Guevara stürzen den Diktator Fulgencio Batista und verstaatlichen Unternehmen sowie Grundbesitz. Ernützt durch die Kubanische Revolution, bilden nun fast überall in Südamerika Arbeiter-, Land- und Fabrikarbeiter – vielfach Indios – Guerillabewegungen, die gegen ihre nachteiligen Regierungen sowie die traditionellen Eliten kämpfen, um gerechtere Gesellschaftsordnungen zu errichten.

1961

Ecuador. Der populistische Präsident José María Velasco Ibarra muss nach blutigen Protesten der Arbeiter gegen seine erlöbige Wirtschaftspolitik zurücktreten. Der Politiker hat das Land bereits zum vierten Mal geführt. In dieser Zeit sind von ihm versprochene Reformen – etwa die Umverteilung des Landes zugunsten der Armen – immer wieder am Widerstand des Parlaments gescheitert. Sein Nachfolger wird zwei Jahre später von Offizieren gestürzt. Doch auch die können die ökonomischen Probleme Ecuadors nicht lösen und müssen die Macht nach Protesten wieder abgeben.

1777: DER AUFGETEILTE KONTINENT

1962

Uruguay: Raúl Sendic, Jurist und Arbeiterführer, gründet die „Nationale Befreiungsbewegung – Tupamaros“. Die nach Tupac Amaru II., dem peruanischen Rebellenkommandanten des 16. Jahrhunderts, benannte Umsturzorganisation will das Land von korrupten politischen Eliten und der Willkür des Militärs befreien sowie eine sozialistische Gesellschaftsordnung errichten. Ihre Kampfstrategie: Agitation, Sabotage, Bombenanschläge, Entführung, Mord – wird bald von anderen Terrorgruppen Südamerikas übernommen. 1973 werden die Tupamaros von Regierungstruppen zerschlagen. Sendic wird verhaftet.

1964

Kolumbien: Auch unter der Nationalen Front herrscht kein Frieden im Land. Im Gegenteil: Immer mehr Menschen schließen sich Guerillaorganisationen an, wie den in diesem Jahr gegründeten „Kolumbianischen Revolutionären Streitkräften“ (FARC), die bald große Regionen unter ihre Kontrolle bringen.

Brasilien: Die Wirtschaft stagniert. Als der Präsident zur Bekämpfung der zunehmenden Armut soziale Reformen ankündigt, putscht das Militär und errichtet ein totalitäres Regime. Die große Mehrheit der Bevölkerung lebt weiterhin in Armut. Als die Inflationsrate 1982 auf 200 Prozent steigt und das Land immer tiefer in eine Wirtschafts-



Per Vertrag von Madrid und Lissabon 1777 ihren Streit um die Grenzen Brasiliens. Die beiden Kolonialmächte kontrollieren nun fast ganz Südamerika: Spanien hat das Vizekönigreich Peru, Neu-Granada und Rio de la Plata sowie das Generalkapitanat Venezuela eingerichtet. Portugal das Vizekönigreich Brasilien. Doch schon bald streben die ersten Regionen nach Unabhängigkeit

und Finanzkrise gerät, verliert die Junta an Autorität und muss schließlich freie Wahlen dulden.

1967

Bolivien: Che Guevara wird von Militärs gestürzt. Er ist im Jahr zuvor mit einigen Kämpfern nach Bolivien gekommen, um dort einen Guerillakrieg zu beginnen und die arme

Landbevölkerung für eine Revolution zu gewinnen. Doch die Bauern haben sich den Kämpfern nicht angeschlossen. Auf sich gestellt, wurde die kleine Gruppe schon bald von Soldaten aufgegeben.

1968

Peru: Das Militär putscht gegen den libanesischen Präsidenten Fernando Belaúnde

de und löst das Parlament auf. Belaúnde hatte versprochen, die Armut im Land zu bekämpfen. Doch für die linken Putschisten war seine Reformagenda nur Stückwerk. Im Gegensatz zu den meisten anderen südamerikanischen Militärdiktaturen wollen die Offiziere unter General Juan Velasco Alvarado die sozialen und wirtschaft-

lichen Strukturen ihres Landes tatsächlich zugunsten der Besitzlosen ändern. Dabei scheuen sie nicht einmal den Konflikt mit den mächtigen USA – etwa als sie 1968 den peruanischen Besitz einer US-Ölfirma verstaatlichen. Doch nun ließen dringend benötigte Investitionen von internationalen Firmen aus. Und im Inland findet Velasco kaum Unterstützung. Als er 1975 schwer erkrankt, stürzt ihn eine Gruppe von Offizieren. Doch wachsende wirtschaftliche Probleme und zunehmende Unruhen veranlassen die Junta vier Jahre später, freie Wahlen auszuschieben, die der 1968 vertriebene Fernando Belaúnde erneut gewinnt.

1971

Bolivien: Nach einem Putsch errichten Offiziere ein Militärregime, heben die Bürgerrechte auf und unterdrücken die Arbeiterbewegung. Zehn Jahre später zwingt eine Wirtschaftskrise auch dieses Regime zur Demokratisierung.

1973

Argentinien: Juan Perón wird abermals zum Präsidenten gewählt. Als er Mitte des folgenden Jahres stirbt, tritt seine dritte Frau Isabel, die dahin Vizepräsidentin des Landes, seine Nachfolge an. In den folgenden Jahren kommt es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Fraktionen der Peronisten: zwischen linken Aktivisten, die Argentinien in einen marxistischen Staat umwandeln wollen, und eher

konservativen Anhängern des Verstorbenen.

Uruguay. Das Militär ergreift die Macht. Mindestens 50.000 Menschen werden in den folgenden Jahren verhaftet, zahllose ermordet und gefoltert. Ab 1984 erheben sich die Bürger massiv gegen die Junta, die im folgenden Jahr zurücktreten muss.

1973

Chile. Präsident Salvador Allende kommt ums Leben, als die eigene Armee gegen ihn putscht und die Luftwaffe seinen Amtssitz bombardiert. Der demokratische Sozialist hatte unter anderem damit begonnen, Ackerflächen an die mittellose Landbevölkerung zu verteilen. Doch weil in den Monaten zuvor die Inflationsrate auf bis zu 600 Prozent angestiegen war, hatten die Chilenen immer wieder gestreikt. Nun übernimmt Heereschef Augusto Pinochet die Regierung. Seine Geheimpolizei verschleppt und ermordet in den folgenden Jahren Tausende Oppositionelle. Als die Wirtschaftsleistung des Landes wieder zunimmt, lässt Pinochet 1978 über seine Politik abstimmen – und erhält die Zustimmung von 75 Prozent seiner Landsleute.

1974

Argentinien. Nach der Ermordung des Polizeichefs erklärt Präsidentin Isabel Perón den Ausnahmezustand und beauftragt die Armee mit der Bekämpfung „subversiver Elemente“ wie der Stadtguerilla Montoneros (die



Heute gibt es auf dem Festland Südamerikas zwölf demokratisch verfasste Staaten sowie das französische Übersee Departement Guayana. Die Grenzen spiegeln zum Teil noch immer die alten Verwaltungsstrukturen wider, mit deren Hilfe der Kontinent und seine Bewohner jahrhundertlang durch Spanien, Portugal und einige andere Nationen ausgebeutet wurden

zahlreiche Bombenanschläge verübt), der linken ERP-Miliz (die zeitweise große ländliche Gebiete unter ihre Kontrolle gebracht hat) und der Gewerkschaften (die die konservative Politik Perón bekämpften). Rechte Todeschwadronen im Auftrag der Regierung ermorden Hunderte Kritiker und Rebellen.

1976

Argentinien. Ende März stürzt eine Militärgunta unter Führung von General Jorge Rafael Videla die Präsidentin und stellt sie unter Hausarrest. In den Wochen zuvor sind im Durchschnitt täglich fünf Menschen aus politischen Gründen ermordet worden. Nun geht die Junta hart gegen Terror-

milizen vor – aber auch gegen demokratische Oppositionelle und völlig unpolitische Bürger.

1982

Falklandinseln. Argentinische Truppen besetzen am 2. April die von Großbritannien seit 1765 verwaltete Inselgruppe. Da viele Argentinier die nahen Falklands als

zum eigenen Territorium gehörend betrachten, hofft die Junta, mit dem Angriff die Sympathien der Bürger zu gewinnen und von wirtschaftlichen Problemen abzulenken. Doch schon am 14. Juni unterlegen ihre Einheiten einem britischen Korps.

Argentinien. Am 1. Juli erklärt die Junta, sie wolle zur verfassungsmäßigen Ordnung zurückkehren – wegen der Niederlage gegen Großbritannien hat sie endgültig ihre Autokratie verlassen. Nach demokratischen Wahlen im folgenden Jahr ist die Aya der Militärdiktatur in Argentinien beendet. Der nun gewählte liberale Präsident Raúl Alfonsín wird 1989 von einem Peronisten abgelöst.

1989

Paraguay. General Andrés Rodríguez stürzt Diktator Alfredo Stroessner und schiebt ihn nach Brasilien ab. Anschließend lässt er fast alle verbotenen Parteien wieder zu, zahlreiche Gefolgsgelüste des Diktators werden verhaftet. Wenige Monate später wird Rodríguez mit großer Mehrheit zum Präsidenten gewählt.

1990

Chile. Augusto Pinochet tritt als Regierungschef zurück. Zwei Jahre zuvor haben 55 Prozent der Chilenen bei einer Abstimmung über seine Politik gegen ihn votiert. Obwohl ein Christdemokrat die daraufhin ausgeschriebene Präsidentschaftswahl Ende 1989 gewonnen hat, gibt der letzte Militärdiktator

Südamerika nur einen Teil der Macht ab: Bis 1998 behält er das Oberkommando des Heeres, dem lässt er sich zum Senator ernennen, obwohl sich die Parlamentarierheit dagegen ausgesprochen hat. Pinochet stirbt 2006 in Santiago.

1991

Paraguay, Argentinien, Brasilien, Paraguay und Uruguay gründen die Freihandelszone Mercosur. Bis 1995 entsteht ein gemeinsamer Markt fast ohne Zollschranken, ein Wirtschaftsraum mit 180 Millionen Menschen. 2005 tritt Venezuela dem weltweit zweitgrößten Wirtschaftsraum bei: Bolivien, Chile, Ecuador, Kolumbien und Peru schließen Assoziationsabkommen.

1992

Peru. Geheimpolizisten verhaften Abimael Guzmán, den Führer der Guerillaorganisation Sendero Luminoso („Leuchtender Pfad“). Dessen Untergangskämpfer haben 1980 den bewaffneten Kampf aufgenommen und das Land in den Jahren darauf durch Mordanschläge, Sabotageakte und die gewaltsame Verwerfung ganzer Landstriche terrorisiert. Angeleitet von Guzmán radikalisierte Mao Zedong orientierte Ideologie, entwickelten sich die Senderistas zur erbarmungslosesten aller südamerikanischen Guerillagruppierungen. Fast 70 000 Menschen kamen durch ihre Verbrechen sowie die gewalttätige Reaktion des peruanischen Militärs ums Leben. Nach

Guzmán Verhaftung verlieren die Guerrilleros jedoch an Einfluss und gelten wenige Jahre später als besiegt.

1993

Kolumbien. In Medellín erschießt die Polizei Pablo Escobar, den Chef eines der größten Drogenkartelle der Welt. Seit Mitte der 1970er Jahre hat Escobar mit Bestechung, Mord und Bombenanschlägen ein Imperium aufgebaut. Für das kolumbianische Bauern-Coca-Strichler anbauen. Dessen Blätter werden in peruanischen Chemiefabriken zu Kokain verarbeitet, das eine Armees von Kuriere in die USA schmuggelt. Wählt 500 000 Bauern leben in dem Land vom Coca-Anbau.

1996

Kolumbien. 15 Millionen Menschen, ein Drittel aller Einwohner des Landes, versammeln sich, um gegen den seit 35 Jahren andauernden Krieg zwischen der Regierung und Guerillagruppen wie der FARC zu protestieren. Fast 100 000 Menschen sind in dieser Zeit ums Leben gekommen. Als die Regierung Verhandlungen mit den Rebellen aufnimmt und auf deren Forderung hin im Andenvorland alle Soldaten aus einem Gebiet so groß wie Niedersachsen zurückzieht, entsteht dort ein Staat im Staat „Farcland“, ein Rekrutierungs- und Rückzugsgebiet der Guerrilleros und die ökonomische Basis (etwa durch den Coca-Anbau) für weitere Kämpfe. 2002

rücken Regierungstruppen wieder auf das Gebiet vor. Obwohl die Gespräche später fortgesetzt werden, ist es bis heute nicht zu einem dauerhaften Frieden gekommen.

Venezuela. Der Sozialist und ehemalige Offizier Hugo Chávez gewinnt die Präsidentschaftswahl. Chávez träumt, wie sein Vorbild Sínthín Bolívar, von einem vereinten Südamerika, ja von einer lateinamerikanischen Union. Er verkauft Erdöl an Kuba zu niedrigen Preisen, erwirbt für fünf Milliarden Dollar argentinische Staatsanleihen, als das Land 2001 zahlungsunfähig ist. Doch Venezuelas soziale Probleme sind auch nach seiner 14-jährigen Regierungszeit nicht beseitigt.

Auch nach dem Ende der Militärdiktaturen sind Südamerikas Politiker oft unfähig, die Probleme ihrer Länder zu lösen.

Argentinien etwa ist 2001 pleite, weil die regierenden Persönlichkeiten im Jahrzehnt zuvor die Staatsverschuldung mehr als verdoppelt und die Inflation angeheizt haben. Nun leidet fast die Hälfte der Bürger in Armut. Zwar verzichten mehr als 90 Prozent der Gläubiger auf einen großen Teil ihrer Kredite. Doch leiden die Argentinier bis heute unter den Folgen der Krise.

Ab 2003 entwickelt sich Brasilien unter dem sozialistischen Präsidenten Luiz Inácio Lula da Silva von einem der meistverschuldeten Länder nach und nach zum Gläubigerstaat.

Zudem steigt dank gezielter Wirtschafts- und Sozialpolitik die Binnennachfrage, sodass Millionen neuer Arbeitsplätze entstehen. So gewinnt da Silva, der selbst in einem Arminverdienst aufgewachsen ist, 2006 erneut die Wahlen in demokratischen Brasilien.

Vier weitere südamerikanische Staaten werden nun von demokratischen Regierungschefs geführt: Chile, Kolumbien, Peru sowie Uruguay (das seit 2010 von José Mujica regiert wird, einem früheren Guerillero der Tupamaros).

In Argentinien, wo Staatsanwälte seit der Präsidentschaft von Néstor Kirchner die von seinen Vorgängern geschützten Helfer der Junta konsequent verfolgen, ist die Bevölkerungsmehrheit mehr und mehr bereit, demokratische Werte zu verteidigen. Das bekommt auch Kirchners Witwe und Nachfolgerin Cristina Fernández de Kirchner zu spüren: Als sie die Pressefreiheit und die Unabhängigkeit der Justiz einschränken will, demonstrieren Hunderttausende gegen die Präsidentin.

Paraguay wird nach wie vor von Vertretern der alten Eliten beherrscht. Dort regiert seit gut 60 Jahren fast ununterbrochen die Colorado-Partei (der auch der Diktator Alfredo Stroessner angehörte); erst 2012 hat deren Führung den vom Volk gewählten Präsidenten Fernando Lugo auf nicht verfassungskonforme Weise aus dem Amt gedrängt.

Venezuela, Bolivien und Ecuador hingegen

wenden von sozialistischen Politikern geführt. Ihre Präsidenten haben in den vergangenen Jahren zumindest zeitweise ohne parlamentarische Kontrolle regiert, die Arbeit der Opposition behindert, die Justiz beeinflusst oder die Pressefreiheit unterdrückt.

Gleichwohl ist Evo Morales, der erste indigene Regierungschef Boliviens, bei der Bevölkerung beliebt – unter anderem deshalb, weil der 2006 vereidigte Sozialist durch Förderung der Bildung die Integration der indischen Mehrheit (52 Prozent der Bürger, südamerikanischer Durchschnitt ist rund zehn Prozent) in Staat und Wirtschaft vorantreibt. Dennoch leiden viele Einwohner Not, gehört Bolivien, wie alle südamerikanischen Staaten, nach wie vor zu den Ländern mit den größten Einkommensunterschieden weltweit.

Bei allen Problemen ist Südamerika heute aber insgesamt so demokratisch, friedlich und ökonomisch stabil wie noch nie seit der *conquista*. Die Zeit der Militärdiktaturen ist vorbei, fast alle Guerillabewegungen haben ihre Kämpfe eingestellt, in den meisten Staaten sinkt die Zahl der Armen.

Zum ersten Mal seit 500 Jahren, so scheint es, steht der Kontinent vor einer Epoche der nachhaltigen Konsolidierung. ●

Olaf Mischen, Jg. 1958, ist *FirstGlance*-Moderator. Stefanie Peters, Jg. 1963, korrigierte im Team von GEOGRAPHIE.

Reportagen im Bündel

Die inzwischen abgeschlossene Hefereihe GEOthema gibt es jetzt auch als Gesamtwerk im Schubser – und zum Sammlerpreis



Fotografische Glasstücke im weißen Rahmen:
die Ausgaben der Sonderheftreihe GEOthema

So lebt der Mensch, so glaubt er und so entdeckt er die Welt – so lauten einige der Titel der insgesamt zehn epulentes Sonderhefte, die die GEO-Redaktion in den vergangenen Jahren unter dem Namen GEOthema veröffentlicht hat. Darin versammelt: die schönsten und spannendsten Reportagen aus GEO; ausgewählt, frisch zusammengestellt und optisch besonders aufwendig gestaltet. Mit neuem, großzügigen Layout und besonders viel Raum für die Arbeiten der besten internationalen Natur- und Reportage-Fotografen. Und natürlich sind in jedem Heft weitere, bislang unveröffentlichte Aufnahmen abgedruckt.



Mit der letzten Ausgabe ist die „Best of GEO“-Reihe 2014 beendet. Jetzt sind alle GEOthema-Hefte im praktischen Schubser zu kaufen, das Fächer-Bündel (bestehend aus entweder den Ausgaben 1-5 oder den Ausgaben 6-10) kostet 18 Euro, das Gesamtpaket mit allen zehn GEOthema-Heften 41 Euro.
Ab sofort im GEO-Shop erhältlich:
shop.geo.de/insathema

GEOEPOCHE Digital

Alle aktuellen sowie immer mehr frühere Ausgaben von GEOEPOCHE sind jetzt auch als eMagazines erhältlich



Eine digitale Version des neuen Heftes sowie der vergriffenen Ausgabe »Maya, Inka, Azteken« können heruntergeladen werden

Die jeweils aktuelle Ausgabe von GEOEPOCHE ist nun immer auch als digitales eMagazine verfügbar, grafisch aufbereitet für iPad und Android-Tablets. Die elektronische Version ist inhaltlich identisch mit dem gedruckten Heft – allerdings kann man sich viele Beiträge auch vorlesen lassen. Nach und nach werden zudem ältere Hefte digitalisiert. So steht jetzt die Ausgabe »Maya, Inka, Azteken« zum Download bereit. Erhältlich sind die eMagazines als Einzelangaben in der GEOEPOCHE-Kiosk-App sowie in unterschiedlichen Abonnements auch im GEO-Shop. Näheres zu den Bezugsmöglichkeiten ist nachzulesen unter: www.geo-epoche.de/digital



Die Redaktion von GEOEPOCHE erreichen Sie in der digitalen Welt über den Facebook-Account und den Briefkasten der Website www.geo-epoche.de

ROTE ARMEE FRAKTION

Deutschland und der Terrorismus
1968–1998



Ein Foto als Lebenszeichen: Wochenslang verhandelt die Bundesregierung 1977 mit Vertretern der RAF über die Freilassung des von den Terroristen verschleppten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer. Mit seiner Entführung beginnt die bis dahin schwerste innere Krise der Republik

DIE KUNST ITALIENS

Der Terror, den der Schriftsteller Heinrich Böll den „Kampf der sechs gegen 60 Millionen“ nennt, die Reaktion des Senates, die Rastereinführung, die Suche nach Sympathisanten, die Blattpar der Rote Armee Fraktion, die Versuche, mit Anschlägen gefangene Genossen zu befreien, die Hungerstreiks, Selbstmorde, Schießereien, Straßensperren – all das kulminiert in einer Oktobernacht des Jahres 1977: Im sonalischen Mogadischu stürmt eine Spezialeinheit die Luftkassens-Maschine „Landshut“, befreit die Passagiere und erschließt drei der vier palastinensischen Geiselnachmen.

Im stiebten Stock des Gefängnisses Stuttgart-Stammheim nehmen sich die RAF-Anführer Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe das Leben. Und in einem französischen Wald erschießen ihre Anhänger den mehrere Wochen zuvor entführten Arbeitgeberpräsidenten Hannu Martin Schleyer. Der Versuch, die inhaftierten Terroristen freizupressen, die „Big Rausch“, ist gescheitert.

An diesem 18. Oktober endet der „Deutsche Herbst“, endet die erste Generation der RAF. Endet auch ein Jahrzehnt, in dem sich viele junge Deutsche radikalisiert haben, bis einigen von ihnen kein anderer Ausweg mehr möglich schien als die Gewalt.

In seiner nächsten Ausgabe erzählt GEO EPOCHÉ die Geschichte dieser Jahre, von den Anfängen der Studentenbewegung, der Erschießung des Demonstranten Benno Ohnesorg, über den Weg der RAF in den Untergrund bis zu den letzten Morden ihrer Nachfolger an Alfred Herrhausen und Detlev Karsten Rohwoldt. Erklärt, wie andere Länder in diesen Jahrzehnten unter politischem Terrorismus leiden. Und versucht, jenen Anschlag zu rekonstruieren, der für den beginnenden Terror von rechts steht: das Oktoberfest-Attentat von 1980.

Politische Gewalt, ideologische Verblendung und ein Vierteljahrhundert deutscher Geschichte: in GEO EPOCHÉ.

Die nächste Ausgabe
von GEO EPOCHÉ erscheint
am 15. April 2015

Nacht entsteigt die Liebesgötterin dem Meer – eine Schönheit, die zwei Windgötter an die Gestirde einer Insel gepusht haben: „Die Geburt der Venus“, die Sandro Botticelli um 1485 in Florenz erschafft, ist ein Liebesreiz kaum zu übertreffen – eine Sensation selbst in dem kunstreichsten Land Europas.

Italiens kulturelle Blütezeit beginnt um 1300, als Mäler die Wirklichkeit zum Leitbild erheben und die Senenre der mittelalterlichen Kunst überwinden. 100 Jahre später entdecken die Genies der Renaissance die Zentralperspektive, entwerfen neue Ideale und Motive. Ihr Streben nach Schönheit und Harmonie gipfelt in den Werken Leonardos, Michelangelos, Raffael und Titians.

Mit leidenschaftlicher Dramatik erfüllen danach die Mäler und Bildhauer des Barock päpstliche Aufträge. Erst als die Region im 18. Jahrhundert in Agonie verfällt, verliert auch die zeitgenössische Kunst an Strahlkraft.

GEO EPOCHÉ EDITION präsentiert die Ära der italienischen Meister, die von 1300 bis 1750 die Kultur auf dem Kontinent pflügen.



Sandro Botticelli: „Die Geburt der Venus“

Die nächste Ausgabe
von GEO EPOCHÉ EDITION
erscheint am 15. April 2015

ZULETZT ERSCHIENEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder im Internet auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE